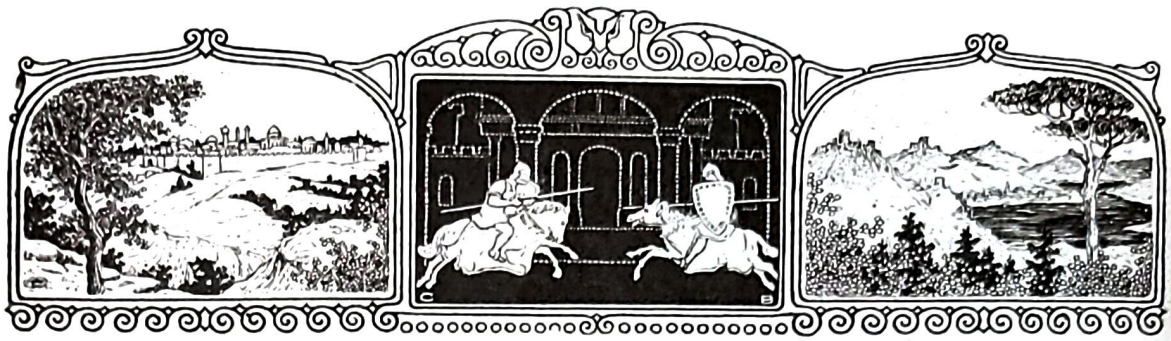


Die Babenberger.

Der ganz eigenartige Zeitabschnitt in der geschichtlichen Entwicklung der österreichischen Stamm- und Erblande, in welchem das erlauchte Geschlecht der Babenberger den festen Grundstein zu dem gewaltigen Baue legte, den wir heute als Österreich kennen, fällt in jene Jahrhunderte, die man so gerne als das „finstere Mittelalter" — mit einer gewissen Geringschätzung — bezeichnet, obwohl in demselben ein kräftigeres Geschlecht Einrichtungen schuf und ausgestaltete, welche nicht nur unserem heutigen Lebensbrauchtum und seiner Gesellschaftsordnung zur Grundlage dienen, sondern zu welchen wir, nachdem wir sie als veraltet verworfen haben, wieder reumütig zurückkehren. Die angebliche Finsternis muß also denn doch nicht so besonders dicht gewesen sein als man gerne glauben machen wollte, und sie war es auch nicht, — wie es die folgenden Blätter — zum Ruhme der Babenberger wie der Österreicher — zeigen sollen.

Als nach der unruhsamen Zeit der Völkerwanderung — besser gesagt der „Völkerausschreitung" — das Völkergewoge in etwas zum Stillstande gekommen war und allmählich — gleich einem zur Ruhe gelangenden Lavastrom — zu erstarren begann, da kristallisierten sich um die zahlreich vorhandenen Einzelhöfe, Ortschaften und Städte, bald neue Ansiedelungen im raschen Wachstum, so daß die altbestandenen Einzelhöfe sehr rasch entweder zu Herrensitzen erstarkten oder zu Dörfern, Marktflecken, wohl selbst zu Städten sich erweiterten, besonders dort, wo eine Klostergründung emporwachsend zum Mittelpunkte eines regen landwirtschaftlichen Betriebes wurde und damit auch zur Sammelstelle des Gewerbefleißes, so wie des bald sich einstellenden Zuzuges der Handelsleute. Die Tatsache, daß mehr als die Hälfte der noch heute gebräuchlichen Ortenamen innerhalb der Grenzen der ehemaligen Babenbergerlande schon bestand als dieses Geschlecht zum erstenmale in der Geschichte Österreichs genannt wurde, auch zum weitaus größten Teile aus vorchristlichen, ja, vorrömischen Zeiten übernommen wurde, und daß bei dem Erlöschen des Babenbergischen Regentenhauses aber schon fast alle jene Ortenamen die wir heute noch nennen, schon bekannt waren, so, daß nur wenige Ortegründungen in nachbabenbergische Zeitläufe einzureihen sind, beweist einerseits, daß die gesegneten Gaue Österreichs seit Urtagen dicht bevölkert und niemals eine menschenleere Wüste waren, und daß die Babenberger es wohl verstanden hatten ihre Gebiete zu bevölkern und höherer Nutzbarkeit zuzuführen.

Zwei wichtige Umstände kamen ihnen dabei wohl zu Hilfe, doch, daß sie diese zu erkennen und zu verwerten verstanden, das eben begründete von vorneherein ihr Glück wie ihren Ruhm. Der erste jener Umstände war der wichtige Vorzug dieses Gebietes, daß es von zwei Weltstraßen durchzogen wurde und noch durchzogen wird, welche sich in der Mitte desselben kreuzen; Straßenzüge, welche mit ihren zahlreichen Verästelungen das westliche Europa mit dem Oriente, und die nördlichen Teile Europas, die Nordsee (mare Germanicum), die Ostsee (mare Suevicum) sowie die uralte Handelsstadt Kiev, die „Mutter der russischen Städte", mit Italien und dem Mittelmeer verbanden. Die erste dieser beiden Weltstraßen war und ist die Donau, auf welcher schon seit sagenhaften Zeitenfernen sich ein reger Schiffsverkehr ausgebildet

hatte, der bis in den Pontus euxinus, nach Byzanz und darüber hinaus reichte. Die zweite Straße war die uralte Bernsteinstraße, die schon in weitvorrömischer Zeit von zahlreichen Handelskarawanen auf- und abwärts benützt wurde und vom alten Vianiomina, das die Römer in Vindobona verwelschten, über den „Simitirich" (Gemsenbereich, heute Semering) südwärts nach Aquileja und über die Portenau (heute Pordenone) nach Italien führte. Wie sehr die Babenberger den Wert dieser Straße erkannten, bezeugt der Umstand, daß Portenau eines der ersten Besitztümer der Babenberger war, das sie südlich der Alpen erwarben, um diese Straße in ihrer Gewalt zu haben. Der weitere Umstand, daß der Kreuzungspunkt dieses wichtigen, vielfach verästelten Straßennetzes, durch geognostische Verhältnisse bestimmt gerade an dem Punkte seinen unverrückbaren Knotenpunkt auswies und noch ausweist, an welchem Wien seit Jahrtausenden liegt, erklärt es sofort, daß und warum jene Stadt schon in weit vorrömischer Zeit entstehen mußte und daß sie aus den ganz gleichen Notwendigkeitsgründen immer bewohnt und niemals verödet war; auch nicht nach dem Abzuge der Römer, da Wien noch heute seine uralten Straßen und Plätze bewahrt, die später der Römer wohl benützte, sie aber unzerstört verlassen hatte, als der sangesberühmte Gothe Theodorich (Diedrich von Bern) in Wien einzog und da seinen Königshof begab (Im alten Prätorium, dem „Berghof" am „altum forum", dem heutigen „Hohen Markt").

Der zweite jener glücklichen Umstände war der nicht minder wichtige Vorzug der Babenbergerlande, daß sie selber reich an wichtigen Boden- und Landwirtschaftshervorbringungen wie auch an Kunst- und Gewerbeerzeugnissen waren, und mit solchen Überflüssen auch selbst den Handel anzulocken vermochten.

Die Donaustraße sowohl, als auch die Bernsteinstraße, brachte aber nicht nur die Züge der Kaufleute in und durch das Land, welche Gewinn suchend und Gewinn bringend, stets willkommene Gäste waren, sondern auch andere Wanderzüge, welche weniger willkommen, oft sogar gefürchtet waren. Es waren dies die Wanderzüge der „Übergeborenen", welche auswandern mußten, wenn ihre Heimat sie nicht mehr ernähren konnte, um sich eine neue Heimat zu suchen. Klug wußten die Babenberger diesen Menschenstrom zu Ansiedelungszwecken zu nützen, indem sie diesen Zuzüglern noch unbewohnte Waldstrecken anwiesen, und auf diese Art sonst lästige Gäste in ein tüchtiges Bauernvolk verwandelten. Die hunderte von neuentstehenden Ortenamen im Lande während der Babenbergerzeit geben davon beredte Kunde.

Und gerade diese Ortenamenkunde gibt uns noch ganz andere, bisher viel zu wenig beachtete Aufschlüsse über die vorbabenbergische Bevölkerung jener Donaulande, indem Ortenamen, deren Wortform eben in vorbabenbergische, ja vorrömische Zeiten zurückweist, noch heute blühenden Orten anhaften. Da es damals darüber keine Aufzeichnungen und keine Landkarten gab, so konnten diese Ortenamen nur durch mündliche Überlieferung von Geschlecht zu Geschlecht bis heute fortgepflanzt worden sein, wodurch deren ununterbrochener Bestand seit Urtagen bis heute durch alle Kriegsstürme hindurch klar erwiesen ist. Das besonders Kennzeichnende dabei aber ist, daß gerade die ältest klingenden Ortenamen in den Gebirgsgegenden nördlich und südlich der Donau sich finden, und allemal in bestimmbaren Gruppenbildungen auftreten, wobei der Mittelpunkt eines solchen Gruppengebietes meist mit einer der alten Städte, wie Eggenburg, Meissau, Laa, Steyr, Scheibbs usw. zusammenfallen. Rund um diese wichtigen Mittelpunkte, welche hinter Gebirgen versteckt lagen, finden sich, die Taleingänge verteidigend, in der Ebene vor dem Tale ein Schloß — das Tal verschließend — und auf den Höhen über dem Taleingang eine Burg oder deren mehrere, welche dem etwa eingedrungenen Feind den Weitermarsch zu hemmen hatten. Aber auch in den Ebenen selbst finden sich uralte Ortenamen, welche bezeugen, daß auch die Ebene große Verschanzungen hatte, um bei Einfällen den Bewohnern des flachen Landes zum Zufluchtsorte für ihre Herden und fahrende Habe zu dienen. Zu diesen zählen Wien, Tulln, Pottendorf usw. Ebenso waren die Straßen, namentlich die Donaustraße durch eine lange Burgenreihe gesichert. Alle diese Ortenamengruppen, welche für sich Grafschaften, ja kleine Königreiche gebildet hatten, schirmten sich aber gemeinsam durch einen langen Burgen- und Schlössergürtel gegen östliche Einfälle. Beginnt man an der mährischen Grenze, so kann man die Linie dieser östlichsten Burgenreihe bei Lundenburg anfangend, leicht verfolgen durch folgende Ortenamen: Feldsberg, Schrattenberg, Lichtenwarth, Rabensburg, Hohenau, Drösing, Jedenspeigen, Stillfried, Theben einerseits bis zur Donau Fühlung suchend mit dem alten Hainburg, anderseits von Stillfried westlich ziehend Schweinbarth, Bockfließ, Wolkersdorf, Bisamberg. Dieser vorgeschichtlichen, noch heute wohl erhaltenen Wallanlage gegenüber erhob sich am linken Donauufer der Zeizzoberg, von den Römern mons cetius genannt (der heutige Leopoldsberg bei Wien), auf welchem ebenfalls, heute noch gut erkennbar, mächtige Erdwallbauten eine uralte Befestigungsanlage bezeugen. Ja, noch mehr. Der Sattel zwischen dem

Leopoldsberg und dem Kahlenberg weist heute noch die deutlich erkennbaren Spuren einer Straße auf, welche über diesen Sattel führte, und daher der Vermutung Nahrung gibt, daß die Uferstraße längs der Donau, welche heute an den Steilabstürzen des Leopoldsberges vorbeiführt, damals nicht bestand, oder aus Sicherheitsgründen abgegraben und in den Strom versenkt war, um dort einfallende Heerzüge aufzuhalten. Von dieser wohlbefestigten Hauptfeste lief nach Süden abermals eine starke Kette von Burgen und Schlössern bis nach Steiermark hinein, welche durch folgende Ortenamen bestimmbar wird: Sievering, Dornbach, Hadersdorf, Punkersdorf, Mauer mit zwei Burgen, Rodaun, Kalksburg, Kammerstein Liechtenstein, Mödling, Baden mit den Drei-Burgen: Rauhenstein, Rauhenegg und Scharffeneck, das Tal der Schwechat bergend, dann Gainfahrn mit Burg Merkenstein, Pottenstein, Hörnstein, Wöllersdorf mit Waldegg, Starhemberg und Emmerberg, Puchstein, Stürzenstein, Pöttschach, Stuppach, Glocknitz und die Straßenburg Klamm, dann ostwärts ziehend die Burgen: Wartenstein, Steyersberg, Thernberg, Seben-Wildenstein, Pitten, Thernberg usw. bis Hollenthon und darüber hinaus.

Das Herüberragen jener uralten, vorrömischen Ortschaften bis in unsere Tage herein, beweist, daß die Berichte stark übertrieben waren, welche behaupteten, daß durch die Avaren-, Hunnen- und späteren Magyareneinfälle das Donauland zur menschenleeren Wüste geworden sei, was wohl von einzelnen Teilen der Ebene zeitweise gegolten haben mochte, niemals aber vom gesamten Lande, keinesfalls aber von dessen gebirgigen Teilen innerhalb jener Burgengürtel. Daß auch Städte wie Wien, Hainburg u. a. innerhalb dieser Kriegszeiten nicht untergingen, gibt dafür Bürgschaft, daß jene Asiatenhorden die Einwohner und deren Sitze, und das schon in ihrem eigensten Interesse, geschont hatten, womit aber keinesfalls behauptet sein soll, daß sie milde gewaltet hätten. Sie schonten eben Leben und Eigentum der Seßhaften nur in so weit, als sie es zum eigenen Unterhalt ihrer Scharen und Rosse benötigten, da sie selbst weder Ackerbau, Viehzucht noch Gewerbe betrieben, aber doch Nahrung, Kleidung, Wohnung, Rosse und Waffen bedurften. So ist es wohl erklärlich, daß sie das Land und seine Bewohner erschöpft und ausgesaugt nach ihrem Abzug hinterlassen haben, stellenweise wohl auch gründlich verwüstet, aber es weder entvölkerten noch auch zur völligen Wüste gemacht hatten.

War nun aber schon im Jahre 823 der Name der Avaren aus den Chroniken verschwunden, so ging doch die karolingische Ostmark dem deutschen Reiche im Laufe des Jahrhunderts wieder verloren, denn die Magyaren hatten das Erbe der Hun-Avaren angetreten und der jungen Ostmark ein vorzeitiges Ende bereitet. Erst nach dem geschichtlich berühmten St. Laurenziustag, dem 10. August 955, wurde am Lechfelde vor Augsburg die Gewalt der Magyaren gebrochen und ihr gewaltiges Heer unter ihren Führern Lehel, Verbults und Boton so gründlich aufgerieben, daß nur sieben Magyaren mit abgeschnittenen Ohren in ihre Heimat entlassen wurden, um dort die Unheilsboten der Vernichtung ihrer Macht zu sein.

Wohl wird berichtet, daß noch dreißig Jahre nach der Lechfeldschlacht die Magyaren im Besitze des festen Medelikke (Melk) und des sangesberühmten Bechelaren (Pöchlarn) gewesen seien und ihre östliche Grenze die Erlaf gebildet habe, sie somit auch im Besitze der inneren Gebirgslande sowohl südlich als nördlich der Donau gewesen wären, doch ist dieser Besitz lediglich nur als ein Tributverhältnis der eingesessenen Urbewohner aufzufassen, welche unter ihren Stammesgrafen und kleinen Königen belassen wurden. Die Chronik des Lilienfeldermönches Ortilo nennt für diese Zeit einen Markgrafen Rüdiger von Bechelaren — den auch das Nibelungenlied als Dienstmann König Etzels nennt — und welcher einer jener tributpflichtigen Grafen gewesen ist. Er war eben ein deutscher Lehensmann der Magyaren und als solcher deren Grenzgraf; sonst aber selbständig, sobald er nur seinen Tribut leistete. Das eigentliche Reich der Magyaren konnte sich nur auf die Ebenen erstrecken, während die Gebirgsgegenden nur deren tributpflichtige Gebiete bedeuten. Das wird sich später noch deutlicher zeigen.

Bald nach der Lechfeldschlacht errichtete Kaiser Otto der Große die Ostmark, wie er ja auch das römisch-deutsche Kaisertum wieder aufrichtete, aber in der Verfassung der Marken war eine Änderung eingetreten. Während die karolingischen Marken der fränkischen Kaiser selbständig und reichsunmittelbar waren, sind die Marken der sächsischen Ottonen dem nächsten Herzogtume angegliedert und unterordnet worden, so daß der Markgraf lediglich in Verteidigungsangelegenheiten freie Hand hatte; die sächsischen Ottonen gingen eben auf ein uraltes ariogermanisches Brauchtum mit dieser Einrichtung zurück. Die neuerrichtete Ostmark ward also dem Herzog von Bayern unterstellt, und der Burggraf von Vogenburg und Graf im Unterdonaugau Burkhard ward als Markgraf der Ostmark eingesetzt. Er hielt Hof in der festen Wieselburg an der Erlaf, während die Ennsburg (heute: Enns) und Steyr seine Stützpunkte waren, wie aus einer Passauer-

Urkunde vom Jahre 973 zu ersehen ist. Aber nicht lange blieb Burkhard im Besitze der Mark. Er beteiligte sich an dem ausbrechenden bayrischen Aufruhr und ward seiner Mark für verlustig erklärt. Später söhnte er sich mit Kaiser Otto II. wieder aus, begleitete ihn auf den Zug gegen die Sarazenen in Süditalien, wo er an der neapolitanischen Küste im Jahre 982 oder 983 im Kampfe fiel.

Hier schiebt sich nun ein halb sagenhaftes, halb anekdotisches Ereignis ein, dessen Überlieferung bis in das zwölfte Jahrhundert (Chuonrad v. Witzenberg. Petz. II. 291) zurückreicht und das hier knapp geschildert sein mag:

Otto der Große († 7. Mai 973) verfolgte einst einen mächtigen Bären und kam im Eifer der Jagd weit ab von seinem Gefolge. Der schon vom Kaiser verwundete Bär nahm sich plötzlich auf und fiel Otto an, der seinen Bogen spannte, um den Bären durch einen Nahschuß zu fällen. Aber der Bogen brach und der Kaiser war dem wütenden weidwunden Wild, das seine Pranken schon in des Rosses Hals einschlug, wehrlos preisgegeben. Da stürzte noch zur rechten Zeit einer der Jagdgenossen herbei, dem Kaiser seinen Bogen reichend, der eigenen Gefahr nicht achtend. Otto nahm den Bogen, gab den Nahschuß ab und brachte den Bären zur Strecke. Abgesehen von der Hilfe aus gefahrvoller Lage erfreute den Kaiser in erster Linie die ritterlich-weidmännische Großtat, welche es verschmähte, den Bären selbst zu fällen um diesen Ruhm dem kaiserlichen Jäger zu gönnen, denn auch vor tausend Jahren kannte man in Weidmannskreisen schon das noch heute berüchtigte Laster des Jägerneides. In solchem Tun die ritterliche Eigenart seines Retters erkennend, versprach Otto demselben, „daß das nächste der kaiserlichen Lehenshand heimfallende Gebiet" ihm werden solle, und reichte ihm zum „redenden Malzeichen" den zerbrochenen Bogen, da sonst kein Zeuge vorhanden war. Gerade in der Überreichung dieses echt ariogermanischen „redenden Malzeichens" durch den „sächsischen" Kaiser liegt die Gewähr für die Tatsächlichkeit dieser Begebenheit, denn die „ariogermanische Rita", die Grundlage des „sächsischen Rechtes" kannte solche „redende Urkunden oder Malzeichen" genau, welche vollkommen rechtliche Zeugenkraft hatten. Es steckt daher hinter jener „halb sagenhaft, halb anekdotischen Legende" mehr als nur dichterische Erfindung Chuonrads von Witzenberg, nämlich die Tatsächlichkeit des Ereignisses selbst. Der also Geehrte war Leopold von Babenberg.

Die Annahme, daß dieser Leopold oder Luitpold aus dem altfränkischen Geschlechte der Babenberger- (oder Bamberger-) Grafen abstamme, wurde in letzter Zeit durch die Forschungen Stein's (Göttingen 1872, Bnd. 12. „Forschungen zur deutschen Geschichte) sehr in Frage gestellt, da dieses Geschlecht in der Babenbergerfehde 902—906 aufgerieben wurde. Aber Luitpolds Geschlecht erhielt vom Kaiser die Babenburg zur Verwaltung, und schrieb sich, damaliger Sitte gemäß, nach diesem Besitz, so daß man es eigentlich als „Neu-Babenberger" ansprechen könnte. Die eigentliche Abstammung des Geschlechtes selbst ist noch nicht mit Sicherheit bestimmbar. Nachdem nun durch Kaiser Otto II. Markgraf Burkhard wegen Teilnahme an den bayrischen Unruhen seiner Mark verlustig erklärt wurde, überreichte Graf Leopold von Babenberg — Kaiser Otto I. ruhte schon seit 7. Mai 973 im Grabe — den zerbrochenen Bogen als „redende Urkunde" dessen Sohn und Nachfolger, Kaiser Otto II., und sprach die Belehnung mit der Ostmark als „das erste der kaiserlichen Lehenshand seither heimgefallene Gebiet" an. Der Kaiser löste das kaiserliche Handpfand seines Vaters sofort ein, und belehnte Leopold mit der Ostmark, dem Donaugau und dem Traungau, sowie dessen Bruder, Berthold von Babenberg, mit dem Nordgau, einer neugebildeten Mark am Böhmerwald. Das geschah im Jahre 976.

Mit der Erhebung Leopolds von Babenberg zum Markgrafen der Ostmark trat jene Wandlung in der Verwaltung des gesegneten Gebietes der Donaulande ein, welche im steten Aufschwunge diese Landstriche zu immer sich mehrendem Wohlstand, zu stetig wachsender Machtentfaltung emporführten. Nicht, wie so manch andere der deutschen Reichsfürsten, war es das Bestreben der Babenberger nur ihre Hausmacht zu heben — ein Bestreben, an dem endlich das Deutsche Reich selbst zu Grunde ging nach jahrhundertelangem Siechtum — nein, stets blieben sie treu dem Reiche und seinem Kaiser, und ihre Politik war allemal jene des Reiches selbst. Und was ihnen im Verlaufe der kommenden fast vollzähligen dreien Jahrhunderte zur Vermehrung ihres Hausbesitzes in den Schoß fiel, das war nur der Zoll der wohlverdienten Dankbarkeit von Kaiser und Reich für ausschlaggebende Dienste aufopferungsfreudiger Treue. Kühn und klug, beharrlich und selbstvertrauend strebten sie in allen ihren Unternehmungen dem als Recht erkannten Ziele ohne Wanken zu, und dieses Ziel war: Die Sicherung und Erweiterung der Ostmark bis in das ungarische Tiefland hinein, Hebung der Einwohnerzahl mit Steigerung des Wohlstandes derselben, Förderung von Landwirtschaft, Handel und Gewerbe durch Anlage von wehrhaften Städten und Burgen und Sicherung der

Straßen und Schaffung einer stets schlagbereiten Wehrkraft in Hinblick auf die stets drohende magyarische Gefahr. Diesem Vorsatze getreu übernahm Leopold die Mark, diesem Vorsatze getreu walteten alle zwölf Babenberger ihrer Lande, und diesem Vorsatze getreu starb der letzte Babenberger den Heldentod am 15. Juni 1246 auf dem Felde der Ehre gegen den Erbfeind Österreichs — die Magyaren.

Und merkwürdig! Dieses Regierungs-Programm — wenn man es so nennen will — steht deutlich und klar in den heraldischen Hieroglyphen des alten Wappenschildes der Ostmark für denjenigen zu lesen, der die vieltausendjährige ariogermanische Bilderschrift zu enträtseln versteht, denn das Wappen sagt: „Wachsamkeit entscheidet der Nachkommen Sonnenrecht!"*) Löst man aber diesen Mahn- und Wahrspruch in seine einzelnen Worte als Begriffsworte auf, dann bedeutet dieses Wappen „Wachsamkeit", „Gericht", „Nachkommen", „Sonnenrecht", indem es auf die „Wachsamkeit", als Markgrafenpflicht gegenüber der gefährdeten Ostgrenze Deutschlands; auf das „Gericht" als Grafenpflicht (jeder Graf war der Gerichtsherr seines Gaues); auf die „Nachkommen" als die künftigen Landesbewohner, welche zu mehren und deren Wohlstand zu gründen und zu fördern ebenfalls Regentenpflicht; und schließlich auf das „hohe Ar", das arische Sonnenrecht hinwies, welchen vier Hauptpunkten ihres Regierungsprogrammes die Babenberger unverbrüchlich treugeblieben sind.

Der neuernannte Markgraf der Ostmark, Leopold der Babenberger, sammelte nun, wie die Chroniken melden, um sich eine kampflustige Schar. Diese bestand nun aber aus jenen „Übergeborenen", deren schon gedacht wurde, welche sich eine neue Heimat zu suchen gezwungen waren, so wie er selber zweifellos solch ein „Übergeborener" war, nämlich ein zweit- oder überhaupt nachgeborener Grafensohn. Der Erstgeborene war der gesetzmäßige Nachfolger des Vaters in Besitz, Titel und Würden, während die Nachgeborenen, wenn sie selbständig werden wollten, als Dienstmannen sich betätigen mußten, um Gelegenheit zu finden, durch eine Belehnung sich selbständig zu machen. Der Dichter J. V. v. Scheffel schildert solche Zweitgeborene trefflich in der Strophe:

„Zweitgeborene Ritterkinde
Erben schmales Königreich,
Ziehet Wolken, ziehet Winde,
Roß und Reiter zieh'n mit Euch!"

Und, da er selber als Zweitgeborener die Einrichtung der „Übergeborenen", oder wie sie früher hießen, der „Ist-so-onen" genau kennen und nutzen gelernt hatte, blieb die Erkenntnis auch als Überlieferung bei seinen Nachfolgern, und hat die Ostmark der Pflege dieser Überlieferung auch das rasche Anwachsen ihrer Bevölkerung während der Babenbergerzeit zu danken.

Mit dieser Schar, die wohl als kleines Heer gelten darf, zog er ganz im Sinne und in der Art der „Völkerheere" der Völkerwanderzeit aus, seine Mark in Besitz zu nehmen; es war genau so wie jene, ein „Ist-so-onen-Zug", um Neuland für diese zu gewinnen, für welche die alte Heimat keinen Raum mehr bot. Bald hatte er die damalige Ostgrenze an der Erlaf erreicht, und schon im nächsten Jahr hatte er die stolze Medelikka, die Eisenburg, das heutige Melk, erobert. Damit war aber auch seine Macht anerkannt und die magyarischen Tributgebiete, die jetzt wieder ein starkes Deutschtum im Rücken fühlten, gingen fast ohne Schwertschlag zu ihm über. Der gebirgige Teil des Landes nördlich und südlich der Donau war sein. Nun war seine nächste Sorge auch das Flachland nördlich und südlich der Donau bis über March und Leitha hinaus sich zu unterwerfen. Das aber war ein schwierigeres Unterfangen als das bisherige, denn nun mußte er den Krieg in das eigene Land der Magyaren tragen. Die Ostmark hatte nun ihre Grenzen bis zum Kahlenberg, dem alten Zeizzoberg (mons Celius, heute: Leopoldsberg) und Bisamberg ausgedehnt, und Leopold suchte vorerst diesen Besitz zu festigen und durch neue Zuzüge von Einwanderern dichter zu besiedeln, um sich und sein Land für den geplanten Vorstoß nach Osten zu kräftigen. Leopold verlegte seine Hofhaltung von Wieselburg nach Melk, wo er sofort ein Chorherrenstift und eine Kirche stiftete, letztere zu seiner und seiner Nachkommen Ruhestätte bestimmend.

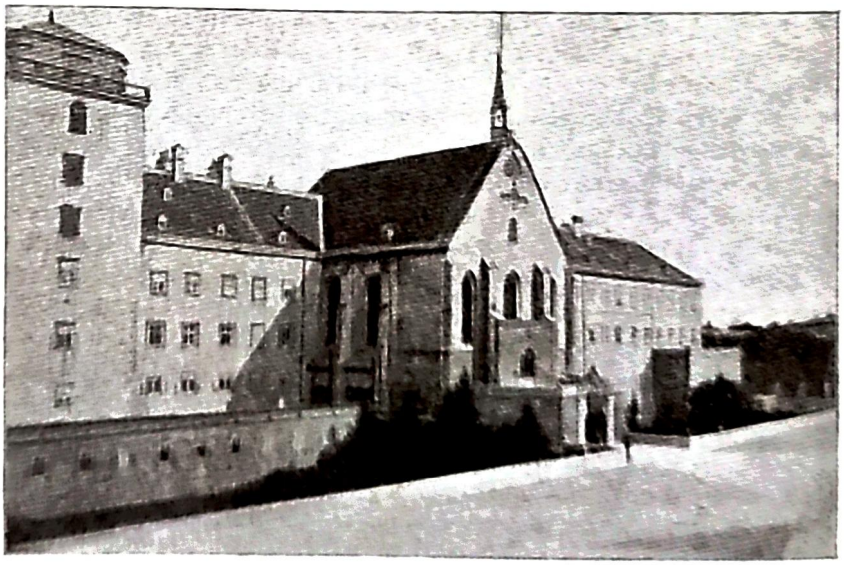
---

*) Das Wappen Nieder-Österreichs ist heraldisch blasoniert, „ein blauer Schild mit fünf goldenen Adlern, 2, 2, 1". Die zur Lösung und Lesung nötigen Kennworte sind: „blau, fünf, gold, Aare", welche in das Urarische rückübersetzt lauten: „bla, lom, or, ara". Dem Gesetze der „Kala" entsprechend ist aber immer ein verborgener (verkalter) Sinn jedem Worte unterlegt, welcher das Geheimnis (die hohe heimliche Acht) der Wissenden bildete. In dieser Geheimsprache bedeuteten diese vier Worte nun: „Wachsamkeit, Entscheidung (Gericht), Nachkomme, Sonnenrecht"

Schon im Jahre 983, also nach kaum neunjährigem Besitz des Landes, konnte Kaiser Otto III. zu „Tuolne" (Tulln) eine Versammlung einberufen, um über die weiteren Befestigungen wie Vermehrung des Zuzuges neuer Ansiedler Beratungen zu pflegen. In diesen Beratungen wurden alle neuen Ansiedler in den zum Passauer Bistum gehörigen Ortschaften von den gewöhnlichen Abgaben an den königlichen Fiskus und von der Verpflichtung, dem Heerbanne des Markgrafen zu folgen, freigesprochen; welch letztere Verfügung den späteren Babenbergern schwere Opfer kosteten, um sie aufzuheben. Überdies gestattete er der Geistlichkeit und den Edlen, Burgen und feste Städte zu bauen, um die Wehrkraft des Landes zu heben, welche Verfügungen durch lange andauernden Frieden das Land rasch zur Blüte brachten. Am 8. Juli 994 starb Leopold, der sich den ehrenden Beinamen „der Erlauchte" erworben hatte, an einer Pfeilwunde, durch einen meuchelmörderischen Schuß auf einem Turniere zu Würzburg, welcher Schuß jedoch nicht ihm, sondern seinem Neffen Heinrich von Schweinfurth zugedacht war. Unter allgemeiner Klage wurde er zu Melk an der Seite seiner Gemahlin Richarda — einer Schwester Kaisers Otto I. — zur ewigen Ruhe beigesetzt.

Obwohl die Ostmark kein erbliches Lehen war, so wurde doch Leopolds Sohn, Heinrich, beigenannt der Starke, dessen Nachfolger in der Markgrafenwürde, der sie bis zum Jahre 1018 (nach anderen bis 1023) verwaltete. Gegen Mähren und Polen führte er glückliche Kriege und wahrte durch dieselben wirksam die nördlichen Grenzen der Ostmark, während die Magyaren auch gegen ihn den Frieden wahrten. Die Jahre des Friedens benützte auch er eifrig zur Förderung des von seinem Vater begonnenen Besiedelungswerkes seiner Mark, um dieselbe volksreich zu machen in der Vorbereitung für den von langer Hand geplanten Vorstoß gegen die östlichen Magyaren. In voller Würdigung dieser Bestrebungen machte der Kaiser Heinrich II. am 1. November 1002 dem Markgrafen Heinrich das Gebiet zwischen der Liesing und Triesting zum Geschenk, welches den ersten Allodialbesitz der Babenberger in der Ostmark bildete. Da in diesem Gebiete Mödling liegt, so wird es klar, wieso Mödling immer von einem Babenberger persönlich verwaltet und später der Sitz eine Secundogenitur dieses Geschlechtes unter dem Titel „Herzoge von Mödling" wurde. Diesem folgte bald als zweiter Allodialbesitz das Gebiet zwischen der Liesing, der Donau und dem komagenischen Gebirgszuge, so daß auch Wien in das Familieneigen der Babenberger überging.

Noch unter der Verwaltung der Ostmark durch Heinrich den Starken trug sich ein Vorfall zu, der zwar für die Geschichte an und für sich ziemlich bedeutungslos wäre, aber durch seine Nebenumstände beachtenswert erscheint. Im Jahre 1012 wurde bei Stockerau der irländische Königssohn Koloman, der in gewöhnlicher Pilgertracht aus Palästina heimkehrte, für einen Spion der Magyaren gehalten, eingezogen, und an einem dürren Hollunderbaum mit „der Wyd", nämlich einem Weidenzweig, erhängt. Der Leichnam aber — so erzählt die Legende — blieb unverwest, die Wangen behielten ihre natürliche Röte, endlich fing der dürre Baum, ja sogar die „Wyd" wieder zu grünen und zu blühen an. Diese Umstände galten als Wahrzeichen seiner Unschuld. Man nahm ihn vom Baume herab und begrub ihn unter dem Hollunderbaum. Anderthalb Jahre später überschwemmte die Donau die ganze Gegend, nur Kolomans Grabhügel blieb von den Fluten unberührt. Als der Markgraf von diesen Wundern Kenntnis erhielt, ließ er den Leichnam erheben, der unversehrt gefunden wurde, und im Jahre 1015 feierlich nach Melk übertragen und dort bestatten. In Stockerau aber wurde an der Stelle des Hollunderbaumes eine Kapelle erbaut. Nach fünfhundert Jahren erwählten die Bürger Stockeraus Koloman zu ihrem Schutzheiligen, erbauten ihm zu Ehren eine Kirche und ein Franziskanerkloster, welch



Die Babenbergerburg in Wiener-Neustadt (seit 1751 Militär-Akademie).

letzteres aber 1783 aufgehoben wurde. Nebst manchen beachtenswerten Einzelheiten, auf die näher hier einzugehen der Raum fehlt, ist der Umstand hervorzuheben, daß es damals schon einzelne Reisende gab, welche die weite Reise nach dem gelobten Land unternahmen und eben auf der uralten Straße längs der Donau die Ostmark durchzogen. — Der Irrtum in der Person und das tragische Ende Kolomans fällt nicht so sehr ins Gewicht, da ähnliches ja auch heute noch oft genug sich ereignet, aber der Umstand, daß sich anfangs des eilften Jahrhunderts die Sehnsucht nach dem heiligen Grabe regte, ist schon als ein Vorbote jenes mächtigen Geistesstromes zu kennzeichnen, der sich sehr bald in den Kreuzzügen so machtvoll äußerte. Markgraf Heinrich wurde nach seinem frühzeitigen Tode an der Seite seiner Gemahlin Schwanhildis — von unbekannter Abstammung — zu Melk begraben.

Hatte sich Heinrich von Babenberg eines dauernden Friedens mit den Magyaren erfreut, und diesen — in den Überlieferungen seines Vaters fortarbeitend — wohl genützt, so ward sein jüngerer Bruder und Nachfolger, Adalbert der Sieghafte, in harte Kämpfe mit seinen östlichen Nachbarn verwickelt.

Die östliche Grenze der Ostmark war unter Leopold dem Erlauchten bis zum Kahlenberge und zum Bisamberge längs den Gebirgszügen nördlich und südlich der Donau vorgeschoben worden, so daß das Marchfeld und das Steinfeld im Besitze der Magyaren blieb. Es waren daher die kaiserlichen Schenkungen für babenbergischen Allodialbesitz zum großen Teile im Gebiete der Magyaren gelegen, wodurch zwei Annahmen möglich sind. Entweder hatten sich die Magyaren bereits überhaupt schon hinter Leitha und March zurückgezogen und beunruhigten diese Gebiete des March- und Steinfeldes nur mehr durch Streifzüge zur Einforderung eines Tributes, wenn man nicht Raub- und Plünderungsfahrten annehmen will, so, daß jene Ebenen als unsicheres, gewissermaßen herrenloses, Grenzland angesehen und somit bereits im Anspruch, wenn auch noch nicht besitzlich zur Ostmark gerechnet wurden, in welchem Falle die kaiserlichen Schenkungen tatsächliche Besitztitel waren; oder diese Ebenen waren noch im vollen Besitze der Magyaren, in welchem Falle jene Gebietsteile der babenbergischen Allodialgüter, welche in den Ebenen lagen, erst bedingten Besitzwert — „im Anspruch" — für den vorausgesetzten Fall der Eroberung hatten. Der ersterwähnte Fall dürfte wohl der wahrscheinlichere sein und Veranlassung zu Grenzverträgen mit den Magyaren geboten haben, die endlich zu Grenzstreitigkeiten und zum Ausbruche erneuter Kriege führten, nachdem Adalbert sich zu einem solchen kräftig genug gefühlt hatte.

Geysa's Sohn, Stephan, der sich vom Apostel der Polen, dem Bamberger Bischof Adalbert taufen ließ und vom Papste als erster König von Ungarn anerkannt war, hatte Peter, den Sohn seiner Schwester aus der Ehe mit dem Dogen Otto Ursolo von Venedig zu seinem Thronerben ernannt und damit alle seine männlichen Sippen von der Thronanwartschaft ausgeschlossen. Peter, als Fremdling bei den Magyaren mißliebig, machte sich durch sein ausschweifendes unbändiges Wesen beim Volke vollends verhaßt, so daß ihm die Magnaten zu Stuhlweißenburg den Gehorsam aufkündigten, und den Schwager des verstorbenen Königs Stephan, den Cumanen Ada, im Jahre 1041 zum Könige ausriefen. Peter floh in die Ostmark zu seinem Schwager Adalbert, dessen Gattin Frowitza Peters Schwester war. Ada verlangte Peters Auslieferung, welche ihm aber Adalbert und auch der Kaiser verwehrten. Da brach Ada im wilden Cumanenungestüm im strengsten Nachwinter (1041) in die Ostmark ein, auf seinem Wege alles verheerend, wohin er zu reichen vermochte. Adalbert, von langer Hand auf diesen Entscheidungskampf vorbereitet und daher wohl gerüstet, warf die Magyaren entschieden zurück, und schon anfangs 1042 war das Donauland zwischen Kahlenberg und Leitha-March dauernd den Magyaren entrissen. Damit war auch die uralte Vianiomina, das heutige Wien, für alle kommenden Zeiten wieder in deutschen Besitz zurückgewonnen. Noch im selben Sommer führte Kaiser Heinrich III. ein stattliches Reichsheer die Donaustraße hinab nach Ungarn, um Adalberts Eroberungen von Reichswegen zu festen. Die Reimchronik des Wiener Jans des Enenkel (1190—1250) berichtet darüber:

„Peter klagte tägliche
dem künege Heinriche
sinen grozen ungemach.
zu Wiene der künec ein hof gesprach.
din hervart sie da swuoren
zu Ungarn sie do fuoren."

Aber drei Heerfahrten mußten Kaiser und Markgraf nach Ungarn tun, bis es ihnen in der Schlacht vom 5. Juni 1044 gelang Ada in die Flucht zu schlagen und Peter wieder einzusetzen. Ada wurde auf der

Flucht von den Seinen gemordet. Peter blieb aber nur drei Jahre im Besitze seiner Macht. Seine Zügellosigkeit erregte einen neuerlichen Aufstand gegen ihn, und als er wieder zu seinem Schwager flüchten wollte, wurde er bei Wieselburg (in Ungarn) ereilt und nach verzweifelter Gegenwehr geblendet. Auf den ungarischen Thron erhob sich nun Adreas, der sich darauf mit Hilfe des Papstes Leo IX. auch behauptete.

Schon vor diesem Hauptschlage gegen die Magyaren überließ der Kaiser Konrad II. nach glücklichen Siegen über Mähren und Polen dem Markgrafen Adalbert als Allodialbesitz den Landstrich zwischen Triesting und Piesting, womit für viele Jahrhunderte die südöstliche Grenze der Mark festgelegt war. Dort lag zwischen Ostmark und Steyermark die mächtige Grafschaft „Putene" (Pitten) wie weiter westlich die Grafschaft „Guttenstein", welche erst viel später auf dem Umwege über Steyermark, ostmärkisches Gebiet wurden. Durch diese reichen Schenkungen von Allodialgütern, und dies nicht nur im Viertel Unter-Wienerwald allein, sondern auch in den übrigen drei Landesvierteln, waren die Babenberger bereits die größten Grundbesitzer in der Ostmark geworden und hatten daher alle Ursache, im Vereine mit den Grundbesitzen der Bistümer Passau, Freisingen, Salzburg und Regensburg und der Abteien Metten, Nieder-Altaich und Ebersberg, deren Verwaltungen ihnen ohnehin bereits in der Form von Lehen übertragen worden, durch die in ihrem Hause überlieferungsmäßig gepflegte Ansiedelungsgepflogenheit, Wert und Ertrag jener Großgrundbesitze stetig zu erhöhen und zu mehren.

Ruine der Babenbergerburg Mödling bei Wien.

Je volkreicher die Ostmark, oder wie sie schon seit 1052 genannt wurde, „Ostarrichi" gegen Osten zu infolge der sorgsamen Pflege des Besiedelungswesens wurde, im gleichen Maße rückte auch die markgräfliche Hofhaltung gegen Osten vor. Burkhard hatte nach der Lechfeldschlacht seine Sitze in Wieselburg a. d. Erlaf, Steyr oder der Ennsburg; Leopold I. verlegte seine Hofhaltung 977 schon nach Melk, wo noch seine drei

nächsten Nachfolger, Heinrich, Adalbert und Ernst saßen, welche nur in friedlichen Tagen ihre Hoftage und sonstigen Versammlungen in Tulln abgehalten hatten, obwohl schon seit dem Friedensvertrag mit Ungarn im Jahre 1043 das Gebiet bis an die March und Leitha bleibend ihrer Mark einverleibt war, und Markgraf Adalbert an Stelle der zerstörten Hennenburg (Hainburg) eine neue mächtige Grenzwarte aufgerichtet hatte. In ihrem ersten Allodialbesitze in Mödling werden sie die sichtbar schon bestandene (und an den Erdwällen noch erkenntlichen Befestigungen am Kalenderberg und nächst Ruine Mödling) Burganlage erweitert und verstärkt haben, um auch dort einen festen Wohnsitz zu haben. Erst am Schlusse des eilften Jahrhunderts rückte der Markgrafensitz in die uralten Wehrbauten am Leopoldsberg bei Wien vor, in welche sich Leopold der Heilige eine neue Burg erbaute, um nun seine Hoftage und Versammlungen in Wien abzuhalten wie seine Vorgänger in Tulln. Den Beispielen der Steinburgen von Medling, Leopoldsberg und Hainburg folgend, wandelten sich, meist noch innerhalb des eilften Jahrhunderts, die alten Erdburgen zu Rauhenstein, Rauhenegg, Starhemberg usw. ebenfalls in Steinburgen um, welche Umgestaltungen bisher irrtümlich als deren erste Errichtung angesehen wurde. Auch die Schlösser an den Taleingängen mit ihren weitläufigen Erd-Ring-Wällen zur Aufnahme der Flüchtlinge bei feindlichen Einfällen, wandelten ihre Erdwälle in Zinnenmauern und sich selber zu Städten um wie Mödling, Baden usw.

Aber die Babenberger geizten auch nicht mit ihrem reichen Allodialbesitz, und waren freigebig gegen ihre Freunde und Getreuen, wie gegen die Kirche, durch Klosterstiftungen, den bewährten Pflanzstätten landwirtschaftlicher Fortschritte, deren das Land, das nun eine so stark vermehrte Einwohnerschaft mit Nahrung zu versorgen hatte, dringend bedurfte, da eben jene Klöster zu ihrer Zeit die landwirtschaftlichen Hochschulen unserer Zeit, und vielleicht besser als diese bedeuteten, da sie Theorie und Praxis untrennbar verbanden. Kremsmünster, St. Florian und St. Pölten (St. Yppolit) bestanden schon in vorbabenbergischer Zeit; diesen reihte sich Altmanns Gründung auf dem „Kotwich" (Göttweig, 1072—83) an, dann die Babenberger Stiftungen: Melk 1089, Klosterneuburg 1107, Heiligenkreuz 1136 und Lilienfeld 1202. Diese Klöster hatten ursprünglich den Zweck, die „Übergeborenen des ritterlichen Standes" im Lande zu erhalten und zum Heile des Landes deren Kräfte dem Friedenswercke zu sichern. Darum waren diese Stifte auf aristokratischer Verfassung aufgebaut und gelten noch heute die Benediktiner, Cisterzienser und Prämonstratenser als die aristokratischen Orden im Gegensatze zu den Bettelorden der Franziskaner, Minoriten, Kapuziner usw. und selbst der Jesuiten.

Der aristokratische Grundsatz, der die alte Kirche belebte, war der der persönlichen Beziehung des führenden Geistesgewaltigen und das allgemein Bestimmende in ihrer Gliederung. Es hat sämtlichen Gebieten des Lebens der ersten Jahrhunderte des zweiten Jahrtausends, so weit dieses mit der alten Kirche in Berührung kam, seinen Stempel aufgedrückt. So ist das Kennzeichnende des canonischen Rechtes ein auf dem persönlichen „Ordo" eines Gliedes der Hierarchie begründetes Wachstum, — es war kein „bureaukratisches Papierregiment". So hat die alte Kirche nicht nur Aufklärung und Kunstliebe zu verbreiten gesucht, sondern auch den Denker und Künstler unterstützt, ihm Ansehen und Macht verliehen. Sie hat nicht nur das Genie in ihren besonderen und mächtigen Schutz genommen und es zu verehren geboten, indem sie es mit dem Glorienschimmer des Geheiligten und Göttlichen umwebte (z. B. Ammonius Saccas, der Theodidact; Abälard; Peter, der Ehrwürdige usw.), sondern sie hat ihm auch zuvorkommendst einträgliche Bischofs- und Abtsstühle, Canonicate usw. vorbehalten, angeboten und verliehen. Wie weit steht hinter dieser Großzügigkeit der Kirche des eilften und noch teilweise des zwölften Jahrhunderts der abstrakte und materialistisch selbstsüchtige Staat von heute zurück, bei dem es nur einen nach Anzahl sauer — im „bureaukratischen Papierregiment" — zurückgelegter Dienstjahre wachsenden mageren Gehaltsbogen gibt und der den Forscher und Denker in eisenharte Papierfessel klemmt, um ihn darin zu ersticken, den freien Forscher jedoch langsamem und darum um so sicherer wirkendem Hungertode überantwortet. Daß es am Ende des zwölften Jahrhunderts sich anders gestaltete, wirft darum keinen Schatten auf diese bewunderungswürdigen Einrichtungen eben jener ehrwürdigen alten Kirche. Diese ehrwürdige alte Kirche blühte denn auch in den babenbergisch-ostmärkischen Stiften und entwickelte im fröhlichen Gedeihen geistigfreien künstlerischen und wissenschaftlichen Lebens eine herrliche Blütezeit deutscher Kunst und deutschen Schrifttums in der babenbergischen Ostmark, welcher die bereits drohenden Anzeichen der sogenannt cluniacensischen Reform noch lange nicht zu schaden vermochten und ihr erst verhältnismäßig spätzeitig ein trübseliges Ende bereiteten. Es würde zu weit führen, hier in Einzelheiten einzugehen, doch mögen einige Namen dennoch genannt werden, welche aus jenen Babenberger-Stiften hervorgegangen und ehrende Grundsäulen des

älteren und frühmittelalterlichen deutschen Schrifttumes geworden sind. So: 1090—1120 der Göttweiger Laienbruder Heinrich; in Melk vor 1120 ein Ungenannter, der das schöne Marienlied u. a. verfaßte, dann im selben Stift 1125, dessen Abt Erchenfried; und wieder in Göttweig 1130 entstand von einem Ungenannten die schöne „Vita Altmani"; 1160 in Melk, der Satyriker Bruder Heinrich; und noch manch anderer Name, manch anderes Werk. Aber diesem freien künstlerischen Leben der Babenbergerzeit folgte bald ein eisiger Frost. Der finstere asketische Haß gegen Bildung und Weltlust — die sogenannte cluniacensische Reform — setzte mit ihren düsteren Bußpredigten ein, versengte das aufblühende künstlerische und wissenschaftliche Bestreben der Stifte sowohl, als sie auch den Laien alle Lebensfreude zu benehmen suchte. Die eigenartige Zeit der Kreuzzüge war im Heranzug. Aber nichtsdestoweniger blühten doch auch die anderen Künste, namentlich die Baukunst, und wer die große Zahl der Kunstbauten des altgermanischen — fälschlich: romanischen — Stiles im Lande nur zum Teile aus eigener Anschauung kennt, der muß es sich sagen, welch große Blütezeit die Ostmark ihren Babenbergern zu danken hatte.

Nach einer fast vierzigjährigen Verwaltung der Ostmark starb der sieghafte Adalbert am 26. Mai 1056 zu Melk, wo er auch begraben wurde, sowie seine ihm im Tode bald folgende Witwe, die Markgräfin Frowitza (nach anderen Adelheid genannt). Sein Sohn, Leopold, der „starke Ritter", der schon als flaumbärtiger, kaum waffenfähiger Jüngling 1041 die Kämpfe gegen die Magyaren rühmlich mitmachte, war schon 1043 zu Ingelheim gestorben und dort begraben, und so folgte ihm Ernst, sein zweitgeborener Sohn, beigenannt „der Tapfere" in der Markgrafenwürde.

Fünf Monate nach Adalbert starb Kaiser Heinrich III., dem sein noch unmündiger Sohn als Heinrich IV. auf dem Kaiserthrone folgte unter der Vormundschaft seiner schönen aber schwachen Mutter Agnes. Diese Sachlage schlau zur Erlangung der Unabhängigkeit Ungarns vom Deutschen Reiche zu nützen, versuchte König Andreas von Ungarn eine Verbindung seines Hauses mit dem deutschen Kaiserhause anzubahnen und sein Planen hatte auch Erfolg. Schon 1058 führte Kaiser Heinrich IV. seine Schwester Sophie dem Sohne des Andreas, Salomon, als Braut zu. Der Kaiser zog durch die Ostmark, und am Hofe des Markgrafen verweilend gab er diesem jene berühmte Urkunde, mit welcher die österreichischen Hausprivilegien beginnen. Die Ostmark wird darin des Reiches Vormauer genannt, der Markgraf wird mit dem Titel des vordersten und getreuesten Fürsten des Reiches ausgezeichnet. Deutschland wurde darin verpflichtet, Österreich Hilfe wider dessen Feinde zu leisten und der Markgraf möge sich der Schirmhoheit über alle Ländereien der Bistümer Salzburg und Passau in der Ostmark erfreuen, auch gleich den großen Herzogtümern sich das Schwert und die Landesfahne vortragen lassen.

Aber schon das nächste Jahr rief Ernst den Tapferen zu mehrjährigen Kämpfen mit den Ungarn (1059—1062) zu den Waffen. Königs Andreas Bruder Bela empörte sich und strebte die Königswürde an. Er schlug Andreas an der Theiß, der auf der Flucht starb, worauf er den Thron bestieg. Der rechtmäßige König und Schwager Kaisers Heinrich IV., Salomon, floh zum Markgrafen Ernst nach Melk unter Mitnahme der heiligen Krone und des Königsschatzes, wo ihm Sicherheit gewährt wurde. Bela fiel darauf in Österreich ein, aber der schlagfertige Markgraf warf ihn rasch zurück, verfolgte ihn über die Grenze und nahm ihm mit stürmender Hand Wieselburg in Ungarn weg. Bela betrieb nun eiligst neue Kriegsrüstungen, starb aber bald infolge eines Sturzes vom Pferde, worauf Markgraf Ernst Salomon auf des Vaters Thron erhob. Mit reichem Kriegsruhm kehrte der Markgraf heim nach Melk.

Eine neue Gefahr für Deutschland wetterleuchtete aber bald (1073) südlich der Alpen durch den Ausbruch des Investiturstreites zwischen Papst Gregor VII. und Kaiser Heinrich IV. empor, welche das gesamte Deutschtum schwer schädigen sollte. Der Papst benützte schlau die Unabhängigkeitsgelüste der Reichsfürsten, um diese gegen den Kaiser aufzuwiegeln, der dadurch zur Wahrung seiner Rechte gegenüber den Anmaßungen Roms geschwächt und seine Aufmerksamkeit abgelenkt werden sollte. Nur zu gut glückte dieser Plan. Bald sah sich der Kaiser von den Sachsen, den meisten der nach Unabhängigkeit strebenden Reichsfürsten, ja selbst von seinen eigenen Söhnen bekriegt, und fast nur Markgraf Ernst allein war ihm treu geblieben. Auf dem Zuge gegen die Sachsen an des Kaisers Seite fand Ernst bei der Hohenburg an der Unstrut, 8. Juli 1075 siegend den Heldentod. Auch er ruht an der Seite seiner Gemahlin Swanehildis, einer Gräfin von der Lausitz, zu Melk in der Babenbergergruft.

Ernsts Sohn, Leopold II. (III), der Schöne, zeigte gleich anfangs bei Übernahme der Markgrafschaft, daß er wankelmütigen Sinnes und nicht jene strenge Eigenart der Babenberger sein eigen nannte. Bald schlug er sich auf Seite des Kaisers, bald auf jene des Papstes, endlich vom Kaiser nach Regensburg geladen,

um sich zu rechtfertigen, zog er sich schleunigst — nichts Gutes ahnend — zurück, und erklärte sich schließlich offen für den Gegenkaiser Herman. Dieser erste entschiedene Schritt war jedoch sein Unheil, denn Herman starb kurze Zeit darauf und Leopold ward seiner Mark für verlustig erklärt, welche dem Herzoge Wratislav von Böhmen verliehen wurde. Wohl ergriff Leopold die Waffen und zog dem Heere Wratislavs entgegen, aber auch da schlug er aus der Ahnen Art, denn am 12. Mai 1082 kam es bei Mailberg zur Schlacht, welche Wratislav gewann und bald im Besitze der Ostmark war. Leopold zog sich mit dem Reste seiner Scharen hinter die Thaya zurück, und tat das Klügste was er tun konnte, indem er die Führung eines rasch gebildeten neuen Heeres dem berühmten Helden Azzo von Gobbartsburg (heute Gobelsburg im Waldviertel) anvertraute, welcher im folgenden 1083. Jahre die Mark ebenso rasch zurückeroberte, als sie im Vorjahr verloren wurde.

Von diesem Azzo, dem Stammvater der Kuenringer und durch diese mittelbar des Fürstengeschlechtes der Liechtensteine und noch einiger anderer berühmter Geschlechter, erzählt die, vom Abte Ebro (1272 bis 1305) angelegte Zwettler Chronik, nach ihrem Einbande die „Bärenhaut" genannt, folgendes bezüglich der obenerwähnten Schlacht:

„Er nam die banier in sein hant
Gottes namen kegen den veinden taft er zehant
Wund hub an mit gemeinen ruf:
Sie sungen alle chyrieleison
An die veind sprang er in dem don
Vnnd unverzagt alledar
Mit im sin ovzerwelte schar."

Leopold versöhnte sich mit dem Kaiser und blieb im Besitze seiner Mark. Seine Schwäche erkennend, blieb Leopold so viel als möglich allen Händeln künftig ferne, enthielt sich auch jeder Parteinahme für Kaiser oder Papst, und gewährte so seinem Lande Friede und Ruhe zur Erholung nach abgewettertem Sturme. Dankbar nach Babenbergerart aber erzeigte er sich dem großen Anherrn der Kuenringer, dem Helden Azzo von Gobbartsburg gegenüber, den er nicht nur reich mit Land begabte, sondern auch zum obersten Schenken wie zum Marschall ernannte. Wahrscheinlich gehörte zu diesen Schenkungen auch der alte Halgadom Aggstein, den Azzo in eine Burg verwandelt haben dürfte, um dem markgräflichen Hoflager näher zu sein. Am 12. Oktober 1096 starb Leopold in Melk und fand daselbst auch seine Ruhestätte. Mit ihm schließt die Reihe der in Melk begrabenen Babenberger, wie er auch der letzte derselben war, der dort sein Hoflager hielt.

Gewohnheitsgemäß, noch nicht durch gesetzliche Erbfolge bestimmt, folgte ihm sein Sohn Leopold III. (IV) in der Markgrafenwürde nach, und erbte von seinem Vater auch die segensreichen Friedensjahre, die er seiner Mark — trotz der Wirren im Reiche — zu erhalten wußte. Er war der „Fromme" beigenannt, und als er später, namentlich auf Betreiben Kaisers Friedrich IV. und König Mathias Corvinus 1485, durch Papst Innocenz VIII. heilig gesprochen wurde, erhielt er den Beinamen „der Heilige".

Erkennend, daß Melk denn doch von der Ostgrenze zu weit entfernt sei, benützte der neue Markgraf die günstige Gelegenheit der Friedensjahre, um seine Hofhaltung mehr nach Osten zu verlegen. Er wählte dazu den in seinem Allodialbesitz gelegenen schon durch uralte Erdwerke befestigten Kahlenberg (heute Leopoldsberg), innerhalb dessen Ringwällen er eine neue prächtige Burg erbaute. Der österreichische Chronist Haselbach (Petz. Script. rer. Germ. T. II. col. 947) berichtet von der Festigkeit und Pracht dieser Burg, die so groß war, daß sie einen Herrn von königlichen Schätzen verkündete. Es war in der Runde (?) erbaut mit vielen starken Türmen und von Innen mit marmorenen Statuen versehen, welche den geräumigen Burghof und die glänzenden Säle zierten. Die Bildsäulen — das wird besonders hervorgehoben — sollen Werke byzantinischer Meister gewesen sein. Springbrunnen und anmutige Lustgärtlein belebten die anderen Höfe und Zwinger, und mancherlei fröhliche Feste, Turniere, Ritterspiele und Minnesängertagungen haben diese Prachtburg belebt. Österreichs schweres ehrenvolles Schildesamt für Deutschland hat diese glänzende bevorzugte Rivalin der Wartburg bei Eisenach in Schutt und Trümmer sinken und endlich vollkommen verschwinden sehen, denn das armselige Gemäuer, das heute am Leopoldsberg steht, entstand erst lange nach der vollständigen Schleifung der Burg aus deren Schutt.

Am 8. März 1101 legte Leopold mit großer Feierlichkeit den Grundstein zum Bau dieser Burg, und schon 1106 konnte er seine Gemahlin Agnes, Witwe des Herzogs Friedrich von Schwaben-Hohenstauffen, und Schwester des Kaisers Heinrich V. samt seinem Hofstaat in die neue Burg unter großen Festlichkeiten einführen. Noch aber war die Burg nicht vollendet, und dürfte vollkommen fertig gestellt erst 1118 worden sein.

Der Leopoldsberg bei Wien, rechts das Kahlenbergdorf, im Hintergrund das Stift Klosterneuburg.

Als im Jahre 1105, nach dem Tode des älteren Sohnes Kaisers Heinrich IV. auch dessen zweitgeborener Sohn — der spätere Kaiser Heinrich V. — sich wider seinen kaiserlichen Vater empörte und ihn vom Thron zu stürzen drohte, stand Markgraf Leopold und dessen Schwager der Herzog Borziwoj von Böhmen auf Seite des Kaisers Heinrich V. Dadurch war die Macht dieses unglücklichen Kaisers, trotzdem er kurz zuvor seine Hauptstütze durch den Tod des Herzogs von Schwaben, Friedrich von Hohenstauffen, des Gemahles seiner einzigen Tochter Agnes, verloren hatte, so bedeutend geworden, daß es der junge Heinrich nicht mehr wagen konnte, seinem Vater eine Schlacht anzubieten. Er versuchte es, Leopold von Österreich und dessen Schwager den Herzog von Böhmen auf seine Seite zu ziehen, indem er ersterem seine Schwester als Gemahlin anbot. Leopold ging diesen Handel ein, und der schwergebeugte kaiserliche Greis mußte sein Heil in rascher Flucht suchen. Sehr bald darauf brach ihm zu Speyer der Gram das Herz (7. August 1108).

Leopold der Heilige. (Erzbild am Kenotaph des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck.)

Schon am 1. Mai 1106 ward in Melk die schöne, erst neunundzwanzigjährige Agnes im Beisein vieler geistlicher und weltlicher Fürsten mit großem Gepränge dem Markgrafen angetraut und wenige Tage später bezog das neuvermählte Paar die neue Burg Leopoldsberg.

Die schwere Gewissensschuld, die er sich durch das Verlassen des alten unglücklichen Kaisers wie durch die Mitschuld an dessen unglücklichem Ende auf die Seele geladen hatte, ließ ihn all seine Lebtage nicht mehr recht froh werden, und so suchte er den Himmel zu versöhnen, indem er nahe bei seiner neuen Burg ein Chorherrenstift in dem alten „Nivenburg", dem einstigen „Asturis", dem heutigen Klosterneuburg gründete. In dem Stiftbriefe gab er als Ursache der Stiftung an: „Weil ihn die vielen zeitlichen Geschäfte abhielten, Gott nach seinem Wunsche zu dienen, so habe er, um von dem Schöpfer Gesundheit, Friede und Wohlfahrt auf dieser Erde, und jenseits ewige Belohnung zu erhalten, dieses Opfer gebracht." Von der bekannten Schleiersage und deren Bezug zur Gründung des Chorherrenstiftes Klosterneuburg, weiß aber weder Leopolds Stiftbrief noch auch irgend eine gleichzeitige Chronik zu berichten, erst etliche Jahrhunderte später erzählt Leopold von Lilienfeld diese Sagen und bald fanden sich die dazugehörigen Gedenkstücke, wie der Hollunderstrauch und anderes. Schon 1108 war die erste kleine Kirche und das Kollegialgebäude fertig und wurde bezogen, aber im Jahre 1114 ließ Leopold

durch den ersten Propst Otto*) den Grundstein zu der noch heute stehenden Kirche legen, an welcher zweiundzwanzig Jahre gebaut wurde.

So wie die ersten Markgrafen Tulln ausbauten und vergrößerten, ebenso widmete jetzt Leopold der Stadt Wien seine Fürsorge, da er nicht nur deren Wichtigkeit als Handelsstadt am Knotenpunkte des die Ostmark durchziehenden Straßennetzes erkannte, sondern auch beschloß, in ihren Mauern künftig seine Gerichtstage und sonstigen Versammlungen abzuhalten, wie es vordem zu Tulln geschehen war. Noch hatte die Stadt ihre alten Mauern und Wehrbauten, und noch standen feste Bauten inner denselben. Auch besaß Wien bereits vier Kirchen, und zwar St. Ruprecht, welche im Jahre 742, St. Peter, welche vom Frankenkönige Karl dem Großen, Maria am Gestade, welche ebenfalls schon vor der Zeit der Babenbergererstand, und St. Pankraz, welche Kirche vom Bischofe Altman von Passau zwischen 1071 bis 1083 erbaut wurde. Die fünfte Kirche, die höchstwahrscheinlich in Form einer Rotunde bestand, dürfte die Vorläuferin des heutigen St. Stephansdomes gewesen sein, der 1144 zu bauen begonnen wurde, neben welchem aber auf alten Stichen nächst dem großen Turm eine Rotunde sich ausweist, die fast zweifellos in weit frühere Zeitenfernen zurückreicht und also höchstwahrscheinlich als die fünfte Kirche Wiens vor dem Abschluß des elften Jahrhunderts betrachtet werden darf. An Stelle des römischen Prätoriums, das vielleicht schon verfallen war, erbaute sich Leopold einen burgartigen Hof, den sogenannten „Berghof", der ideell noch heute, obwohl schon längst von Privatgebäuden gebildet, besteht, und der noch heute einen kleinen Platz begreift, der keine Straßenzugänge, sondern nur mächtige, torähnliche Schwibbogen als Zugänge besitzt, im Innern aber die Hausnummern wie irgend einer der anderen Plätze, nebst der Bezeichnung „Berghof" zeigt. Der Bau dieses „Berghofes" dürfte sich nur auf eine Ausbesserung, Erweiterung und Befestigung des römischen Prätoriums beziehen, sowie auch seinerseits es beweisen, daß das Brauchtum durch Überlieferung bewahrt

Leopold des Glorreichen Grab in der Stiftskirche zu Lilienfeld (Niederösterreich).

*) Der dritte Sohn des Markgrafen, der spätere Bischof Otto von Freisingen.

blieb, denn sonst wäre das babenbergische Regierungsgebäude nicht „zufällig" auf denselben Fleck gestellt worden, auf welchem das römische Prätorium stand; und diesem gegenüber nicht die Schranne errichtet worden sein, auf demselben Punkt, welchen ehedem das Forum und das Quästorium eingenommen hatten, deren Baulichkeiten ebenfalls höchstwahrscheinlich noch erhalten waren. Wurde ja noch 1888 ein unverwüstlicher Quaderturm römischer Erbauung abgetragen, der in den Fundamenten eines abzutragenden Hauses eingebaut war, fand man bei einer Demolierung vor wenigen Jahren noch ein großes Bruchteil einer römischen Ziegelmauer in einem mittelalterlichen Hause mitverbaut, das ebenfalls einem Neubau weichen mußte. Da dieses nun abgetragene Haus frühestens im fünfzehnten Jahrhundert erbaut wurde, mußte bis dahin an dessen Stelle ein Römerbau unter Dach und Fach gestanden haben und noch so fest befunden worden sein, daß er teilweise unabgebrochen in den, und zwar vierstöckigen Neubau, eingebaut wurde. Und wer weiß es, wie viel derartiges fast zweitausendjähriges Mauerwerk noch in den alten Gebäudeblocks von Wien versteckt sein mag. Im Berghof hielt nun Leopold seine Landtage und sonstigen Versammlungen ab, wozu der Platz um so tauglicher war als Wien gerade an einem wichtigen Kreuzungspunkte von Welt- und Handelsstraßen lag, welche den Sitz der Regierung gerade hieher zu verlegen geboten. Wien, das urkundlich schon 1137 als „civitas" genannt wird, war schon eine bedeutende Stadt seit lange her, ohne erst zu einer solchen durch Dekret ernannt worden zu sein; es hatte sich eben aus eigener Kraft und Macht dazu selber gemacht, und zwar schon lange bevor die Römer ins Land gekommen waren.

Unter Leopold dem Heiligen machte die religiöse Bewegung, welche die Kreuzzüge ins Leben rief, auch die ersten Wellenschläge über die Ostmark hin, und forderten als erstes Opfer Leopolds eigene Mutter, die Markgräfin-Witwe Itha, Kaisers Heinrich IV. Schwester; sie hatte sich als Pilgerin dem zweiten Kreuzzuge unter der Obhut Herzogs Welf von Bayern angeschlossen und blieb verschollen.

Die erste Ursache zu den Kreuzzügen bot die Eroberung der byzantischen Provinzen in Kleinasien, durch die Seldschuken, und der damit verbundene Verlust jenes Landes, „wo Christi Füße gestanden". In weiterer Erwägung aber besonders die moslemitische Gefahr, die nicht nur das oströmische Kaiserreich sondern auch Europa überhaupt bedrohte. Heimkehrende Jerusalempilger und die Geistlichkeit entfachten den religiösen Fanatismus, den die Päpste nützen wollten, um auch die griechische Kirche sich unterzuordnen, um „neben der geistlichen auch die weltliche Einheit der im Glauben verbundenen Völker in sich darzustellen". Schon Papst Gregor VII. hatte 1074 den Plan gefaßt, Palästina zu befreien und die Hilferufe Kaisers Alexios I. erweckten in Papst Urban II. den gleichen Wunsch. Auf der großen Kirchenversammlung von Clairmont am 26. Nov. 1095 begeisterte seine flammende Rede tausende von Klerikern und Laien zur Befreiung des heiligen Grabes und Einsetzung einer christlichen Herrschaft in Palästina. Einem ganz ungeregelten, kaum bewaffneten Massenheere, das fast ganz aufgerieben wurde, folgte 1096 das Hauptheer der Fürsten und Ritter. Im April 1097 zog dieses Kreuzheer über den Bosporus, eroberte 20. Juni Nicäa, und 5. Juni 1098 siegten sie über den Emir Kerbogha. Im Juni 1099 erreichte das auf 20 000 Mann zusammengeschmolzene Kreuzheer Jerusalem, das am 15. Juli erobert wurde, worauf Gottfried von Bouillon acht Tage später den Thron des neuerrichteten Königreiches Jerusalem bestieg. Diesem Kreuzzuge folgten einige neue Kreuzheere, darunter eines unter Herzog Welf von Bayern — welchen die Markgräfin-Mutter begleitete — welche aber in Kleinasien ein klägliches Ende fanden. Die folgenden Kreuzzüge, so der zweite 1147—49, der dritte 1189—91, der vierte 1204, der Kinderkreuzzug 1212, der fünfte 1228 und der sechste 1248 gehören der Geschichte an und sollen hier nur in Bezug auf die Babenberger Erwähnung finden.

Schon die ersten ungeordneten Heerhaufen vor dem ersten Kreuzzug nahmen zum Teil ihren Weg durch die Ostmark auf der Donaustraße, während ein anderer Teil sich in Toulon einschiffte, und so folgten durch mehr als zwei Jahrhunderte die Kreuzheerstreiter der alten Straße nach dem Oriente, der schönen blauen Donau hinab zu Schlachtentod oder ruhmreicher Heldentat, aber ihnen folgten lange Warenzüge von Kaufleuten und belebten so aufs neue den Donauhandel, aus dem die Donaustädte, namentlich Wien, reichen Nutzen zogen.

Markgraf Leopold machte 1008 mit Kaiser Heinrich V. einen Zug nach Ungarn, um die Zwistigkeiten zwischen den königlichen Brüdern Koloman und Almus zu schlichten, was auch friedlich gelang. Aber neun Jahre später war Stephan II. auf Ungarns Thron gelangt, und trachtete im jugendlichen Übermut sich durch einen Einfall in Österreich zu bereichern. Er fiel in die Ostmark ein, machte an der Leitha reiche Beute und brandschatzte das Land nach den Überlieferungen seines noch kaum gebändigten Volkes. Mit einem großen Heerhaufen, zu welchem auch Reisige des Böhmerherzogs hilfsbereit stießen, übte Leopold Vergeltung,

3*

indem er in Ungarn einfiel, Eisenburg eroberte und die Umgebung desselben mit Feuer und Schwert verheerte. Dadurch setzte er sich bei den Magyaren in solches Ansehen, daß sie es unter seiner Verwaltungszeit nicht mehr wagten in die Ostmark einzufallen.

Der unter Heinrich IV. begonnene Investiturstreit stürzte auch den fünften Heinrich in die gleiche mißliche Lage wie seinen unglücklichen Vater. Auch von ihm fielen fast sämtliche Fürsten ab, ja selbst die beiden Hohenstauffen Friedrich und Konrad und schon stand ihm Heinrichs IV. Ende bevor, hätte er nicht nachgegeben und mit dem Papste sich ausgesöhnt. So schloß er im Jahre 1122 das Wormser Konkordat mit Papst Kalixtus II., nach welchem dem Kaiser nur mehr das Recht der Leitung der geistlichen Wahlen und die weltliche Belehnung durch den Szepter verblieb. Mißmut und Reue nagte an seinem Herzen und langsam siechte er dahin. Sterbend hinterließ er 1125 das salische Erbe den Hohenstauffen. Nachdem Markgraf Leopold seinen ältesten Sohn Adalbert und hundertzwanzig Edle in Melk zu Rittern geschlagen hatte, zog er mit diesem glänzenden Gefolge zur Königswahl. Hier boten ihm mehrere Reichsstände die Krone an, aber Leopold lehnte ab, und so wurde Lothar, Herzog in Sachsen, zum Deutschen König gewählt. Leider veranlaßte Kaiser Lothar dadurch, daß er den Hohenstauffen, zu Gunsten seines Schwiegersohnes Heinrich des Stolzen, Herzogs in Sachsen und Bayern und Haupt der Welfen, ihr Erbe zu entreißen suchte, die langwierige und unheilvolle Fehde der Welfen und Weiblinger (Guelphen und Gibellinen).

Heimgekehrt widmete Leopold seine ganze Tatkraft der Wohlfahrt seines Landes und eine neue Klostergründung beschäftigte von nun ab seinen Sinn. Auf den Rat seines Sohnes Otto, Bischofs von Freisingen — des bekannten Geschichtschreibers — führte er 1134 in der Ostmark nun auch den Zisterzienser-Orden ein, denn bisher waren in Österreich nur die Augustiner-Chorherren und die Benediktiner bekannt. Er stiftete diesem Orden nun am Satelbache das herrliche Gotteshaus zu „Heiligenkreuz im Waldtale", das im Jahre 1136 zu bauen begonnen wurde.

Noch im selben Jahre, am 15. November, verschied in seiner Burg Leopoldsberg Leopold, und da ihm kaum ein Jahr später (9. Nov. 1137) sein ältester Sohn Adalbert in die neue Markgrafengruft zu Klosterneuburg nachsank, so kam die Markgrafschaft an seinen zweitgeborenen Sohn Leopold IV. (V.), der Freigebige beigenannt. Seine Witwe Agnes überlebte ihn um mehr als zwanzig Jahre und wurde am 24. September 1157 an seiner Seite in der Klosterneuburgergruft bestattet. Sie hatte ihm 18 Kinder geboren, wodurch die Macht der Babenberger ansehnlich gewachsen war. Verwandt mit den mächtigsten Familien Deutschlands, bekleideten die meisten seiner Söhne einflußreiche und wichtige Würden; so Adalbert, sein Erstgeborener, war Vogt des Bistums Passau, sein drittgeborener, Otto, war Propst zu Klosterneuburg und später Bischof von Freisingen, sein Sohn Heinrich war Pfalzgraf am Rhein, und überdies mit Ungarn und Böhmen verwandt, war aus dem kleinen Markgrafengeschlecht schon eine ausschlaggebende Dynastie geworden, deren Erbrecht zwar noch nicht gesetzlich anerkannt aber aus Gewohnheitsrecht entsprungen, als selbstverständlich geachtet wurde. So blieb denn die Mark fast ein Jahr lang unbesetzt und erst nach Adalberts Tode übernahm Leopold IV. die Mark, welche er bis dahin nur vertretungsweise verwaltet hatte.

Am 3. Dezember 1137 ward Kaiser Lothar auf der Heimfahrt aus Italien unweit von Trient in einer Alpenhütte vom Tode ereilt. Heinrich der Stolze bemächtigte sich sofort der Reichskleinodien in der Absicht, sich zum Kaiser aufzuwerfen, allein der Hohenstauffe Konrad wurde gewählt, Heinrich lieferte die Kleinode aus, und Konrad als der dritte dieses Namens wurde in Aachen gekrönt. Konrad beschied ihn hierauf nach Augsburg, wohin aber Heinrich mit solch starkem Gefolge fuhr, daß Konrad, besorgend gefangen genommen zu werden, eiligst nach Würzburg flüchtete, dort Heinrich der beleidigten Kaiserlichen Majestät wegen in Anklage setzte, und auf der Reichsversammlung zu Goslar seiner Herzogswürde für verlustig erklärte und die Reichsacht über ihn verhängte. Der Kaiser ernannte nun Leopold IV. von Österreich zum Herzoge in Bayern. Leopold nahm ohne Bedenken an, rüstete sich, Bayern mit dem Schwerte zu nehmen, und seine neue Würde gegen die Rückschläge der Welfen zu verteidigen. Im Juni 1139 mit der bayerischen Herzogswürde belehnt, hatte er jedoch alle Macht aufzubieten sich das neue Reichslehen nicht nur zu erobern, sondern es auch zu behaupten. In diesen Kämpfen erschollen zuerst die verhängnisvollen Schlachtrufe, die Deutschland so lange in zwei Heerlager spalten und verheeren sollten, nämlich: „Hie Welf!" und „Hie, Waiblingen!" Mit wechselndem Glücke führte er die Fehde, bis ihn rasch, im Kloster Nieder-Altaich in Bayern am 18. Oktober 1141 der Tod hinwegraffte. Ein einfacher Stein mit Inschrift bezeichnet in Heiligenkreuz seine und seiner Gemahlin Maria, einer Tochter Sobieslaws, Herzogs von Böhmen, Ruhestätte.

Da Leopold IV. (V.) kinderlos starb, trat sein Bruder Heinrich, der nach seiner steten Beteuerungsformel „ja, so mir Gott . . . (helfe!)" den Beinamen „Jasomirgott" erhielt, die Verwaltung der Ostmark an, nachdem er die Pfalzgrafschaft am Rhein zurückgelegt hatte. Er wurde aber mit dem Herzogtume Bayern nicht belehnt, obwohl er seine Ansprüche darauf geltend machte. Als er aber die Witwe Heinrichs des Stolzen und Mutter Heinrichs des Löwen geheiratet hatte, erfolgte auch seine Belehnung mit Bayern. Der alte Herzog Welf hielt aber noch immer seines Neffen Heinrich des Löwen Ansprüche auf Bayern aufrecht, und nachdem wenige Monate darauf dessen Mutter, Herzogin Gertrude, Jasomirgotts Gemahlin im Wochenbette und mit ihr das Kind, der künftige Erbe starb, standen alle Freunde des alten Welf und Heinrich des Löwen gegen ihn auf; trotzdem aber behauptete er sich in Bayern.

Nach mühevoll mit großen Opfern hergestelltem Frieden war Heinrich Jasomirgott gezwungen, sein Schwert gegen die Magyaren und die Steiermark zu kehren, um gegen beide die Grenzen seines Landes zu sichern. Obwohl er mit seinen Rittern die Haufen der Feinde durchbrach, wurde sein Fußvolk geschlagen und er mußte mit dem Schwerte sich den Weg zur Flucht nach Wien bahnen, hinter dessen Mauern er sein Heer wieder sammelte (11. August 1146). Seine Niederlage war vollständig. Sein Bruder, der Geschichtsschreiber, Bischof Otto von Freisingen, beklagt diese schimpfliche Niederlage, noch mehr aber, daß sie nicht gerächt wurde.

Am Tage der unschuldigen Kinder, 28. Dezember 1146, nahm aus den Händen des heiligen Bernhard Kaiser Konrad III. das Kreuz und gelobte den Zug gegen das heilige Land (2. Kreuzzug); Jasomirgott begleitete ihn. — Dieser Zug ward verherrlicht durch die edelste Tat deutscher Treue, deutschen Edelmutes! — Herzog Welf, zu stolz die Abwesenden zu bekriegen, da es ihm ein Leichtes gewesen wäre, Bayern zurückzuerobern, entsagte dem Streit auf die Dauer der Kreuzfahrt, und heftete gleichfalls das rote Kreuz auf seine Schulter.

Auch dieser zweite Kreuzzug endete bekanntlich kläglich und enttäuscht kehrte Kaiser Konrad und Jasomirgott heim. Bald darnach starb Kaiser Konrad und Friedrich I., genannt der Rotbart, folgte ihm auf den Thron. Auf dem Reichstage zu Goslar ward Jasomirgott das Herzogtum Bayern abgesprochen, trotzdem zeichnete er noch fortwährend als Herzog in Bayern, aber auch abwechselnd als Herzog des Ostlandes und hielt Bayern noch besetzt. Während Kaiser Rotbart den Römerzug tat, baute sich Jasomirgott in Wien eine neue Burg auf dem Platze, der noch heute davon „Am Hof" benannt ist, und zwar an der Stelle, welche das heutige Gebäude des k. k. Kriegsministeriums einnimmt. Seine Burg am Leopoldsberg verließ er, welche nun längere Zeit von Burggrafen verwaltet wurde. Kaiser Rotbart von seinem Römerzug heimgekehrt, sandte den Bischof Otto von Freisingen als Vermittler wegen der Herausgabe Bayerns an Jasomirgott. Jasomirgott sah wohl ein, daß er es nicht vermöchte sich im Besitze Bayerns zu behaupten, doch forderte er nach Brauch und Recht Entschädigung für die Herausgabe Bayerns, da man ihm nicht zumuten konnte, wieder als einfacher Markgraf in das alte Abhängigkeitsverhältnis zu Bayern, in dem er als Herzog gewaltet, zurückzukehren. Dies mochte er schon dadurch früher angedeutet haben, als er sich Herzog des Ostlandes zeichnete. Nach diesen Verhandlungen schrieb der Kaiser einen Reichstag nach Regensburg aus, auf dem anfangs September 1156 die meisten Reichsfürsten erschienen. Jasomirgott gab dort Bayern an das Reich anheim, womit Heinrich der Löwe belehnt wurde, welcher seinerseits wieder auf die Ostmark und Österreich ob der Enns verzichtete, mit welchen Landen der Kaiser nun Jasomirgott belehnte, indem er diese zu einem selbständigen Herzogtume und damit zu einem unmittelbaren Reichslehen erhob.

Noch bevor die Ostmark zum Herzogtume erhoben wurde, hatte sich der Herzog Heinrich Jasomirgott zum zweitenmale vermählt und zwar mit der Enkelin des Kaisers Manuel von Byzanz, welche er auf seiner Fahrt nach Palästina zu Konstantinopel kennen und lieben gelernt, und im Jahre 1150 in seine neue Burg am Hof feierlichst als seine Gattin einführte. Ebenfalls und zwar schon 1144 hatte er den Grundstein zum alten St. Stephansdom gelegt, der bereits 1147 vollendet und zur Pfarre von Wien erhoben wurde. Zweifellos war nur das noch heute stehende Westportal mit den beiden „Heidentürmen" erbaut worden und scheint das Schiff vorläufig ein Holzbau gewesen zu sein. Ebenfalls noch vor seiner Erhebung zum Herzog stiftete er das sogenannte „Schottenkloster" in Wien, die „Benediktinerabtei für die Schotten oder Hybernier zu Ehren der heiligen Jungfrau und zum Gedächtnisse St. Georgs", das er mit wichtigen Freiheiten und auch mit dem Asylrechte begabte, das wahrscheinlich noch an einen alten Halgadom, der dort bestand, erinnerte. Die damalige Gepflogenheit, derartige Stifte dadurch besonders zu heiligen, daß man sie an Stätten anlegte, an welchen einst ein Heiliger gewirkt hatte, und Jasomirgott auch für diese neue

Stiftung solch heilige Stätte nachgewiesen haben wollte, veranlaßte seinen Bruder Otto von Freisingen hier eine fromme Täuschung zu begehen, indem er die überlieferten Namen Vindobona und Favianis verschmolz und als einen Ort bezeichnend hinstellte, um für Wien den heiligen Severin nachzuweisen. In Wirklichkeit weilte Severin niemals in Wien, sondern eben in Favianis, nämlich dem heutigen Mautern an der Donau. Ebenso ist das Dorf Sievering nicht nach Severin genannt, sondern lautete dessen Name in der ältesten Schreibart: Suffringen, welcher Name aber keinesfalls an Severin erinnert, sondern den Ort der „Trinkenden" bezeichnet. Aus dieser frommen Täuschung Ottos von Freisingen aber sind zahlreiche Irrungen bezüglich der alten Topographie entstanden, welche erst allmählich zu klären unseren Zeiten vorbehalten blieb. Wie sehr Jasomirgott aber auch für Wien und dessen Wohlfahrt besorgt war, zeigt der Umstand, daß er nicht nur der Stadt den ersten Stadtrichter einsetzte und neben manch anderen Vorteilen, die er ihr zuwendete, auch für die Wollhändler und Tuchmacher eine Vorstadt anlegte, an welche der noch heute erhaltene Straßenname „Wollzeile" erinnert.

Herzog Heinrich Jasomirgott.
(Glasgemälde im Stifte Heiligenkreuz).

So sahen wir die Ostmark im steten ununterbrochenen Wachstum seit den Tagen Leopold des Erlauchten emporblühen zu einem mächtigen Bestandteil des Deutschen Reiches und sahen auch wie schwer das Schwert derer Markgrafen in der Wagschale der inneren Geschicke des Reiches wog, ohne daß es just nötig war, es tatsächlich aus der Scheide zu ziehen. Aber noch immer war der Markgraf nur ein Reichsbeamter, welcher wohl an der Spitze des Heerbannes, der Gerichtsbarkeit und der Verwaltung stand, als solcher wohl auch über bestimmte königliche Regalien verfügte, aber landesherrliche Hoheit, ja selbst das Erbrecht war ihm nicht gewährt. Eine persönliche Gewalt war ihm nur über seine ihm persönlich als Allodialherr unterstehenden Lehensträger, wie über seine Dienstmannen (Ministeriale) eingeräumt. Obwohl nach und nach mehr als die Hälfte der Mark in seinen Allodialbesitz gekommen war, so war doch ein sehr bedeutendes Bruchteil der Landesinsassen Untertan der ausländischen Hochstifte und Abteien, die ihm nicht einmal Heeresfolge pflichtig waren und auch seiner Gerichtsbarkeit nicht unterstanden. Ein weiterer geringerer Teil war reichsunmittelbar als vom Reiche in der Mark mit Reichlehen begabte Ausländer und schließlich noch einige wenige nur dem Reiche allein unterstehende Landesherren, welche Allodialgüter ihr Eigen nannten. Dem Markgrafen fehlten alle Rechtstitel, um ihn zum Herrn der gesamten Mark zu machen, welche ihm alle im Lande seßhaften Grafen, „Frei"-Herren, Freie und Unfreie einheitlich verpflichtet hätte, um ihn als ihren einzigen Schirm- und Schutzherrn anzuerkennen, ihm fehlte bisher eben — die Landeshoheit. So sehr die Babenberger auch bestrebt waren durch äußeren Prunk zu glänzen, so erschienen doch an ihrem Hofe nur ihre eigenen Ministeriale, ihre Allodial-Lehensträger, und wie alle übrigen Landesherren, hatten auch die Markgrafen sich an allen Hoftagen der Kaiser einzufinden, um über die Verwaltung ihrer Mark Rechnung zu legen und auf alle möglicherweise vorgebrachten Klagen und Beschwerden Antwort zu geben und sich zu rechtfertigen. Jetzt war diese Stufe erreicht, welche vor hundert Jahren durch Kaiser Heinrich IV. durch Erteilung des ersten Hausrechtes der Babenberger an Markgraf Ernst den Tapferen angebahnt wurde, nämlich die Reichsunmittelbarkeit und Landeshoheit.

In jener „Goldenen Bulle" vom 17. September 1156, in welcher Kaiser Friedrich der Rotbart die bisherige Markgrafschaft Österreich als zu seiner von Bayern stets unabhängigen Reichs-Markgrafschaft, und verbunden mit dem Lande ob der Enns, beide Länder zu einem Herzogtum vereinigte, war der nunmehrige Herzog von Österreich allen alten großen Herzogen des Reiches gleichgestellt und zu einem Pfalz-Erzfürst, im Range unmittelbar den Kurfürsten folgend, erklärt. Ihm wurde gewährleistet, daß die Re-

gierung des unteilbaren Landes nach der männlichen Erstgeburt fortgehe, und bei dem Tode des letzten Herzogs ohne Sohn, dieselbe seine älteste Tochter übernehmen und erben würde, und wurde er berechtigt, im Falle er erblos stürbe, sein Land zu hinterlassen, wem er wolle. Diese Freiheiten haben alle auch für alle künftigen Erwerbungen zu gelten. Außer gegen Ungarn ist der österreichische Herzog dem Reiche zu keiner Steuer und Hilfe verpflichtet, und kann auch nicht verhalten werden auf einem Reichstage außerhalb seines Landes zu erscheinen. Ebenso hat der Herzog von Österreich die Lehen nur in seinem Lande und zwar im fürstlichen Ornate, zu Pferde sitzend, in der Hand den Stab (Szepter), auf dem Haupte den Herzogshut mit der Zinkenkrone zu empfangen. Weder Kaiser noch Reich können umstoßen, was er auf seinem Grunde und Boden verfügt; und so auch darf das Reich keine Lehen haben in Österreich; wer solche hätte, müßte des Herzogs Vasall werden, und könnte dann erst dieselben vergeben als Afterlehen.

Herzog Jasomirgotts Sinnen und Streben blieb nun darauf gerichtet, die ihm gewährleisteten großen Vorteile zu Gunsten seines Landes wie seines Hauses zu verwerten, den Wohlstand des Landes, das er nun sein Eigen nennen durfte, zu heben, die Grafen, Freiherrn und Ritter an sich zu ziehen, und in der Bürgerschaft der Städte, durch Hebung von Handel und Gewerbe, sich eine weitere Stütze zu sichern. Er würdigte den Wert der festen Städte, welche er in zwei kritischen Lagen seines Lebens kennen gelernt hatte. Schon damals, als er mit genauer Not der Gefangenschaft durch die Magyaren entrann, als er sich hinter die festen Zinnenmauern Wiens geflüchtet hatte, von der Bürgerschaft willig aufgenommen wurde, und durch deren Kampfbereitschaft die Feinde von einem Angriff auf die Stadt abgeschreckt wurden, erkannte er Wert und Vorzug einer wohlbefestigten Stadt und einer kräftigen wehrhaften Bürgerschaft. Aber auch das Gegenteil hatte er kennen gelernt seinerzeit in der drohenden Haltung der Bürgerschaft Regensburgs, die ihm und seinem Bruder bald verhängnisvoll geworden wäre. Beide Fälle waren lehrreich genug um zu zeigen, zu was allem ein starkes Bürgertum fähig und nützlich sein konnte. Auch waren ihm die Vorteile einer wohlbefestigten Stadt nicht entgangen, als sich im Jahre 1147 bei Wien die Scharen des zweiten Kreuzzuges zusammenzogen und sich dessen fürstlichen Führer in Wien sammelten, die alle Obdach und Verpflegung daselbst fanden. Schon damals wurden die Augen von ganz Europa auf Wien gelenkt, ebenso als er zwei Jahre später seine Braut, die Kaisersenkelin aus Byzanz, in Wien empfing und mit ihr in dieser Stadt sein Beilager feierte. Schon früher hatte er Handwerker und Kaufleute bestimmt, sich in Wien niederzulassen, auch Künstler herangezogen, um seine Bauten in der Stadt zu fördern. Das rasche Aufblühen und wohl auch die Vergrößerung und vermehrte Befestigung Wiens, die es dem Umstande verdankte, daß die Babenberger die Landeshoheit erworben und dadurch Wien schon 1158 zur „Haupt- und Residenzstadt" erhoben wurde, gab zu der irrigen Annahme Veranlassung, daß bis dahin die Stadt in Ruinen (seit 488) gelegen und von Herzog Heinrich Jasomirgott erst gegründet worden wäre. Ist dies nun auch nicht der Fall, so kann man ihn mit Fug und Recht als den zweiten Gründer der Stadt bezeichnen, denn seinem Wohlwollen und seiner Fürsorge verdankte das damalige Wien immerhin sein sich rasch entfaltendes Blühen, Wachsen und Gedeihen. Aber noch mehr als das. Das neue Herzogtum verlangte naturgemäß nach einem feststehenden Mittelpunkte, der nicht mehr einzig und allein der Verteidigung zu dienen hatte, wie die früheren Sitze der Markgrafen, sondern einen Kristallisationspunkt, von dem aus die Babenberger ihre Reichs- wie ihre Hauspolitik leiten konnten, einen Knotenpunkt, in welchen die Fäden des politischen und volkswirtschaftlichen Lebens zusammenliefen und dieser Mittelpunkt fand sich in dem durch seine geognostische Lage so überaus begünstigten Wien, in dem die wichtigsten Welt- und Handelsstraßen Europas sich vereinigten und kreuzten, sodaß die Stadt einen Hauptstapelplatz des europäischen Handels zu bilden vorbestimmt war.

Aber immer treu an der Seite der Hohenstauffen, Schild an Schild stehend, so treu, daß beide Dynastien sogar ein gemeinsames Ende an jenem fluchbeladenen 29. Oktober 1268 zu Neapel fanden, standen die Babenberger für Kaiser und Reich in den furchtbaren Kämpfen gegen die Feinde des deutschen Wesens, der deutschen Macht und der deutschen Einheit.

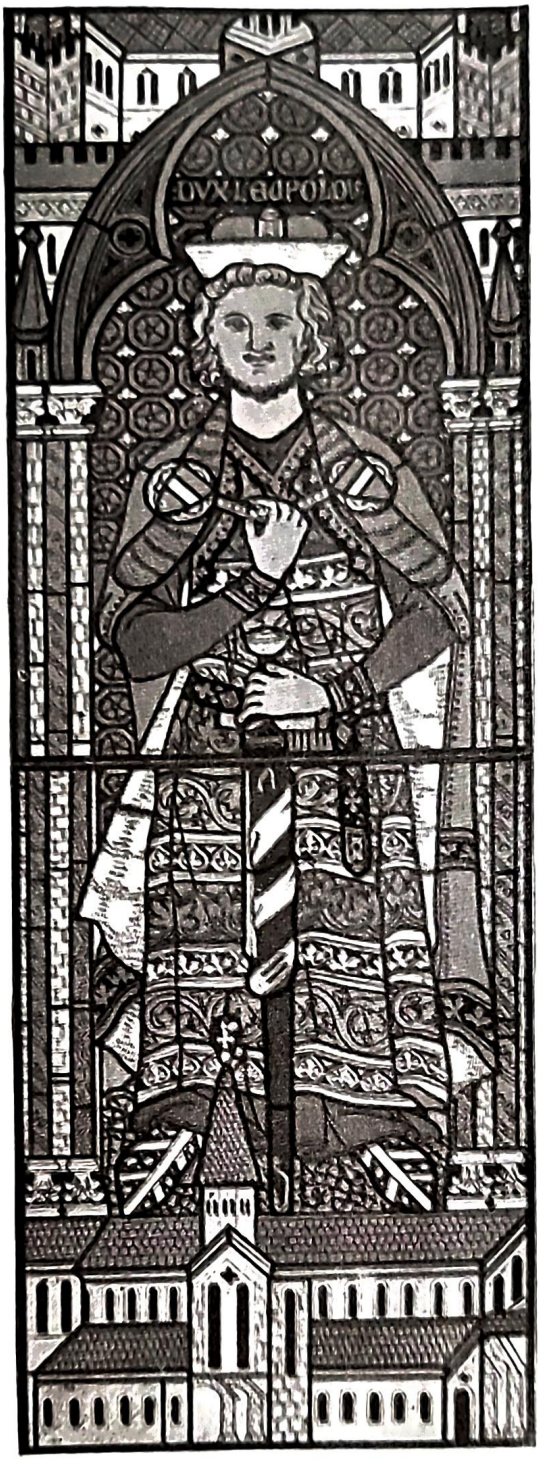
So sehen wir ihn an der Seite Kaisers Rotbart 1158 das stolze Mailand besiegen und bestrafen für die ungeheuere Beschimpfung, die diese Stadt der Gemahlin Rotbarts anzutun die Tücke hatte. Man hatte die edle Stauffin, die in Mailand verblieben war, um ihren kaiserlichen Gemahl dort zu erwarten, gezwungen, nackt auf einem Maulesel verkehrt sitzend und dessen Schwanz statt eines Zügels in der Hand haltend, die Stadt zu durchreiten und zu verlassen, bei welchem Schmachritte sie der Pöbel mit Kot bewarf. Mailand wurde erobert und der Rotbart belohnte Schmach mit Schmach. Er ließ ein riesiges Schaffot errichten und drohte jedem männlichen Mailänder mit dem Henkertod, von dem er sich nur zu lösen vermöge, wenn er

aus dem After des Maultieres, das die Kaiserin geritten hatte, eine hineingesteckte Feige mit seinen Zähnen herausholen und am Platze essen würde. Von einer hohen Tribüne sah er und seine Gemahlin dieser Sühne zu. Die edlen Mailänder wählten die Feige und so blieb der Henker, der seiner Opfer harrte, nur ein müßiger Zuschauer dieser wohlverdienten Züchtigung. Auf Fürbitte seiner Gemahlin — Beatrix Rainalde von Burgund — verzieh der Kaiser und ließ sich an dieser Züchtigung genügen. Drei Jahre später, am 4. März 1162, ließ er die treulose Stadt erneuerter Widerspenstigkeiten wegen, von allen Einwohnern säubern und nach vollständiger Ausplünderung bis auf die Kirchen zerstören, erst 1167 die Erlaubnis zum Wiederaufbau erteilend. Im Jahre 1167 sehen wir Herzog Heinrich in wichtiger diplomatischer Sendung wieder zu Byzanz am griechischen Kaiserhofe weilen, um den griechischen Kaiser abzuhalten, den abenteuerlichen Plänen des Papstes Alexander III. zuzustimmen, welcher ihn bewegen wollte, die weströmische Kaiserkrone anzunehmen, um Friedrich I. in neue Zwiste zu verstricken.

Im Jahre 1166 war Wien abermals der Schauplatz eines durch zwei Wochen währenden Hoffestes, das mit Ritterspielen, Tänzen und Freudenmahlen gefeiert wurde. Der Herzog hatte seine einzige Tochter Agnes dem jungen König von Ungarn, Stephan III. vermählt. Diese Feierlichkeiten erhielten unvermutet erhöhten Glanz durch das unerwartete Eintreffen des Kaisers, der von Passau die Donau herabgefahren kam, um Jasomirgott für den von den Deutschen zum Gegenpapste erhobenen Gegenpapst Pascal III. zu gewinnen. Obwohl sich Heinrich nicht nur dazu bereit erklärte, sondern auch noch im nächsten Jahre, wie schon erwähnt, im Interesse des Kaisers nach Byzanz fuhr, zerstörte dennoch dieser Kirchenstreit das gute Einvernehmen zwischen Rotbart und Jasomirgott.

Herzogs Heinrich Neffe Albrecht, der Sohn seiner Schwester Gertrud mit Herzog Wratislaus von Böhmen, war Erzbischof von Salzburg und als solcher von seinem Sitz vertrieben, weil er auf Seite des Papstes Alexander III. gegen den Kaiser und den Gegenpapst Pascal III. stand. Herzog Heinrich, als Schirmvogt Salzburgs wie als Blutsverwandter Albrechts (des Erzbischofs) war verpflichtet, beim Kaiser für dessen Wiedereinsetzung zu wirken, wogegen sich der Kaiser jedoch beharrlich sträubte. Der Herzog fügte sich, doch zog er sich von des Kaisers Angelegenheiten zurück und lehnte eine neuerliche Aufforderung zum Beistande gegen die Longobarden ab, damit an dem unglücklichen Ausgang dieses Zuges und dem ungünstigen Friedensschluß von Venedig im Jahre 1177 nach der Niederlage von Legnano am 29. Mai 1176, mit Schuld tragend, denn auch Heinrich der Löwe hatte den Kaiser dort im Stiche gelassen. Das verzieh der alternde Rotbart dem Herzoge nie, doch auch letzterer wußte, daß er von des Kaisers Rache auf der Hut zu sein hatte. Er betrieb eiligst die Befestigung der Grenzen seines Landes nach allen vier Himmelsstrichen, stellte ein mächtiges Kriegsheer auf die Beine, machte mit großer Feierlichkeit seine Söhne Leopold und Heinrich in der Schottenkirche wehrhaft und unterstellte ihrem Oberbefehl das aufgerichtete Heer. Der Kaiser in Italien im Schach gehalten vermochte sich allerdings nicht persönlich zu rächen, doch reizte er alle Nachbarn Jasomirgotts auf, indem er Österreichs wachsende Macht als ihnen gefährlich werdend schildern ließ, was diese veranlaßte, ziemlich gleichzeitig in Österreich einzufallen, dasselbe mit Feuer und Schwert verheerend. Es waren dies die Witwe des Markgrafen Ottokar V. von Steyermark, Herman von Kärnten, Sobieslaw von Böhmen, Konrad von Mähren und Ungarn. Diesem gemeinsamen Angriffe von allen Seiten war Jasomirgott nicht gewachsen; er zog sich in die festen Plätze zurück und unternahm planvoll von diesen aus die Verteidigung und Rückeroberung seiner Lande. Da traf Österreich das Unglück, daß es mitten in diesen Wirren seinen ersten Herzog verlor. Heinrich Jasomirgott tat mit seinem Rosse einen gefährlichen Sturz auf dem Eis, nach anderen auf einer morschen Brücke, und starb einige Tage später an dem gebrochenen Fuß, zu welcher Wunde der Brand hinzugekommen war, erst zweiundsechzig Jahre alt, am 13. Jänner 1177. Er wurde im Schottenstift begraben. Seine erste Gemahlin Gertrud, Tochter Kaisers Lothar II., seine zweite Theodora und sein zweiter Sohn Heinrich, Herzog von Mödling, liegen zu Heiligenkreuz begraben.

Sein erst zwanzigjähriger Sohn Leopold V. (VI.), beigenannt der Tugendhafte, war schon bei des Kaisers letzter Anwesenheit in Wien mit dem Herzogtum belehnt worden, und trat sofort die Regierung an, während sein Bruder die Grafschaft Mödling — als Sekundogenitur des Hauses — wie einstens sein Vater übernahm. Er nannte sich von diesem Besitze nicht Graf, sondern Herzog von Mödling. Sie säuberten nicht nur sehr bald Österreich von den eingefallenen Feinden, sondern rächten auch die Verwüstungen ihres Landes bitter an den Nachbarn, sich dadurch gefürchtet und geachtet machend. Schon 1178 demütigten sie die Mähren und Böhmen durch Errennung und Verbrennung der Städte Brünn und Olmütz nebst einigen Burgen, Otto VI. von Steyer aber hatte sich sofort mit ihnen ausgesöhnt und erfreute sich nun in Ruhe seines



Leopold der Glorreiche.

(Glasgemälde in der Pfarrkirche zu Steyr, Oberösterreich). Ursprünglich wahrscheinlich dem Stifte Lilienfeld oder Heiligenkreuz zugehörig).

neuerworbenen Herzogshutes, auch mit Ungarn ward bald Friede geschlossen und das Land genoß nun wieder eine lange glückliche Friedenszeit, welche bald alle erlittenen Drangsale vergessen ließ.

Leopold hatte sich auch mit dem alten Barbarossa wieder in gutes Einvernehmen zu setzen gewußt, und da er von der edelsten und ritterlichsten Gesinnung durchdrungen war, wußte er auch dauerhaften Frieden zu bewahren, ohne dadurch das Ansehen zu mindern, das er sich durch seinen kräftigen Regierungsantritt erworben und gesichert hatte.

Eine neue Zeit war angebrochen, die Zeit der Blüte des Rittertums, die glanzfreudige und farbenprächtige Zeit des Minnesanges mit all ihrer märchenhaften Abenteuerlust und Romantik, und der tugendhafte Leopold von Österreich war einer ihrer sangesberühmtesten Vertreter. An „den minniclichen Hof ze Wienne" zogen denn auch zu jener Zeit aus allen Gauen der Deutschen Lande mit Begeisterung alle jene, welche in abenteuernden Ritterfahrten, in Minnespiel und Dichtersang das Ziel ihres Dranges nach dem Schönen und Hohen zu erreichen hofften, und der jugendfrohe ritterliche Leopold war bald der Mittelpunkt eines Sängerhofes, wie es nur der sagen- und sangesberühmte König Artus gewesen sein mochte. Namen wie der Kürenberger, Dietmar von Aist u. a. aus dem österreichischen Donautal, der Wiege der älteren deutschen Lyrik (um 1150) mögen als Erste genügen, dann Walther von der Vogelweide, der dem ritterlichen Leopold das unvergänglich lyrische Denkmal in seinen Liedern setzte. Es hieße eine Geschichte des Minnesanges schreiben, sollten hier alle Namen genannt werden, die am Hofe des tugendhaften Leopolds und seiner Nachfolger am „Hofe zu Wien" sich Lob und Dank ersungen. *) Die Milde und Freigebigkeit dieses und der folgenden Babenberger ist ein bei fast allen Minnesängern wiederkehrendes Lob und keine der oftmals sich findenden Klagen über Kargheit gilt einem der Babenberger. In dieser begeisterungsfähigen Zeit bildeten die Abenteuerfahrten nach Jerusalem, wie ganz selbstverständlich, den Mittelpunkt aller ritterlichen Bestrebungen, so daß es fast für unritterlich galt, nicht einige Zeit sein Schwert gegen die Sarazenen geschwungen zu haben. Dieser Drang, nach dem heiligen Lande zu fahren, sei es als einfacher Pilgrim oder als Kreuzheerstreiter, hatte in den Tagen Leopolds seinen Höhepunkt erreicht. Sobald die Donau eisfrei und die Straßen schneefrei wurden, ergoßen sich jährlich Scharen von Pilgern durch Österreich nach dem Osten, um das Heilige Grab zu erreichen. Daß mancher Österreicher sich ebenfalls dem großen Wanderstrom anschloß, ist selbstverständlich, und mag es daher nicht unerwünscht sein, einiges über die Kosten einer solchen „Orientreise" vor etwa achthundert Jahren zu erfahren, die einem Teilnehmer daran für seine Person daraus erwuchsen. Das Salbuch des Klosters Formbach erwähnt: das Kloster Formbach streckte einem Wiener Bürger namens Wergand (Wergandus urbanus Wiennensis Jerosolimitanum iter aripiens) zehn Talente, das sind nach heutiger Währung 350 Kr. 40 Hlr., vor, wogegen Wergand dem Kloster einen Weingarten samt Bergrecht übergab; seinem Kebsweibe Gepa (concubinae ejus, nomine Gepa) jedoch auf Lebensdauer den Fruchtgenuß dieses von ihr zu bebauenden Weingartens gegen eine bestimmte Pachtsumme sicherte. Mit 350 Kr. und 40 Heller getraute sich also vor nicht ganz achthundert Jahren ein Wiener Bürger nach Palästina zu fahren! Leider schweigt das Salbuch über seine Schicksale und auch darüber, ob er in die Arme seiner concubinae ejus, nomine Gepa fröhlich und heil zurückgekehrt ist.

Die durch Österreich reisenden Pilger nach dem Heil. Lande genossen freien Durchzug und erfreuten sich, besonders in Wien am herzoglichen Hofe, stets gastlicher Pflege. Die Bürger, namentlich die Schottenmönche, waren verpflichtet, für deren Unterkommen und Verpflegung Sorge zu tragen, zu welchem Zwecke vor den Stadttoren eigene Pilgerherbergen errichtet waren. Streng wachte der Herzog darüber, daß diese Herbergen mit Lebensmitteln und allem übrigen Bedarf wohl versorgt waren, und er selbst setzte die Lebensmittelpreise fest, damit die Pilger nicht übervorteilt würden, ja wenn Mißwachs war, und Teuerung drohte, so mußten aus entfernten Gegenden Lebensmittel zugeführt werden, um die Pilger darunter nicht leiden zu lassen. Der Herzog selbst, und in seiner Verhinderung seine Mutter, Frau oder Kinder beteilten die armen Pilger mit Wein, Lebensmitteln und sonstig Nötigem in reichlichstem Ausmaße.

Im Jahre 1181 beschloß Leopold selbst einen Kreuzzug zu unternehmen, er begab sich aber zuvor, um für alle Fälle die Zukunft seiner Lande und seines Hauses zu sichern, mit seinem erst siebenjährigen Sohn Friedrich — später der Katholische beigenannt — an das Hoflager des Kaisers, um Friedrich mit Österreich belehnen zu lassen. Dann trat er 1182 die Wallfahrt an und erreichte ohne Unfälle Jerusalem. In Konstantinopel ausgebrochene Unruhen aber veranlaßten ihn schleunigst über Apulien heimzukehren

*) Siehe den Abschnitt „Frau Aventiure in Österreich".

und erreichte er um Weihnachten wohlbehalten Wien. Im gleichen Jahre war der letzte der steyrischen Ottokare, ein sieher, vom Aussatze befallener Jüngling ohne Aussicht auf Leibeserben, von dem Gedanken getragen, für den Fall seines Todes sein Land mit Österreich zu vereinigen, mit Herzog Leopold in Verhandlungen getreten, welche dahin führten, daß er mit Einwilligung der Stände und in deren Beisein am 17. August 1186 sein Herzogtum zu ewigem ungeteiltem Besitz seinem nächsten Blutsverwandten, dem Herzog Leopold und dessen Hause übergab, falls er ohne Leibeserben stürbe. Ottokar starb 1192. Nun eilte Leopold zum Kaiser nach Worms und ließ sich dort mit der Steyermark belehnen, fuhr nach Graz zur Huldigung, baute, da die alte Grenzburg Pitten nicht mehr entsprach, auf damals noch steyrischem Grunde jenseits der Piesting eine neue Burg, welche er Wiener-Neustadt benannte.

Da scholl der Schreckensruf durch Deutschlands Gaue: „Saladin hat Jerusalem erobert! — Das Heilige Land verloren! — Wehe! — Wehe! — Wehe!!“ —

„Ssalaheddin“ hatte im Jahre 1187 tatsächlich Jerusalem weggenommen, und damit war maßlose Erregung über das christliche Europa hereingebrochen. Der dritte große Kreuzzug war die unmittelbare Folge davon. Die Könige Philipp von Frankreich und Richard II., beigenannt Löwenherz, beschlossen die Kreuzfahrt, und namentlich Deutschlands fast siebenzigjähriger greiser Kaiser, Friedrich I. der Rotbart, nahm ebenfalls das Kreuz. Der Kardinallegat Heinrich — vormals Abt von Zwettel — überreichte 1188 dem greisen Kaiser am St. Georgstage (24. April) zu Mainz die Kreuzesfahne nebst Pilgerstab und Pilgertasche, und der Aufbruch des Heeres fand von Regensburg aus statt. Mehr als sechsmalhunderttausend Mann zogen beiderseits der Donau entlang auf Wien zu, wo Rasttag und Musterung gehalten wurde. Am 12. Mai folgte der Kaiser zu Schiff mit den Fürsten und dem engeren Gefolge. Herzog Leopold empfing den Kaiser an den Grenzmarken seines Landes mit glänzendem ritterlichem Gefolge und gab ihm das Geleite bis Wien, wo er ihn auf das feierlichste einführte, das seinen großen Kaiser mit jauchzendem Jubel begrüßte.

Hier nun hielt der Kaiser strenge Musterung des Heeres ab, und wies mehr als fünfhundert Mann als unwürdig oder untauglich zurück. Auch Herzog Leopold hatte das Kreuz genommen, aber Grenzstreitigkeiten mit Ungarns König, Bela II., wegen der Übernahme der steyrischen Lande verzögerten seinen Aufbruch um fast fünfzehn Monate. Mit seinem Bruder Heinrich von Mödling und einer auserlesenen Ritterschar Österreichs und Steyermarks nahm er seinen Weg durch Italien über See und langte fast gleichzeitig mit den Königen von England und Frankreich vor Ptolemais (Accon, und St. Jean d'Acre) an, während er den Kaiser nicht mehr unter den Lebenden traf. Der Kaiser wollte mit seinem Heere den reißenden Saleph (Kalykadnos, heute: Gök-su) in Cilicien übersetzen, ward aber ungeduldig, da die geschlagene Brücke zu schmal war und sprang mit seinem Rosse in die Fluten, um schwimmend das andere Ufer zu erreichen, fand aber in den Wirbeln der Strömung seinen Tod angesichts seines bestürzten Heeres. Das deutsche Volk aber ließ seinen glanzvollsten der — alten — Kaiser nicht sterben; es wähnte ihn nur der Erde entrückt, schlafend im Zauberbann tief drunten im Kyffhäuser (auch bei Göpfritz in Niederösterreich schläft der „alte Kaiser“) und hofft auf seine Wiederkehr, um die letzte der Schlachten zu Deutschlands Einigung zu schlagen.

Bei der Einnahme von Ptolemais erwarb sich Herzog Leopold ein neues Wappen für Österreich, den bekannten Bindenschild, rot-weiß-rot (ruoth-wit-ruoth = Recht! Gesetz! Recht!) Er focht beim Sturme auf einen Turm als einer der Vordersten so wütend, daß sein weißer Waffenrock — der historische weiße Waffenrock der Österreicher, den auch heute noch der Kaiser von Österreich trägt! — so über und über mit Sarazenenblut bespritzt war, daß, als man ihm im Zelte das Wehrgehenke abnahm, die weiße Binde im blutigen Waffenrock von allen mit staunender Bewunderung wahrgenommen wurde. Alles jubelte dem Heldenherzog zu und forderte ihn auf, dieses „Rot-weiß-rot“ zum neuen Wappen Österreichs zu erheben zum ewigen Gedenken jenes Heldenkampfes. Und so geschah es; das vor Ptolemais entstandene neue Wappen Österreichs, wenngleich es das alte „der fünf goldenen Aare in Blau“ nicht zu verdrängen vermochte, ist dennoch Österreichs Wahrzeichen geblieben und in die Kriegsflagge Österreichs als uraltes „Orlogmal“ übergegangen, „Recht-Gesetz-Recht“ hochgehalten zur Schau stellend.

In diesem Sturme auf Ptolemais ereignete sich noch ein zweites Abenteuer des ritterlich-tugendhaften Leopold. Nach der Einnahme der Stadt ließ Richard Löwenherz allenthalben englische Banner aufstecken, und als Leopold auf dem von ihm eroberten Turm das österreichische Banner aufpflanzen ließ, wurde dieses auf Richards Befehl herabgerissen und in den Kot getreten. Leopold machte darüber dem König Vorwürfe, welche dieser nur mit Hohn erwiderte. Die Heiligkeit des Bodens hielt Leopold ab, an Ort und Stelle ritterliche Genugtuung zu fordern und zog grollend mit seinen Mannen ab. Er verließ Asien

und kehrte sofort nach Österreich heim. Aber nicht nur Österreich, sondern auch Frankreich hatte der hochmütige Richard beleidigt, ebenso noch andere Fürsten, welche nach und nach dieserwegen heimfuhren, bis Richard als Letzter Palästina verließ. Auf der Heimreise kam er im Mittelmeer in Seenot, sein Schiff wurde in die Adria verschlagen, und scheiterte in der Nähe von Aquileja, so, daß er sich nur mit wenigen Begleitern an das Land zu retten vermochte. So mußte er auf seiner Reise, da er Frankreich zu betreten scheute, das ihm befreundete Braunschweig zu erreichen trachten, dahin aber führte nun der Weg über Österreich und Böhmen, das für ihn nicht weniger drohend war. Der Flüchtlingsweg, den er nun zu fahren hatte, bewies ihm schon bei Görz und später in Kärnten, wie verhaßt sein Name überall war, und so verkleidete er sich als einen reisenden Kaufherrn, und erreichte in dieser Verkleidung unangefochten ihm Jahre 1192 Wien und die Burg seines schwerbeleidigten Kampfgenossen, des Herzogs von Österreich. In einem Dorfe „Erdperch" bei Wien, ward er von einem mit dem Herzog heimgekehrten Kreuzfahrer erkannt, als er eben einen Braten am Spieß drehte, und zwar an einem kostbaren Ring, der ihn als den König Englands verriet. Sofort wurde der Herzog verständigt, der unverweilt nach Erdberg eilte, um den König persönlich gefangen zu nehmen. Der Herzog übergab seinen königlichen Gefangenen dem mächtigen Nachkommen Azzos von Gobbartsburg, Hademar von Kuenring, der ihn auf seiner Donaufeste Dürnstein in strengem aber ritterlichem Gewahrsam bis zum Jahre 1193 hielt, in welchem Jahre der Herzog seinen Gefangenen an Kaiser Heinrich VI. nach Worms auslieferte. Der Kaiser ließ Richard Löwenherz nach Mainz und später nach dem Trifels bringen, wo er im Februar 1194 gegen Vertrag und ein ansehnliches Lösegeld freigelassen wurde. Der dem Herzoge Leopold zugefallene Anteil an dem Lösegeld wurde zur Vergrößerung Wiens benützt, um welches ein neuer Mauergürtel gezogen wurde, ohne die inneren Mauern zu brechen, wodurch Wien nahezu den doppelten Umfang gegen früher gewann. Richards Klagen bei dem Papste darüber, daß der Herzog ihn, den heimkehrenden Kreuzfahrer, der doch als „geheiligte Person" zu gelten hätte, aufhob und mit Lösegeld belegte, hatten für Leopold den Kirchenbann zur Folge, ohne daß der Herzog aber deswegen das geforderte Lösegeld und die Geiseln zurückgegeben hätte, welche, wie Jans der Enenkel berichtet: „bi denselben ziten / ward der grabe umb Wienne erhaben / den muosten die Engelois uztragen / in krächsen (Kraxen, Tragkörbe) uf ihr rücken / sie machten manec brücken / unz das der grabe breit wart / von des selben küneges vart". Die Geiseln mußten also wie Kriegsgefangene „schanzen", d. h. an den neuen Wehrbauten Wiens arbeiten, für welche das königliche Lösegeld, das nach Jans dem Enenkel („umbe hunderttusent mark, muost er geben dem fürsten stark") hunderttausend Pfundes Silber betrug (3,504.000.— Kronen Öst. Währg. heutigen Geldes).

Leopold wollte einen neuen Kreuzzug rüsten und fuhr dieserhalb nach Graz, woselbst er am St. Stephanstag (26. Dez. 1194) ein Turnier hielt, aber auf dem Eise mit dem Pferde stürzte, das ihm ein Bein zerschmetterte, an dessen Folgen er starb. In seiner Todesstunde wurde der Kirchenbann, gegen die Zusage der Rückgabe des Lösegeldes wie der Geißeln an Richard Löwenherz, von ihm genommen und so starb er am 31. Dezember 1194 mit der Kirche versöhnt zu Graz. Er ward an der Seite seiner Gemahlin Helena, Tochter Königs Bela II. von Ungarn im Kapitelhause zu Heiligenkreuz begraben. Seine Söhne entließen wohl die Geiseln, aber das Lösegeld wurde nicht zurückerstattet, und da bald darauf auch Richard Löwenherz eines gewaltsamen Todes starb, kam diese Angelegenheit allmählich in Vergessenheit.

Den babenbergischen Hausgesetzen zufolge trat nun Leopolds ältester Sohn Friedrich die Regierung beider Herzogtümer an, da er aber das Gelübde seines Vaters, einen neuen Kreuzzug zu unternehmen, erfüllen wollte, so setzte er als seinen Stellvertreter seinen jüngeren Bruder Leopold in Steyermark sogleich und in Österreich 1197 ein, als er in diesem Jahre sich zur Kreuzfahrt anschickte. Als aber nach Kaisers Heinrich VI. Tod das gewaltige Kreuzheer sich auflöste und in alle Winde zerstob, hielt er mit den Bischöfen von Mainz, Passau und Verden beim Reste des Heeres aus, um dieses vor gänzlichem Untergang zu retten; dieser ritterliche Edelmut brachte ihm zwar den Ehrennamen „der Katholische", aber auch den Tod an der Pest ein, der ihn in Ptolemais am 16. April 1198, noch unvermählt, ereilte. Bischof Wolfker von Passau, sein Freund, brachte seine sterblichen Überreste nach Österreich heim, und setzte selbe zu Heiligenkreuz bei.

Nun trat Leopold als Herzog die Regierung beider Lande an, und ließ sich am Pfingstfeste 1200 feierlichst in der Schottenkirche im Beisein Bischof Wolfkers von Passau den Ritterschlag erteilen. Er war also früher regierender Herzog als Ritter geworden. Im Jahre 1203 hatte er sich in Wien in Anwesenheit des deutschen Kaisers Philipp mit der griechischen Kaiserstochter Theodora Comnena in glanzvoller Weise vermählt, worauf er die von seinem Vater begonnene Befestigung und Erweiterung Wiens eifrigst fortsetzte

und mit einem neuen Burgbau vollendete, welcher noch heute als der Grundstock — der sogenannte Schweizerhof — der kaiserlichen Burg in Wien besteht. — Noch im selben Jahre sandte er an den Papst eine besondere Botschaft, um für Wien einen Bischofssitz zu erlangen. In diesem Briefe nennt er Wien „nach Köln die vornehmste Stadt, die der schönen Lage und der vielen Einwohner wegen keine ihres Gleichen habe in ganz Deutschland, wo vor diesem schon ein bischöflicher Sitz gewesen". Wohl war der Papst geneigt, den Wunsch des Herzogs zu erfüllen, aber Eberhard, der Erzbischof von Salzburg, und Manegold, der Passauer Bischof, welch' letzterer sofort selbst nach Rom dieserwegen reiste, hintertrieben diesen Plan des Herzogs, der erst mehr als dreihundert Jahre später durchgeführt wurde, ja erst unter der Regierung Kaisers Joseph II. Wien und Österreich vollständig von der geistlichen Abhängigkeit der Bistümer Salzburg, Passau, Regensburg und Freisingen befreite.

Trotz den Wirren in Deutschland und Europa wußte der glorreiche Leopold seinem Land den dauernden Frieden zu erhalten, obwohl er den Waffenruhm Österreichs nach Spanien wider die Mauren, nach Südfrankreich wider die Albigenser und nach Ungarn zur Schlichtung von Thronstreitigkeiten trug, ja schließlich auch noch einen Kreuzzug nach dem Heiligen Lande unternahm. Er stiftete Lilienfeld und schenkte diesem ihm ein vom Kaiser Balduin von Konstantinopel verehrtes Stück des Heiligen Kreuzes. In dieser Stiftung übernahm er 1217 die Kreuzfahne und gefolgt von den Edelsten aus seinen Herzogtümern, darunter Namen wie Kuenring, Stubenberg, Liechtenstein, Auersperg, Pogen, Pleyen u. a., auch von dem Abte von Melk, Hadmar, trat er die Kreuzfahrt über Spalato an. Dort vereinigte er sich mit den Scharen Königs Andreas von Ungarn und schon im November 1217 war Ptolemais erreicht. Unter dem Vorwand eines Aufruhrs in seinem Lande verließ Andreas bald das Heer und fuhr nach Ungarn heim. Bei Bethsaida wurde Sultan Choraddin in die Flucht geschlagen. Leopold aber bewirkte Heldentaten in Egypten, durch dessen Eroberung er den Schlüssel zur Gewinnung Palästinas zu erlangen hoffte. Achtzehn Monate focht er an der Spitze der deutschen Ritter, der Templer, wie der Johanniter, eroberte den mitten im Nil stehenden starken Turm, welcher als Schlüssel zu Egypten und der Stadt Damietta galt, die dann ebenfalls in die Hände der Christen fiel. Nachdem er diese glänzenden Waffentaten vollbracht, kehrte er nach Österreich-Steyermark heim, um sich nun mit ganzer Kraft der Wohlfahrt seiner Lande zu widmen.

Leopold der Glorreiche bei Damietta in Egypten.

Im Oktober 1221 gab er Wien sein erweitertes Stadtrecht, wie auch die Stadt Enns das ihre schon 1212 erhalten hatte, so wie er Österreich ein Landrecht gab, das älter als der berühmte Schwabenspiegel ist. Wie sehr ihn sein Volk, namentlich seine Wiener vergötterten, berichtet Jans der Enenke in seinem Fürstenbuche. Als er einst zu Weihnachten durch die Stadt ritt, ward ihm eine unvermutete Huldigung. Die Zünfte zogen auf und brachten ihm Weihnachtsgeschenke, worüber er so erfreut war, daß er sie aufforderte, ihre Wünsche ihm bekannt zu geben. Sie erbaten sich Bedenkzeit zur Beratung, faßten dann ihre Wünsche zusammen und ließen selbe dem Herzog durch den „reichen Dietrich" bekannt geben. Der Herzog bewilligte demnach den Wiener Kaufleuten ein Darlehen von 30 000 Mark*). Damit war das in seinen Uranfängen geschaffen, was wir heute eine Bank nennen. Aber noch mehr. Die Wiener beschwerten sich auch darüber, daß die Ritter und Edelleute ihnen viel schulden und diese Schulden nicht bezahlen wollten. Leopold sah persönlich alle diese Schuldbriefe durch,

*) **heute:** 1 051 200 Kronen Öster. Whrg.

und als er sich vergewissert hatte, daß sie zu Recht beständen, gab er all seinen Gerichten gemessenen Befehl, die Forderungen der Bürger an seine Lehensträger mit aller Strenge einzutreiben.

Aus diesen und ähnlichen Zügen geht nicht nur hervor, wie der Herzog bestrebt war, die Macht der Städte und des Bürgerstandes zu heben, und wie aber auch die Kluft zwischen Bürgertum und Adelsstand sich zu bilden begann, welche in nicht allzu ferner Zeit zu Kämpfen führte, in welchen gerade das Bürgertum die kraftvollste Stütze der Herzoge gegen die Anmaßungen eines unbotmäßigen Adels werden sollte, welcher sich in die neuen Zeitverhältnisse nicht fügen wollte und trotzig auf vorurteilsvollen Sonderrechten bestand, ohne aber auch im gleichen Maße der dadurch bedingten Sonderpflichten gerecht zu werden. Dies klugen Sinnes vorahnend mochte es Leopold wohl veranlaßt haben, seinem Wien erneute Quellen des Wohlstandes zu erschließen, indem er dieser Stadt die wichtigen Niederlagsrechte gegenüber fremden Kauf- und Handelsherren gewährte und den oberdeutschen Donaustädten den Weg nach Ungarn versperrte, ebenso wie er aus gleichen Ursachen den Markt von Hainburg nach Wien verlegte, und indem er den grundbesitzenden Bürgern ihre Privilegien in einem besonderen Stadtrechte bestätigte und mehrte, machte er das für das damalige Städtewesen so wichtige Patriziertum erstarken.

Des letzten Babenbergers Friedrich des Streitbaren Tod.

So glücklich aber auch Herzog Leopold als Regent war, ebenso unglücklich war er als Vater. Auch in seinem Hause machte sich jenes eigenartige Verhängnis geltend, das so viele Familien zerstörte, und auch noch heute zerstört, wie zahlreiche Beispiele es bis in die neueste Zeit bestätigen, wobei es ganz besonders zu beachten ist, daß sich dieses Verhängnis nicht nur an Dynastengeschlechter allein, sondern in weit höherem Maße an rasch zu Reichtum gelangende Familien klammert, welche selten bis in die dritte Generation die Stellung und den Reichtum bewahren, den die erste Generation begründet hatte. Die Söhne „schlagen aus der Art" wie man jenen Verfallsbeginn bezeichnet, sie sind durch Wohlleben verweichlicht, und der Verfall setzt unaufhaltsam ein.

Leopolds Erstgeborener — ebenfalls Leopold — geheißen stürzte als neunjähriger Knabe von einem Baum und starb an den Folgen des Sturzes. Sein Zweitgeborener, Herzog Heinrich der Grausame von Mödling, lehnte sich gegen ihn auf, um die Regierung an sich zu reißen, und Leopold mußte ihn mit Waffengewalt aus dem Lande werfen. Auf der Flucht starb er in Mähren (28. Sept. 1228). Sein mildgesinnter Vater ließ die Leiche nach Lilienfeld bringen und begleitete sie mit seinem nunmehr einzigen dritten Sohn, Friedrich — später der Streitbare genannt — zur Gruft. Sofort eilte Leopold wieder nach Italien, um

den Zwist zwischen Kaiser und Papst zu schlichten. Er übertrug die Verwaltung des Landes seinem Sohne Friedrich, die Heeresangelegenheiten aber seinen Getreuen Hademar und Heinrich von Kuenring. Wohl gelang ihm die Mission, aber nur als Leiche kehrte er heim und ward in seiner Stiftung Lilienfeld begraben.

Mit seinem am 28. Juli 1230 zu San Germano erfolgten Tode war es mit dem zweiunddreißigjährigen Frieden in den babenbergischen Ländern vorbei. Die Herzogin-Witwe Theodora zog sich in die Burg am Leopoldsberge zurück, und der erst neunzehnjährige Herzog hatte gleich beim Antritte seiner Regierung schwere Kämpfe mit den störrigen Landsaßen zu bestehen. Die Brüder Hademar und Heinrich von Kuenring entführten am hellen Tage den herzoglichen Schatz und das herzogliche Siegel aus der Burg zu Wien, das die Wiener geschehen ließen, vermeinend, es geschehe auf des Herzogs Befehl. Das mochte Friedrich gegen die Wiener eingenommen haben, und da er selbst etwas zu junkerliche Neigungen hatte und seines Vaters kluge Vorausberechnung nicht verstand, entzweite er sich sehr bald mit Wien besonders durch ungerechten Steuerdruck und andere ungerechtfertigte Beeinträchtigungen ihrer Rechte, wozu noch junkerlicher Übermut in Liebesangelegenheiten kam, die sich die Wiener nicht bieten ließen und den Herzog bedrohten, so daß dieser aus Wien fliehen mußte. In Streitigkeiten mit Kaiser Friedrich II. verwickelt, forderte ihn dieser zweimal auf, den Lehenseid zu leisten, aber Friedrich auf seine Macht und die goldene Bulle des Kaisers Rotbart vom 17. September 1156 pochend, welche ihn nicht verpflichtete, seine Lehen außer Landes zu nehmen, erschien nicht und schädigte überall des Kaisers Anhänger. Endlich ließ er sich herbei, auf seiner Burg zu Portenau (Pordenone) 1232 mit dem Kaiser zusammenzutreffen, wodurch die Kluft zwischen beiden nur vergrößert wurde. In neue Kriege mit Ungarn und Böhmen verwickelt, schlug er die Ungarn, daß sie um Frieden baten, und die Böhmen, ohne es zur Schlacht kommen zu lassen, fluchtartig heimzogen. Statt seinem Lande Ruhe zu gönnen und sich mit dem Kaiser zu versöhnen, rückte er gegen Bayern, schädigte die Besitzungen Passaus und Freisingens in Österreich und schonte selbst österreichische Klöster nicht, wodurch er die Erbitterung gegen sich steigerte und die Zahl seiner Feinde mutwillig vermehrte. Zum drittenmale vor den Kaiser gefordert und wieder nicht erschienen, hatte seine Ächtung durch das Reich zur Folge, welche 1236 in Augsburg ausgesprochen wurde. Böhmen und Bayern hatten die Acht zu vollstrecken und noch im Herbste 1236 drang das die Reichsacht vollstreckende Heer von allen Seiten in Österreich ein. Von allen verlassen, floh Friedrich nach Wien, das ihm aber die Aufnahme verweigerte, ihm bedeutend, sich seinethalber keiner Belagerung auszusetzen. Nun flüchtete er nach Mödling, das ihm aber zu wenig Schutz bot und von dort nach Starhemberg und später nach Wiener-Neustadt, der einzigen, ihm treugebliebenen Stadt. Von seinen reichen Landen waren ihm nur die eine Stadt Wiener-Neustadt, die Burgen Starhemberg und Emmerberg und die von seiner Gemahlin Agnes von Meran verteidigte Riegersburg in Steyermark verblieben.

Der Kaiser zog in Wien ein, das er durch die berühmte goldene Bulle zur freien Reichsstadt erhob, während Friedrich, scheinbar untätig wechselweise in Starhemberg oder der Neustadt sich aufhielt. Diese Prüfungszeit war für den geächteten Herzog von großem Nutzen und gänzlich umgewandelt sehen wir ihn später wieder in Wien. Seine edle große Babenbergerseele, gereinigt durch die Feuerprobe des Schicksals, hob ihn nun zur gleichen Höhe mit seinen glorreichen Ahnen. Der Sturz aus seiner Höhe vermochte sein stolzes Haupt nicht zu beugen, sondern machte es nur männlicher, kräftiger heben. Erst in seiner vollständigen Verlassenheit, nur auf sich selbst gestellt, zeigte sich in seinem hellen Geist, seinem streitbaren Mut erst die wahre Seelengröße.

Nach des Kaisers Abreise sammelte er seine wenigen Getreuen, brachte damit dem Heere des Kaisers eine entscheidende Niederlage bei und machte die Bischöfe von Passau und Freisingen zu seinen Gefangenen. Beide entließ er ohne Lösegeld, erwarb ersteren zu seinem dauernden Freunde und gewann dadurch die Herzen Vieler. Bald erhoben seine Anhänger sich wieder zu seinen Gunsten in all seinen Ländern, und im raschen Siegessturme hatte er dieselben in kurzer Zeit zurückerobert. Eine neuerdings unter Otto von Ebenstein eingerückte Reichsarmee vernichtete er 1238 bei Tulln. Nun söhnte er sich auch mit dem Kaiser aus, blieb diesem fortan treu und war also wieder Herr in seinen Ländern. Nur Wien verschloß ihm noch die Tore, um seine junge Reichsunmittelbarkeit kämpfend. Er schloß die Stadt ein und bezwang sie ohne Schwertschlag durch Hunger. Der Bischof von Passau vermittelte die Übergabe. Wien verzichtete auf seine Reichsunmittelbarkeit und hielt nun auch fürder treu zu seinem Herzog wie vordem zu dessen Ahnen.

In neue Grenzstreitigkeiten 1241 mit Böhmen verwickelt, ward er kurz nach deren Schlichtung der Retter Deutschlands aus drohender Gefahr. Im Herbste desselben Jahres hemmte sein entschlossener Mut das Vordringen der Tataren und bewahrte dadurch Deutschland vor schrecklicher Verwüstung. Schon

Friedrich des Streitbaren Grab in der Stiftskirche zu Heiligenkreuz bei Baden (Niederösterreich).

knüpfte er mit dem Kaiser Unterhandlungen an, um alle seine Lande, zu welchen er nun auch Krain erworben hatte, unter einer Königskrone zu vereinigen (Verona 1245), als ihn ein neuerlicher Einfall der Ungarn an die Grenzen rief. Am 15. Juni 1146 — seinem fünfunddreißigsten Geburtstag! — zog Herzog Friedrich der Streitbare mit seinem sieggewohnten Heere aus der allzeit getreuen Neustadt, doch nur als Leiche kehrte er wieder heim mit der Todeswunde im Auge, das noch den Sieg erschaut hatte. Bange Sorgen erfüllte die Gemüter um seiner hinterlassenen Lande Zukunft, da er — der letzte Babenberger! — ohne Leibeserben dahingegangen war, obwohl er dreimal vermählt war.

Seiner Mutter der Herzogin-Witwe Theodora brachte man auf die Leopoldsburg die Kunde, daß der letzte Babenberger sieghaften Heldentod gestorben sei. Da sprach sie nicht mehr, auch aß sie nicht mehr, und erwartete gleich einem kalten augenlosen Marmorbild den Tod, der ihr am achten Tage nach der Schlacht das Herz brach.

Zweihundertundsiebenzig Jahre hatten die Babenberger die Ostmark verwaltet und sie aus den bescheidensten Anfängen der kleinen unselbständigen Mark zu einem stolzen machtgebietenden Staatengebilde emporgehoben, über welchem schon die Königskrone zukunftsverklärend emporzusteigen begann, als jener Unheilstag alle Zukunftshoffnungen zerstörte. Alle Leiden, alle Bedrückungen der letzten sechzehn Jahre waren vergessen, und wie eine glänzende Sonne, die nach verrolltem Gewitter durch die Wolken bricht, ebenso strahlten im Gedenken des herren- und führerlos gewordenen Volkes Friedrichs ritterliche Tugenden, verklärt durch das Andenken an seine elf Vorgänger seines Geschlechtes, durch die nun schweigenden Anklagen und feindlichen Stimmen der gegnerischen Parteien nur umso strahlender hervor. Wohl, der Traum der Königskrone war verflogen, eine mehr als dreißigjährige herrenlose Zeit der Trübsal war den verwaisten Landen beschieden, aber darnach dämmerte eine neue glücklichere Zeit über den Babenbergerlanden herauf, um mit dem habsburgischen Löwen dem gottgesegneten Österreich statt der Königskrone das sonnenstrahlende kaiserliche Diadem der stolzen Austria auf das hehre Haupt zu setzen.

Meiſter Volkhner und ſein Geſell.*)

Der alte Bauherr ſitzt im Kämmerlein,
Mit Stift und Zirkel früh am Tag allein,
Denn einen Dom ſoll er in Wien erbau'n,
Wie keiner noch in Oſt'reich iſt zu ſchau'n. — — —

Und als der wack're Meiſter ganz vertieft
In Pergament und Riß und alter Schrift,
Da tritt ein Jüngling ins Gemach herein,
Der aufgedungen als Geſell will ſein.

Und als den Freibrief las der Meiſter alt,
Betrachtet er des Jünglings Wohlgeſtalt —
Welch' ſchlanken Wuchs, welch' Adel im Geſicht,
Das Aug' wie hell, das Haar wie goldiglicht!

Und wunderbar ergreift es ſein Gemüt,
Wie ſchön die Jugend, die ſo keuſch erblüht,
Und ſeiner eig'nen Jugend, nun dahin,
Denkt noch der Meiſter mit bewegtem Sinn.

Und aufgedungen als Geſelle ward
Alsbald der Jüngling von ſo ſelt'ner Art,
Und eh' noch eine kurze Friſt verrinnt
Den frommen Bau der Meiſter ſchon beginnt.

Und treu zur Seite ſteht ihm der Geſell,
Und wo er ſchafft, da geht es doppelt ſchnell,
Und wo er immer anlegt ſeine Hand,
Da iſt's, als wüchſe ſichtbar Stein und Wand.

Tagtäglich iſt der Erſte er am Bau,
Und ohn' Ermüden bis zum Abendgrau,
Ja alle ſpornt zur Tätigkeit ſein Fleiß,
Und immer werter wird er d'rum dem Greis.

Und eh' vier flücht'ge Jahre noch vorbei,
Da ragen ſchon empor der Türme zwei,
Da ſteht der Bau, ſo ſtolz und ſchmuck erhöht,
Wie keiner noch in Oſt'reichs Gauen ſteht.

Horch auf! Da klingen von den Türmen weit
Die Glocken, preiſend Gottes Herrlichkeit,
Und bunte Fahnen in den Lüften weh'n,
Und Blumen ſind an Tor und Sims zu ſeh'n.

Und feierlich in prunkendem Ornat,
Der Biſchof Reinbert**) ſich dem Dome naht,
Und hinter ihm die Prieſter all' und Lai'n,
Um feierlich den Dom nun einzuweih'n.

Und vom Geſange widerhallt der Dom,
Die Orgel brauſt, ein heil'ger Jordanſtrom,
Das Rauchfaß dampft, die Lichter flackern hell,
Und auf den Knie'n liegt Meiſter und Geſell.

Und als darauf das heil'ge Werk vollbracht,
Der Jüngling wieder auf zur Reiſ' ſich macht,
Spricht da der Meiſter: „Gehe nicht von hier,
Iſt's doch, als nähmſt du mit ein Stück von mir."

Doch jener d'rauf: „Hier iſt mein Werk getan,
Zu andern Domen führt mich jetzt die Bahn,
Doch ſeh'n wir uns noch einmal, drauf die Hand!"
So ſprach der ſchöne Jüngling und verſchwand.

Betrübt der alte Meiſter bleibt allein,
Doch weicht der Nebel bald dem Sonnenſchein,
Und heiteren Gemütes wallet fromm
Noch oft der Meiſter zu dem Dom.

Da ſchlägt das Stündlein auch dem wack'ren Greis,
Doch preßt's ihm aus der Stirne keinen Schweiß,
War rein ſein Wandel doch und makellos
Gibt er ſein Irdiſches der Erde Schoß.

Nur oftmals denkt er: „Sieh', ſo muß ich fort,
Und der Geſelle hielt mir nicht ſein Wort,
Wie wird er es bereuen, wenn zu ſpät
Gekommen, er an meinem Grabe ſteht.

Doch als er nun zum Sterben hin ſich legt,
Ein ſeltſam Wehen im Gemach ſich regt,
Und zu ihm neigt mit lächelndem Geſicht
Ein Jüngling ſich, in Locken goldiglicht.

Den Leib gehüllt in ſchimmerndes Gewand,
Trägt eine Lilie er in weißer Hand,
Und als ins Antlitz ihm der Meiſter blickt,
Da war ſein Herz gar wunderbar entzückt.

Und ſelig lächelnd ſchaut er noch auf ihn,
Und winkt, und ſenkt das Haupt und iſt dahin:
Ward's doch dem Meiſter noch im Scheiden klar,
Wer ſein Geſell beim Bau des Domes war.

J. Nep. Vogl.

---

*) Meiſter Volkhner (Oktavianus Folkner) — fälſchlich Wolzner genannt — war unter Jasomirgott Erbauer der Stephanskirche im Jahre 1144.

**) Reinbert, Biſchof von Paſſau, weihte im Jahre 1147 die Stephanskirche zu Ehren des hl. Stephan, eben auf dem Zuge nach dem heiligen Lande begriffen.

Österreichs Wappenschild.

(1191)

Entzündet von heiliger Glut,
Beflügelt von Eifer und Mut,
Drang über Ströme, Berg' und Meer
Das völkerreiche Christenheer,
Verschmachtend oft in Wüsteneien
Im fernen Sarazenenland,
Um schnell aus der Ungläub'gen Hand
Das Grab des Heilands zu befreien.

Schon war Ptolomais bedrängt;
Die christliche Heerschar umfängt
Die hohen Mauern rings umher,
Ein Brausen wie das nahe Meer;
Und Sultan Saladin, verlassen
Vom Glück, das ihn sonst stets gekrönt,
Sieht sich vom Schicksal nun verhöhnt,
Kann weder Rat noch Hilfe fassen.

Zwar siegreich das Christenheer wallt,
Doch herrlich vor Allen noch strahlt
Österreichs Herzog Leopold,
Jeder edlen Tugend hold;
Der Menschlichkeit den Mut verkündend,
Weht seine Fahne stets voran,
Den blut'gen Weg der Heldenbahn,
Dem Heere Glück und Sieg verkündend.

Schon wankt Ptolomais bestürmt,
Von Leichenhügeln umtürmt;
Allein mit der Verzweiflung Wut
Wächst auch der Sarazenen Mut,
Und auf den schon erstieg'nen Mauern
Beginnt ein neuer Todeskampf.
Heiß qualmt empor des Blutes Dampf,
Es weicht der Tag der Pfeile Schauern.

Umringt vom ungläubigen Troß
Steht Leopold, herrlich und groß;
Sein Schwert ein reger Himmelsstrahl,
Schlägt einen Feind mit jedem Fall.
Schon schwächer wird das Schlachtgebrülle;
Was lebt, sucht seinen Arm zu flieh'n,
Nur Leichenhügel sind um ihn.
Bald jauchzt der Sieg durch Todesstille.

Erhaben, ein Gott der Schlacht,
Prangt Leopolds glorreiche Macht,
Ernstblickend auf der Leichen Kreis.
Sein Waffenrock, noch glänzendweiß,
Doch nun ein hehres Siegeszeichen,
Getränket in der Feinde Blut,
Strahlt auf in hoher Purpurglut,
Wie Morgenrot auf See und Teichen.

Jetzt löst er Gürtel und Schwert;
„Gelobet sei Gott und geehrt!"
So ruft er tief gerührt, und senkt
Den Stahl vor dem, der alles lenkt.
Und sieh: wie rot sein Kleid auch glühte,
Da, wo der Gürtel ihn bedeckt,
Dem nah' das edle Herz ihm schlägt,
Strahlt's schneeweiß um des Leibes Mitte.

„Seid ewig ihr Farben im Schild,
Und bleibt der Gerechtigkeit Bild,
In Öst'reichs Wappen immerfort!"
So tönte Heinrichs Kaiserwort.
„Umströmt euch gleich der Feinde Blut,
Ihr ehret Gott und bleibet gut!
D'rum leuchte, wie der Tugend Kranz,
Im Rot der weißen Farbe Glanz."

Kuffner.

Auf der Nibelungenstraße.

Mythe und Dichtung, Geschichte und Sage verrankten sich zu einer Wundermäre, welche nicht nur zum großen Teil auf dem Boden der österreichischen Erb- und Stammlande sich entwickelte und in den duftigsten Blüten gemütstiefer Poesie sich entfaltend bis zur edelsten Frucht gedeihend gerade der eigenartigsten Wesenheit des Österreichischen Stammvolkes, dessen Treue und Seelentiefe, dessen Mannestugenden und Frauenmilde ein ehrendes Denkmal setzte, sondern, welche auch auf österreichischem Boden entstanden und von einem österreichischen Skalden gedichtet und gesungen wurde. Diese Wundermäre ist das Nibelungenlied, unser größtes deutsches Nationalepos, dem kein Volk der Erde etwas ähnliches an die Seite zu stellen hat, das von keinem der Epen anderer Völker — Ilias und Odyssee nicht ausgenommen — an poetischem Wert, an Gemütstiefe wie unüberbietbarer tragischer Größe erreicht, geschweige denn übertroffen wird.

Aber nicht mit dem Nibelungenlied als solchem wollen wir uns hier befassen, es auch nicht nach modernem Brauchtum mit dem Seziermesser zerfasern, sondern, mit dem Skalden der es schuf, die Fahrt durch das herrliche Ostarland an der Donau wagen, schauen, was er uns zu zeigen, hören, was er uns zu sagen und erkennen, was er uns zu erklären hat. Da werden wir Dinge zu sehen bekommen — wenn wir uns seiner Augen bedienen — die wir nicht erwartet hätten, Einblicke in Verhältnisse gewinnen, die wir, nach bisheriger gewohnheitsmäßiger Anschauungsweise, gar nicht zu gewahren vermocht hätten.

Vier Fahrten durch Bayern und das Ostarland — wohlgemerkt „Ostarland" und nicht Ostmark oder Österreich! — schildert das Nibelungenlied und das mit solch topographischer Treue, mit solch zur Schau getragenen genauen Kenntnis von Land und Leuten wie von deren Gewohnheiten, Tun und Lassen, daß es sofort klar wird, daß der skaldische Sänger in dem Ostarlande zu Hause war und auch darin vollauf Bescheid wußte. Diese vier Fahrten sind:

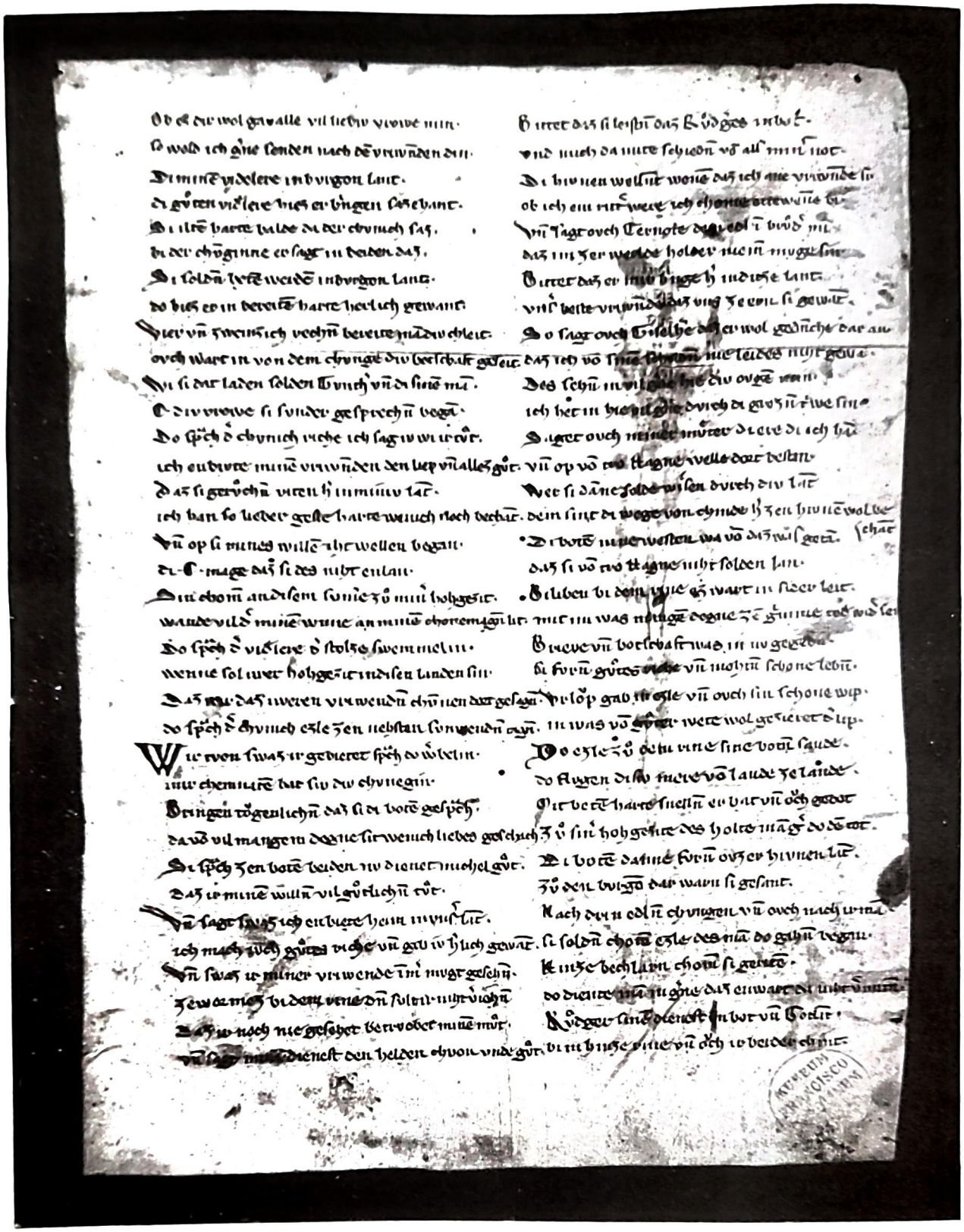
1. Die Fahrt Ruedegers von Bechelaren von König Etzels Hof in Gran, Visegrâd oder Ofen nach Worms (XX. Aventiure).

2. Die Fahrt Kriemhildens zu Etzel (XXI. und XXII. Aventiure).

3. Die Fahrt der Gesandtschaft Etzels, der Spielleute Swämmelein und Wärbelein und ihrer Fahrtgenossen an den Rhein (XXIV. Aventiure).

4. Die Fahrt der Burgunden zu König Etzel (XXV., XXVI., XXVII., XXVIII. Aventiure).

Um sich in den politisch-geographischen Verhältnissen zurecht zu finden, welche dem Begriffe „Ostarland" entsprechen, muß zu allem Anfange klar gelegt werden, daß im Nibelungenlied die Enns die Grenze zwischen dem Reiche Etzels und dem Bistume Passau bildet, hinter welchem westlich Bayern liegt. Es ist also die Zeit vor den Ottonen als den zweiten Gründern der Ostmark angenommen, die Zeit, in welcher



Eine Seite aus dem Linzer Bruchstücke des Nibelungenliedes.
(Im Museum Franzisko-Karolinum zu Linz, 13. Jahrh.)

die Magyaren die gebirgigen Teile von Österreich zwischen Enns und Leitha als ihr Lehensland betrachteten, das ihnen wohl Tribut bezahlte und sonstige Lehenspflichten zu erfüllen hatte, nicht eigentlich aber von ihnen in Besitz genommen war. Ruedegar von Bechelaren war also ein Lehensträger König Etzels, er war sein Mark- oder Grenzgraf gegen Passau, beziehungsweise Bayern und dieses Verhältnis muß wohl im Auge behalten werden, um es sofort klar zu machen, daß hinter jenem „Markgrafen" keiner der babenbergischen oder vorbabenbergischen Ostmarkgrafen gesucht werden darf. Er war zwar ein deutscher Territorialherr, aber Lehensträger Königs Etzel, und war vom Deutschen Reiche vollkommen unabhängig. Daraus erklärt es sich auch, warum das Nibelungenlied wiederholt die Bayern als räuberisch schildert; sie waren eben die feindlichen Nachbaren des Etzelreiches, von dessen Standpunkt aus der Verfasser des Nibelungenliedes die Sachlage auffaßte und schilderte. Die Überlieferungen aus vorottonischen und vorbabenbergischen Zeiten müssen dem Dichter noch lebhaft vor Augen geschwebt sein, bildeten vielleicht sogar eine Familientradition bei ihm, welche ihn an glanzvollere Zeiten seines Geschlechtes erinnerten, welches durch die Umgestaltung des Ostarlandes zur Ostmark möglicherweise geschädiget worden sein mochte. Schon Weber in seiner beachtenswerten Schrift: „Die Reichenbergerfehde und das Nibelungenlied" weist auf einen ähnlichen Umstand hin. Die Personen des Liedes, soweit selbe nicht den altmythischen Namen der Edda entsprechen, sind eben nur Decknamen, welche sich auf Persönlichkeiten und Örtlichkeiten des Traungaues beziehen dürften und hat sich der Dichter im Hagen von Tronje (Heinrich von Traune) selbst gezeichnet. Daher also jene genaue Kenntnis der Donaulande und sein offenbarer Haß gegen Bayern infolge der Reichenberger Fehde. Doch das nur so nebenbei, denn darüber soll hier nicht geurteilt werden, wohl aber sei die Zeit erkannt, welche die geographisch-politischen wie topographischen Schilderungen voraussetzen, und diese Zeit fällt vor die Lechfeldschlacht, also in das erste Drittel des zehnten Jahrhunderts.

Schon in der ersten Fahrt Ruedegers von Bechelaren nach Worms, wo er im Namen Königs Etzel um Kriemhilde wirbt, wird Wien in hervorragender Weise genannt: „Man rüstete Gewand ihm, zu Wien dort in der Stadt" (XX. 1187). Aber auch andere Ausrüstung mußte ihm Wien liefern, denn er verschob seine Ausreite auf vierundzwanzig Tage: „Wenn wir bereitet haben so Waffen wie Gewand, | die Schilde und die Sättel, daß wir geehrt uns sehen: | Ich will zum Rheine führen fünfhundert aus dem Lehn." Wien war aller Gegenmeinung zum Trotz ununterbrochen seit vielen tausend Jahren schon vor der Römerzeit eine bedeutende und wohl befestigte Stadt, von der schon der Gothe Jornandes schreibt: „Ornata Patria Panonia civitatibus plurimis, quarum prima Sirmis extrema Vindomina; antiquo magis noto corrupto jam tamen Vindobona nomine." Aber auch „Vianiomina" ist die Stadt genannt, und das ist bezeichnend, denn in diesem Namen steckt schon das noch heute mundartliche „Wean"; dieser Name sagt wörtlich und lautlich übersetzt: „Weanermänner"; er bezeichnete also nicht den Ort als solchen, der immer „Wien," „Vian" (Wean) genannt wurde, sondern die Einwohner als Volk. Es ist daher sehr bezeichnend für die Bedeutung des damaligen Wiens, daß Ruedeger sich in dieser Stadt, und nicht etwa in Tulln oder Bechelaren: Waffen, Gewand, Schilde und Sättel für seine Fahrt mit fünfhundert Mannen nach Worms besorgte, und dazu nur die kurze Frist von vierundzwanzig Tagen sich bedingte.

Diese erste Fahrt durch das Ostarland nach Worms am Rhein, wohin Ruedeger von Bechelaren zwölf Tage im Sattel saß, kann hier übergangen werden, da auch der Nibelungensänger ihrer nur oberflächlich gedachte: „ . . . . sie führten Waffen mit | und Kleider zur Genüge hindurch der Bayern Land Und wurden auf der Straße nach Raube selten angerannt." (XX., 1199). So kamen sie ungefährdet nach Worms, wo Ruedeger als Königs Etzel Freiwerber auftrat und sein Gewerbe so glücklich zum Ziele führte, daß er Kriemhilde als Königs Etzel Braut heimholte.

Hier hebt nun die zweite Fahrt durch das „Ostarland" an, bei deren sonnigen Glanz der Dichter mit vollem Behagen sich der Schilderung derselben hingibt und diesen Zauber wollen auch wir auf uns wirken lassen und mit ihm und Kriemhilde aus Worms ausreiten der Donau entgegen. — — —

Ein lachender Blauhimmel wölbte sich über dem alten Worms als langsam die Sonne emporstieg, die Türme der Stadt vergoldend, von welchen mit fröhlichem Horngruß dem Tagesgestirn der Willkomm geboten wurde. In langgezogenen Tönen sang der Turmwart sein Wächterlied als Weckruf für die Schläfer in Burg und Stadt. Die Morgenglocken klangen durch das Rheintal und mählig kam Leben in die stillen Gassen und Plätze. Es schien ein Festtag zu sein, der eben heraufgedämmert, und doch wieder keiner. Wohl drängten sich festlich geputzte Menschen vor der Burg, wohl gab es Gerufe und Geläufe, da wurden Rosse

gezäumt und besattelt, dort zogen stattliche Mannen heran, denen Knechte die Rosse vorführten, dort wurden Tannengewinde und Blumenkränze um Erkersäulen geflochten, aber es lag ein Hauch der Wehmut über dem Volke von Worms, dem trotz aller Beweglichkeit, trotz aller Anteilnahme nicht jener Frohsinn aufkeimen wollte, der sonst wohl zu solchen Vorbereitungen sich zu gesellen pflegte.

Da rasselte die Zugbrücke der Burg hernieder und im dunklen Torbogen erschien auf weißem Rosse ein Bannerträger in fremdländischer Tracht. Sein Banner war mit Rosenkränzen umhangen, sein Roß war Rosen geziert, Rosen füllten seinen Helm, der am Sattelbogen hing und ein Rosenkränzlein umwand seine Locken, die sonst der Sturmhut preßte. Ihm zur Seite und folgend ritten Lurlenbläser und Heerpauker eine frohgemute Reisenote anschlagend. „Das ist der Bannermann des Hunnenkönigs," raunten sich die Wormser zu, die der Ausreite mit neugierigen Blicken folgten; „und das ist der Markgraf von Bechelaren, Herr Ruedeger" sagte ein anderer, der sich darauf viel zu Gute tat ihn zu kennen. Ja, das war der edle Ruedeger, der nun dem Burgtore entritt, gefolgt von einer auserwählten Schar seines engeren Gefolges, dem sich vor dem Tore sein Bann von mehr als tausend Gewappneten anschloß, während der Troß mit den Säumern noch harrte, um den Schluß zu bilden. Abermals kam ein Bannerträger mit Rosen geschmückt wie der erste, gleichfalls begleitet von Lurlenbläsern und Paukenisten, dem ein reichgekleideter Reiter folgte. Das war Königin Kriemhildens Dienstmann, der Markgraf Eckewart, der mit hundert berittenen Reisigen ihr in das Hunnenland folgte, zu ihrem persönlichen Schutz, da er ihr Treue gelobt bis in den Tod. Und abermals entritt ein Banderium dem Tore. Diesmal war es der Bannerreiter Königs Gunther, mit Lurlenbläsern und Heerpaukern, und hinter diesem die Könige Gunther, Gernot und Giselher, zwischen ihnen Königin Kriemhild auf blütenweißen Zelter mit gold- und steingeziertem Sattel. Schweigsam, wie verträumt zog die Siegfried-Witwe und Etzel-Braut zwischen ihren Brüdern dahin, nur ein unheimlich Geleuchte flammte, gleich verhaltenem Blitzesblink, aus ihrem Blauaug zuweilen hervor, daß man es ahnend schier empfinden mochte wie solches der Vorbote kommenden Donnergegrolles sei, das aber keiner denn Hagen der Tronegaere zu deuten verstund. Der aber war nicht mit ausgeritten. Auf reichgesattelten Mähren folgten der Königin hundertundvier Dienstmaiden. Kaum waren diese aus dem Burgtor entritten, schloß sich Königs Gunther Heerbann von tausend Helmen dem Zuge an, um der scheidenden Königin das Geleite bis zur Landesgrenze zu geben. Der vielschnelle Herre Volkher von Alzeije, der kühne Fiedelaere, aber war Kriemhildens Reisemarschall und Führer des Bannes Königs Gunther. Ebenso folgte Rumolt der Küchenmeister, dem die Sorge um die Verpflegung des Zuges bis zur Grenze oblag. Nun schloßen sich die drei Züge des Trosses mit den Säumern, welche Linnenzelte und Vorräte trugen, an; vorerst jener der Königin, dann der der Gunthersmannen und endlich der des Markgrafen Ruedeger. Die Nachhut bildete ein Fähnlein Eisenreiter aus Königs Gunther Bann.

Längst schon war die Spitze des Zuges aus dem Stadttore gezogen, ehe auch nur die Könige mit Kriemhilde auf der Zugbrücke der Burg sichtbar geworden waren. Da brachen die Wormser in Abschiedsrufe aus und manches Auge war naß geworden, und da ward es erst klar, warum das heutige festliche Gepränge nicht mit Frohsinn gepaart war. Schied doch Kriemhild auf Nimmerwiederkehr! Auch sie, die stolze Königin, war zur Istfoonin*) geworden, auch sie, einstens Siegfrieds sonnige Gattin, zog aus, um sich eine neue Heimat zu suchen.

König Gunther geleitete seine Schwester Kriemhild nur bis zum Gemärke von Worms. Da nahm er nochmals Abschied von ihr und ritt mit seinen engeren Genossen heim in seine Burg. Der stattliche Zug der friedlichen Heerfahrt aber folgte im mehrtägigen Ritte der Straße bis zur Grenze des Burgundenreiches bei Pföring an der Donau (Vergen, im Nibelungenlied), wo Gernot und Giselher samt ihren Mannen und Königs Gunther Bann sich zur Heimfahrt anschickten.

„Es heischte von ihr Urlaub da mancher wack're Degen;
Sie mußten dort von Vergen den Weg zurücke legen
Und da sie wieder wollten gelangen an den Rhein,
So konnte ohne Weinen von Freunden nicht geschieden sein. (XX. 1319.)

Bei „Vergen," dem heutigen Pföringen an der Donau in Bayern schieden also die Burgunden von Kriemhilde, und Ruedeger übernahm nun die Führung des Zuges, der noch manchen Tagesritt erforderte.

*) sprich: Istfo-onin.

Es mag nicht uninteressant sein, hier den Ortsnamen „Vergen" zu deuten. Er bezieht sich auf die „Fergen," die Donauschiffer, die in Bayern und Österreich auch heute noch „Ferchen "genannt werden. Dort wo heute der Ort Pförlingen, das alte „Vergen" liegt, und wo die Straße auf einer Brücke die Donau übersetzt, dort mußten damals die Reisenden auf Überfuhrplätten durch Ferchen übergeführt werden. Das war nicht nur zeitraubend und beschwerlich, denn die Rosse wurden abgesattelt und mußten zum jenseitigen Ufer schwimmen, und nur die Reisenden und deren Gepäck wurden durch die Ferchen befördert, sondern es war solch eine Überfuhr, besonders dann wenn der Fluß eine Landesgrenze bildete, zugleich Mauth- und Untersuchungsstelle der Reisenden selbst, welche sich über sich selbst, über woher und wohin auszuweisen hatten. Der Hauptferge war daher eine wichtige Amtsperson und finden wir derlei Flußwarten nicht nur in alten Sagen, z. B. der Wilkina-Sage, besonders erwähnt als an ganz treue und verläßliche Degen vergabt, sondern wir begegnen dem Namen „Ferg" in den verschiedensten Formen bei alten Adelsgeschlechtern, woraus die hohe Beachtung sich ergibt, welche dem Fergendienste ehemals gezollt wurde. Wir werden später nochmals mit solch einem Fergen uns eingehender zu befassen haben.

Jedenfalls ging die Überfuhr, Dank der Führung des allseitig bekannten und wohl auch gefürchteten und darum geachteten Markgrafen Ruedeger glatt von statten, denn das Nibelungenlied erwähnt keines Aufenthaltes oder sonstigen Abenteuers daselbst, sondern erwähnt kurz, daß der Zug nicht der bayrischen Donau folgte, sondern auf der alten Landstraße den Bogen der Donau abschnitt, und über Pledelingen — dem heutigen Plattling an der Isar — nach Passau sich wandte. „Zu Pledelingen schuf man den Gästen gute Ruh | Es ritt von allen Seiten das Volk auf sie hin zu Mit gutem Willen gab man, was sie bedurften, dort; | Sie nahmen es mit Ehren; das tat man so an jedem Ort." (XXI. 1326). Zu Pledelingen wurde Rasttag gehalten und ein Feldlager bezogen, um sich für den Einritt in Passau vorzubereiten und Ausbesserungen an Zaum und Sattel, Heerkleid und Rüstzeug vorzunehmen. Man kaufte, was man bedurfte, und die Pledelinger Krämer mochten einen guten Tag erlebt haben. Auch sandte von dort aus Kriemhild Boten an ihren Ohm, den Fürst-Bischof Pilgerin von Passau, ihm ihre Ankunft zu melden. Der Bischof fuhr seiner Nichte entgegen in das Bayerland, und geleitete sie nach Passau. „ . . . . Dort wo ein Kloster steht Und wo der Inn mit Brausen herab zur Donau geht". (XXI. 1323).

Nur wenige Tage weilte Kriemhilde bei ihrem Mutterbruder, dem Bischof Pilgerin zu Passau: „Der Bischof wähnt' er würde sie länger dorten seh'n | Da sprach der bied're Markgraf: „Es kann, traun! nicht geschehen; | Wir müssen abwärts reiten zum fernen Hennenland, Der Degen warten viele, dieweil es ihnen schon bekannt." (XXI. 204).

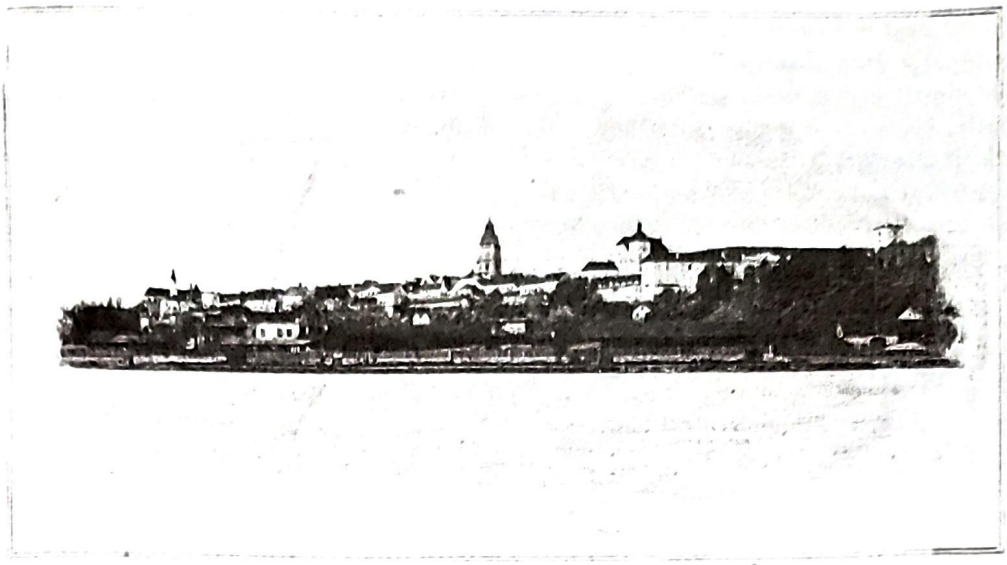
Bald huben sie sich auf und zogen dem Ostarlande zu. Aber nicht längs der Donau, deren klippige waldverborstete Ufer mit Absicht unwegsam gehalten wurden, um feindlichen Einfällen ein Hemmnis zu bieten, sondern die alte Handelsstraße, „den goldenen Steig," die damals und viele Jahrhunderte, vielleicht sogar Jahrtausende früher, von Italien über den Brenner herauf zur Elbe führte. Ungefährdet zogen sie über die alte Innbrücke bei Passau, innaufwärts bis dorthin wo heute Schärding steht, und sicherlich auch damals schon stand, obgleich das Nibelungenlied diesen Namen nicht nennt, und noch weiter längs dem Inn, bis sich die Straße von dem „goldenem Steige" trennte, der gegen Salzburg zog, sich einem breiten Waldtale näherte und diese bergauf und bergab in schlängelnder Steile zur Kammhöhe folgte. Rauschend wogten die mächtigen Waldkronen im Höhenwinde, und nur selten lichtete sich das Forstdunkel, um Raum für ein einsames Gehöft mit Äckern und Weiden zu bieten. Diese Straße mochte nicht allzusicher in jenen fernen Zeiten gewesen sein, und mochte wohl mancher raublüstern den reichen Zug aus sicherem Versteck beobachtet, aber in Ansehung der stattlichen Folgschar es sich wohlweislich überlegt haben, den Wegmüden ihre Habe abzukaufen ehe sie feilgeboten wurde, denn er scheute doch das Sterben vor dem Krankwerden, zumal der Prozeß sehr kurz war und Bäume mit starken Ästen überall zur Hand waren, um derartige Kunden für alle Zeit unschädlich zu machen. So war Kriemhilde, „ . . . . . da brach die Nacht an, bis Everdingen kommen; | Genug aus Bayerlande, die hätten wohl genommen Des Raubes auf der Straße, wie sie es stets geübt Und hätten diesen Gästen mit Leide ihren Sinn betrübt, — Hätt' Wache nicht gehalten der edle Ruedeger, der führte tausend Ritter, vielleicht wohl auch noch mehr." (XXI. 1331, 1332). Bei dem uralten „Everdingen" — dem heutigen Städtchen Efferding — erreichte der Zug wieder die Donau, wo Nachtlager, wie vor einer Woche zu Pledelingen geschlagen wurde. Ruedegers Bann, der

bei seiner Ausreise aus Bechelaren nur fünfhundert Reisige, den Troß nicht mitgezählt, betrug, wurde hier „mit tausend Rittern, vielleicht wohl auch noch mehr" (XXI. 1332) beziffert, was jedoch nicht als eine Ungenauigkeit des Nibelungensängers zu betrachten ist. Ruedeger hatte diesen Ausritt benützt, um für sich neue Mannen zu werben, die er nun heimführte. Das waren rheinisch-burgundische Istfoonen.

Die alte, schon von Pytheas von Marsilia und von Tacitus erwähnte Dreiteilung des Volkes in Ingfoonen (Nährstand), Armanen (Lehrstand) und Istfoonen (Wehrstand), wurde bisher falsch gedeutet, und für drei Volksstämme statt Volksstände, die Ingevonen, Irmionen und Istävonen gehalten. Die Ingfoonen waren die Erbgesessenen, die Bauern, die aus dem Boden ihre Nahrung zogen. Daher mußte jeder, selbst der König Ingfoone, d. h. Grundherr, Allodialbesitzer sein. Die Armanen (Hermanen, Irmionen, Semanen) bildeten den Lehrstand, die Gelehrten, Wissenden und daher die Edlen, den Adel, ohne aber aufzuhören Ingfoonen zu sein. Diese Allodialgüter waren aber nicht persönliches, sondern Familieneigen, das der Älteste für alle Familienglieder oder Sippen verwaltete, welche ihm unterordnet, nicht aber seine Knechte waren, da jeder derselben am Familiengut Nutzrecht hatte. War nun eine Sippe zu stark angewachsen, so daß sie von dem Ertrag des Gutes nicht mehr zu erhalten war, so mußten die Jüngstgeborenen — die Übergeborenen — auswandern, um sich eine neue Heimat zu suchen. Das waren die Istfoonen oder Istävonen, der „Wehrstand." Da aber alle freien Germanen nicht nur die Waffenpflicht, sondern das Waffenrecht besaßen und ausübten, das ganze freie Volk also den Wehrstand bildete, so hat der Begriff Istfoone nicht eigentlich den Wehrstand als Militärstand, sondern den „Fahrstand" — die Auswandernden — zu bezeichnen, welche ausfuhren um sich eine neue Heimat zu suchen, in welcher sie dann zu Ingfoonen wurden. Solche Istfoonen hatte nun Ruedeger am Rheine im Burgundenland in Dienst und Pflicht genommen, mit in das Ostarland geführt, wo er ihnen unbewohnte Waldteile zur Ansiedlung anwies, beziehungsweise sie damit belehnte gegen die Pflicht in seinem „Bann" Heeresdienst zu leisten. So erklärt es sich, daß der Markgraf mit fünfhundert Reitern oder Rittern auszog und mit deren über tausend heimgekehrt war.

Dort bei Efferding, eigentlich schon ober dem uralten Marktflecken Aschach verläßt die Donau das sie einengende Felsental, die „Schlägen" benannt, das uns Menschen von heute eine reizvolle Augenweide bietet, wenn wir es im bequemen Dampfer befahren, das aber unseren Vorfahren aus dem Nibelungenzeitalter nur als schreckensvolle Wildnis erschien, welcher auszuweichen für klug erachtet wurde. Der fürsichtige Reisemarschall Ruedeger, der seine zukünftige Königin zu geleiten hatte, wählte daher für deren Fahrt den angenehmsten Weg, die gebahnte Heer- und Handelsstraße, und vermied es, die seinem Schutze Vertrauende den Beschwerden und Gefahren der Wasserstraße von damals auszusetzen, auch milderte er die immerhin nicht unerheblichen Mühen und Entbehrungen eines wochenlangen Rittes nach Kräften.

Auch hier zu Efferding wurde wieder Rasttag gehalten, um der ermüdeten Königin Ruhe und Erquickung zu gönnen, auch Muße, um sich für die Festlichkeiten des Empfanges im Ostarlande rüsten zu können. Da mochte wohl Kriemhilde in den plätschernden Donaufluten ein kräftigendes Bad genommen und sich an der überwältigenden Pracht der fernen Eisfelder und Eiszinken des Dachsteins ergötzt haben, der über die Kronen der Auwaldbäume herüberlugte. Ob sie sich da an jenes Bad mit Brunhilde im Rhein bei Worms erinnerte, das zur unvermeidlichen Katastrophe drängte, der Siegfried zum Opfer fallen mußte, ob ihr damals auch ein Ahnen davon aufgestiegen sein mochte, wie ihre Fahrt unsagbares Leid über Tausende bringen würde, die ihr jetzt zuzujubeln sich anschickten und ob auch davon ein ahnend Dämmern ihre Seele beschlich, wie die furchtbar schauerlichen Kausalitätsketten ihr Schicksal umwindend sie selbst mit in die tragischen Wirbel der Vernichtung zu stürzen drohten? — Wohl dürfte ihr davon ein Ahnen aufgedämmert sein, denn Kriemhildens Brautfahrt war nicht von der allesbesiegenden Liebe verklärt, sie sehnte sich nicht nach den mystischen Freuden der Ehe wie solches Sehnen einst ihre Seele erfüllte als sie dem sonnigen Siegfried den Minnetrank im runengeritzten Pokal geboten, sie kannte nur das brennende Weh der unstillbaren Sehnsucht nach ihrem ermordeten Gatten und die zum flammendsten Haß gewandelte Liebe. Nicht als sehnende Braut — wie alle es wähnten — nein, als eine verkörperte Rachegöttin zog sie nach dem Hunnenland, entschlossen alles, auch sich selbst, in ihren Hassesfeuern zu vernichten, die wütend angefacht in ihrem Busen lohten. Und wenn glühend die Sonne niedertauchend die Fluten der Donau wie geschmolzenes Kupfer aufflammen ließ, wenn die fernen Eisberge wie brennendes Gold zum Zenit emporstrahlten als stünde die Welt in Flammen, in welches Feuermeer sich nun die Sonne selbst zu stürzen schien um darin zu versinken, da mochte wohl die schmerzgebeugte Siegfriedwittib wild aufjauchzend sich selber den Schwur geleistet haben,



Enns.

einen ähnlichen Weltbrand zu entfachen, um in einem solchen Feuersee sich selbst und ihr maßlos großes Leid zu versenken. Aber nur Einer lebte, der mit seinem inneren Auge in Kriemhildens Seele diese Entschlüsse zu lesen verstand, dieser Eine war es auch der die Burgunden vergebens gewarnt, dieser Eine war aber nicht ins Ostarland gefahren, denn dieser Eine war Hagen der Tronegaere, der Siegfriedsmörder. Nochmals flammte des Dachsteins Eishaupt zum Feuerhimmel empor, dann sank die Glut in sich zusammen und ein schweres Bleigrau lagerte sich über die stille Donauau. Noch einmal hatte da Frau Kriemhilde wild aufgejauchzt, daß es echoweckend durch die Lüfte schrillte, und hatte dann fröstelnd ihren schönen Leib aus den Fluten gehoben, um sich von einer ihrer Maiden das Gewand überwerfen zu lassen.

Was die beiden ältesten Ortenamen jener Gegend, Efferding und Aschach anbelangt, bezeichnet der erste eine Gerichtsstätte, das „offene Thing," und der andere „Entstehung oder Ursprung des Wassers", „ask-ach". Dort wo die Donau aus dem unwegsamen Felstal hervorbricht, dort war für diese Gegend deren Ursprung.

Nach dem Rasttage bei Efferding, der Mannen und Maiden gar mancherlei Arbeit bescherte, dieweil es sich zu putzen galt zum Einritte in das Ostarland, waren die Zelte und Laubhütten wieder abgebrochen, und abermals ward der Grassitz mit dem Sattel vertauscht.

Noch ein Tagesritt stand der Königin bevor, ehe sie die Grenze des Ostarlandes, die Enns, zu erreichen vermochte. Schwerfällig rollte sich der lange Reiterzug auf, doch waren Troß und Leute wohl geschult und harrten schon der Einreihung der Königin und ihrer Maiden, um dann sofort auf Ruedegers Hifthornruf hin sich in Bewegung zu setzen.

Anfangs ging es längs dem inselreichen Strom dahin, doch schon nach kaum einer Rittstunde, wandte sich die alte Straße wieder rechtsseitig vom Strome ab, um dessen nördlichen weiten Bogen abzuschneiden. Noch erinnern die alten Orte Straß und Strasam an jene uralte Straße, welche erst in jüngster Zeit durch die Kaiserin Elisabeth Westbahn an jener Bedeutung verlor, die ihr seit Urtagen, tausende von Jahren vor der Römerherrschaft treugeblieben war. Nicht der Römer hatte jene Straße — den „Limes" — angelegt, welche West-Europa mit Ost-Europa und darüber hinaus mit dem fernen Asien verband, sondern die schon bestandene Straße, nur seiner Technik entsprechend, verbessert und als Kunststraße ausgebaut. Und auf dieser Straße zog nun auch die Königin ihrem Schicksale entgegen. Bald hatten sie bei dem uralten Ebelsberg, das allerdings das Nibelungenlied nicht nennt, die Traun übersetzt und hatten gegen Abend die Enns erreicht.

Mittlerweile waren Ruedegers Boten schon in Bechelaren angekommen und die Markgräfin Gothelinde beeilte sich alles zum Empfang ihrer künftigen Königin vorzubereiten. Das Nibelungenlied ergeht sich nun über den Empfang Kriemhildens auf ostarländischem Boden in behaglicher Breite, aus der wir viel über Brauch und Sitte entnehmen.

Im Nibelungenlied lesen wir, daß auf dem Ennsfelde errichtet waren „viel Hütten und Gezelt | Es sollten dort die Gäste das Nachtquartier empfahn." Auch Markgräfin Gothelind war ihnen mit Mannen und Maiden entgegengeritten, und von allen Seiten kamen viele frohe

Zuzügler, welche die Etzelbraut begrüßen und Zeugen der Festlichkeiten sein wollten. Da gab es Spiel und Turnei die Zeit zu kürzen bis die Gäste kamen.

Als dann Kriemhilde einritt in das Gehege, sah sie Frau Gothelinde stehen um sie zu begrüßen, sie ließ sich sofort aus dem Sattel heben, und ging geleitet von ihrem Ohm, dem Bischof Pilgerin und ihrem Schwertmann Eckewart auf die Markgräfin zu, ihr den Willkommkuß zu bieten. Nach manchem Ritterspiel hieß man die Gäste der Ruhe pflegen, denn morgen sollten sie schon in der stolzen Burg zu Bechelaren gasten, um sich dort zu erholen und dem König Etzel, der seiner Braut entgegengefahren war, in Tulne Kriemhilde zuzuführen.

Wieder ging die Reise auf der alten Straße weiter längs den rechtsufrigen Höhen und nur selten boten sich Ausblicke auf den mächtigen Strom. Aber der Wald ward lichter und wechselte oft mit Ackerland und Weidtriften, mancher Herrensitz, manches Gehöft, lag unferne der Straße, auch führte die Straße durch Dörfer und Märkte, wo Boten Frau Gothelindens Sorge getragen haben, daß es der wegmüden Königin nicht an Erfrischungen fehle, denn der Ritt nach Bechelaren war weit und anstrengend zugleich.

Da aber auf diesem Teile der Straße der Markgraf nicht mehr es vonnöten hatte, als Wardein an der Spitze des Zuges zu reiten, um Ausguck zu halten nach raublüsternen Beutegehrern, so hielt er sich neben der Königin, um ihr sein Land zu zeigen, wenn Weitblicke von der Straße aus solches ermöglichten. Eben hatten sie eine Höhe erklommen, auf welcher die Straße längs eines Bergkammes dahinzog, der Ausblick auf das Donautal zur Linken und die Bergwelt zur Rechten bot. Ein stattlicher Hof lag dort, wo ein Seitenweg südwärts abbog den Bergen entgegen. Der Hof war des Markgrafen Eigen und war „Ged" (Ed = Gut; daher Eduard, Edward, soviel wie Gutswart) genannt. Dort hielten sie kurze Rast, und der Mayer des Markgrafen bot Milch, Honig und Butter, Käse und Eier, auch Wein und Meth nebst Brot und Lebkuchen. Die Frauen blieben im Sattel und ergötzten sich an der freundlichen Lage des Hofes.

„Und das sollst Du wissen, vieledle Frau Königin," sagte da der Markgraf und wies auf ein mächtiges Berghaupt, um das die Wolken kreisten und von dem der Schnee herabflimmerte, „das dort ist der Hetschaberg*), wo viel Gold und Schätze verzaubert liegen noch aus der Zeit her, wo hier Heiden hausten, wer aber die holen wollte, der hätt' manch' ungut Abenteuer zu wagen. Aber drunten liegen reiche Lande und wohl verwahrt durch Burgen und Schlösser, und da gibt es guten Ackergrund und fette Weiden für gar manchen Mann, so daß noch mehr als zehnmal so viele Höfe Platz fänden, um reiche Leute zu machen aus heimatlosen Zuzüglern. Dort will ich jedem der fünfhundert und mehr Mannen, die mir vom Rhein her folgten, gute Lehen geben und keiner wird sich darum beklagen oder gar Heimweh bekommen, so gut sollen sie es da haben."

Da meinte der Bischof wegen des Hetschaberges, daß da gut wäre ein Kloster zu stiften, schon um der vielen Leute willen, damit sie des Gotteswortes nicht entbehrten. Das wäre wohl gut, meinte der Markgraf, und habe er schon selber oftmalen solchen Wunsch gehegt, jedoch sei er Zeit seines Lebens mehr im Sattel als im Faulstuhl**) gesessen und zu solch löblichen Tun niemalen kommen können. Wenn aber der Herr Bischof solches vornehmen wollte, dann würde er, der Markgraf sicherlich nicht kargen mit Grund und Boden, Höfen und Mansen und dem nötigen gemünzten Silber. Königin Kriemhilde aber war verträumten Wesens, und als der Markgraf von Drachen zu erzählen begann, die nicht unweit von hier gelebt haben sollten, da füllten sich ihre Augen mit Tränen und keiner wußte dies zu deuten. Da ward der Weiterritt beschlossen.

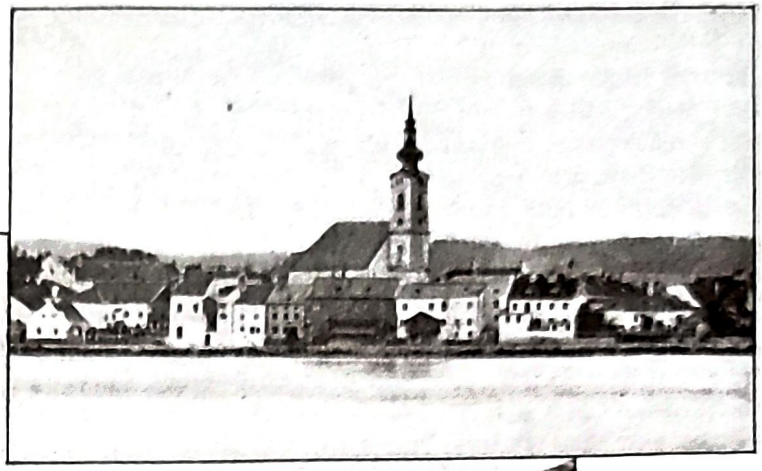
Schon wollte die Sonne zur Rüste gehen, als weit im Osten die stolze Bechelaren im roten Sonnengolde erstrahlte.

Die Fenster an den Mauern sah man geöffnet stehn,
Die Veste Bechelaren war aufgetan zu sehn;
Es ritten d'rein die Gäste, die man so gerne sah
Gemächlichkeit gar reiche, der Wirt hieß schaffen da. (XXI. 1347).

Bei allem Reichtum, den die Veste Bechelaren ihren Gästen bot, kannte sie doch noch nicht verglaste Fenster; darum waren die Fenster geöffnet, nämlich die Fensterladen waren aufgetan. Trotzdem konnte die Burg diese zahlreichen Gäste herbergen, und das Nibelungenlied hebt ganz besonders hervor: „einen weiten Saal, der war gar wohl getan Vor dem die Donau unten die Flut vor-

*) Der Ötscher. Hetschaberg = Hechsaberg, wie er mundartlich noch heute heißt.
**) Faulstuhl; davon verderbt das französische: „Fauteuil"

übergoß: Es war dort kühl und luftig, und viele Kurzweil man genoß. (XXI 1349). Manch reiches Gastgeschenk ward da gegeben und genommen, so reichte Kriemhilde der Tochter des Markgrafen, der jungen Dietlinde, zwölf goldene Spangen und ein Festkleid, „daß sie (selbst) kein besseres brachte in König Etzel weites Land." Auch „reichte sie große Gabe des Wirtes Ingesind." Aber auch Frau Gothelinde ließ sich nicht spotten und gab dem Gefolge Kriemhildens reiche Gastgeschenke, „so daß man dort der Fremden wohl sicher keinen fand | Der nicht Gestein empfangen oder stattliches Gewand." (XXI. 1353). Nachdem diese gegenseitige Begabung stattgefunden hatte, bat die junge Dietlinde die Königin, sie in ihre Dienste zu nehmen. Es geschah wohl nicht, da die späteren Ereignisse dies verhinderten, doch war dies ein Zug jener fernen Tage, in welchen es noch keine Erziehungsanstalten in unserem Sinne gab, und daher Töchter selbst vornehmer Abkunft trachteten an irgend einen Königshof zu kommen, um feine Sitte zu lernen. Die noch heute bestehende Einrichtung der Edelfräulein und Hofdamen hat in dieser Gepflogenheit früherer Jahrhunderte ihren Ursprung. Ganz genau ebenso entstanden die heutigen Edelknaben, Hofjunker usw. aus demselben Gebrauche in bezug auf die männliche Jugend. Der Hof eines reichen Landesfürsten oder wohl gar des Kaisers, galt als die beste Erziehungsanstalt für die weibliche und männliche Jugend, selbst des hohen Adels, und wurde die Gewähr der Aufnahme als hohe Gunst seitens der Eltern erstrebt und empfunden. Bei dem patriarchalischen Leben jener Zeit an den Höfen, wo der König und die Königin selber in eigner Person sich um die ihnen anvertraute Jugend bekümmerten, erfüllte diese Einrichtung auch vollkommen ihren Zweck; später als „Pagen-Zuchtmeister" und deren weiblichen Gegenspiele, die „Oberst-Hofmeisterinnen" diese Pflichten ausüben sollten, verlor diese Einrichtung allerdings ihren ethischen Wert, blieb aber unter steten zeitentsprechenden Umgestaltungen bis heute in Kraft, und das „zu Hofe gehen" ist auch heute noch das ersehnte Ziel manch altadeligen Sprößlings, ob weiblichen oder männlichen Geschlechts.



Hauptplatz in Pöchlarn.

Pöchlarn.

Trotz aller Kurzweil, die Bechelaren bot, währte dem Gefolge Kriemhildens dort der Aufenthalt denn doch zu lange: „Die Reise ging gar langsam!" So hörte man da klagen | Der Frau Kriemhildens Recken," was wohl begreiflich ist, denn sie hofften auf Belehnung mit Land und wünschten eigenen Hausstand zu gründen. Wohl mochte sich zwischen ihnen und den Maiden der Königin unterwegs

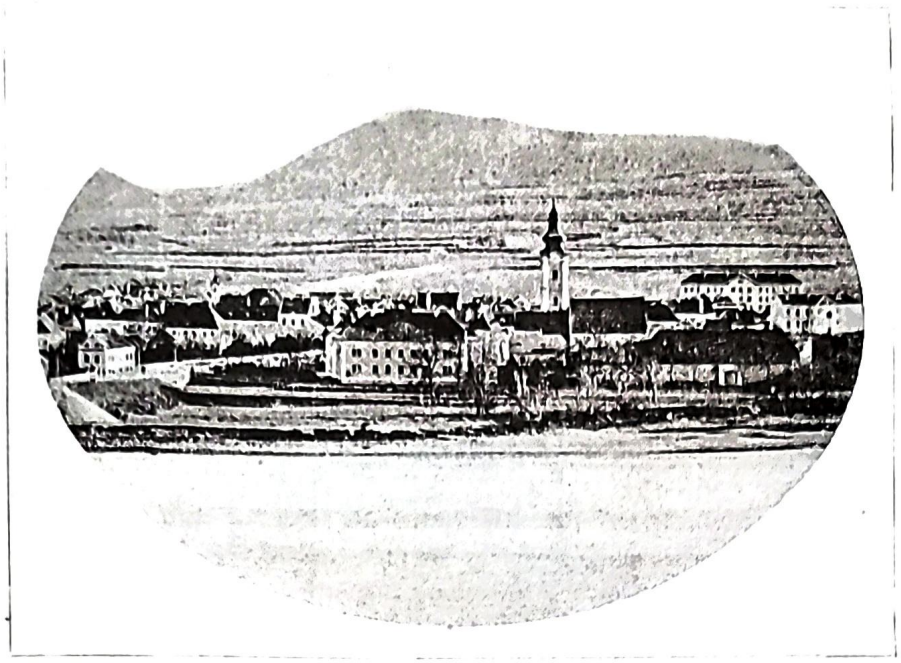
manches Verhältnis entwickelt haben, das in ihnen den Wunsch zeitigte, recht bald in der Lage zu sein, sich ehelichen zu können. Das aber war, so lange sie Recken waren, unmöglich; daher jenes Sehnen nach Beendigung der Reise.

Da drängt sich nun von selbst die Frage auf, wer oder was denn eigentlich jene „Recken" waren? Die Beantwortung dieser Frage lautet einfach: Es waren Istfoonen. Der Name Recke kommt von „rehhe," „rahha" und bedeutet also: „Rächer," im weiteren Sinne „Vertriebener" also einen Auswanderer. Der „Recke" war also ein Istfoone, der sich erst Heimatsrecht erwerben mußte, während der „Ritter" ein heimatsberechtigter Ingfoone war. Zur Zeit der Römerinvasion in unserem Donaulande (zwischen 15 v. Chr. und 488 n. Chr.) wurde das linke Donauufer von solchen Reckenscharen im Dienste der Quado-Markomanen verteidiget, welche „Rahakater," nämlich die Rache- oder vertriebenen Kämpfer genannt wurden. Irrtümlich hielt man diese Rahakaten für einen Volksstamm, da man die Bedeutung des Namens noch nicht kannte. Nebstbei mag bemerkt sein, daß der Spottname „armer Racker" und der Begriff des „Abrackerns" für mühevolle und schlecht gelohnte Arbeit, mit der Erinnerung an jene „Rahakater" zusammenhängt. Der Ortsname „Rechberg" im Kremstal, und andere in Österreich, stammen ebenfalls von den Ansiedelungen solcher „Rahakaten" als Mietstruppen her. — — —

Und so ward denn endlich von Bechelaren Abschied genommen und längs der alten Straße donauabwärts gezogen. Auf erhöhter Straße über den Ufern des Stromes genossen sie Weitblick über die glitzernden Wassermassen und darüber hinaus auf die felsigen Waldberge jenseits des Stromes. Da blickten sie aus auf das Schloß Weitenegg, das das Weitental abschloß und auf den alten Donaumarkt Emmersdorf; auch ritten sie wieder an einen Mayerhof des Markgrafen (heute Maierhofen) vorbei, schon von weiter Ferne begrüßt von der stolzen Veste „Medelikke", wo Herr Astold saß als Burggraf. Hoch stieg der Burgfels über dem Stromgewoge empor, der sich mählich zwischen den Strom und die Straße schob, so daß abermals die Donau für den Kriemhildenzug unsichtbar wurde. Dort hielt Herr Astold von Medelikke den Zug erwartend, indem er der Königin und ihrem nächsten Gefolge Wein in goldenen Bechern bot, so wie auch andere Erfrischungen um sie dann durch sein Gebiet erst in das eigentliche Ostarland, in die Ebene von Wien jenseits des Kahlengebirges zu geleiten. Jedenfalls war die Burg Medelikke nicht geräumig genug — wie Bechelaren — um so viele der Gäste zu empfangen, weshalb hier auch nur kurze Wegraft gehalten wurde, ohne in die Burg selbst einzuziehen. Der Name dieser Burg (Medel = Mädchen; ike, uig, wich = geweiht; es war in vorchristlicher Zeit ein Sitz oder Kloster der Donaupriesterinnen, der Heilsrätinnen, ein Halgadom Wuotans) wurde von manchen, welche ihre Muttersprache nicht verstehen, für aus dem Slavischen stammend erklärt, welcher Irrtum bei vielen unserer österreichischen Ortenamensdeutungen zu beobachten ist und mancherlei unheilvolle Verwirrung stiftete, welche nur allmählig entwirrt zu werden vermögen.

Von Medelikke, dem heutigen Melk, zog die Königin stets am rechten Donauufer entlang, obwohl auch eine gute Straße, in der Sehne des großen Bogens, den hier der Strom bildet, durch ein reiches Kulturland zog. Ruedeger wie Herr Astold von Medelikke dürften wohl gedacht haben, daß es viel klüger sei, ihren Gästen, welche ja die Macht des Hunnenkönigs mehrten, nicht allzuviel Einblick in Wege und Stege zu gewähren, die in das Landesinnere führten und sie dort nicht allzusehr auf dessen Reichtum aufmerksam zu machen, da sich ja die Zeiten ändern könnten, da sich Freunde nur allzuoft in Feinde verwandeln, und es dann ungut wäre, künftigen Feinden Wege gewiesen zu haben, die ihnen dann besser unbekannt geblieben wären. Schon Medelikke sperrte das Pielachtal, durch welches eben jene Straße in das Innere des Landes führte, dessen weite Ebene an allen Talausgängen mit Burgen und Schlössern wohl geborgen war und reiches Ackerland, fette Weidegründe nebst zahlreichen Höfen und manchen Ortschaften umschloß. Man zog an jener Straßenabzweigung vorbei, ohne derselben gegen die lieben Gäste, aus kluger Vorsicht, besonders zu erwähnen, und wies ihnen dafür am jenseitigen Ufer der Donau die trotzige Warte „Tyrenstein" (Dürrenstein) und am diesseitigen Stromborde den alten „Rechtssitz" (heute Rossatz) eines Freisaßen hiesiger Gegend, der keinen Herrn über sich anerkennen wollte und drohsam hinter seinem mauerverborsteten Allodialsitze hervorlugte. Diese wohlbewachte und scharfbewehrte Stromstraße deuchte sowohl dem Markgrafen wie auch dem Burggrafen Astold ein weit lehrreicheres Bild aus dem Donaugaue als jenes von reichbebauten und wohlgepflegten Innenlanden, so lehrreich um es zur besonderen Achtnahme ihren lieben Gästen vor Augen zu führen.

Bald ritten sie in die mit Türmen und Zinnenmauern wohl bewehrte Stadt „Mautaren" (Mautern) — das Favianis der Römer — ein, eine Stadt, welche dem Passauerbischof Pilgerin zu Eigen war. Hier



Mautern an der Donau.

nahm Pilgerin von seiner Nichte Abschied, um wieder heimzukehren nach Passau, nachdem er sich von dem Stande der Pfarre unterrichtet und sonstigen Obliegenheiten gerecht worden war. Ohne langen Aufenthalt zog nun Kriemhilde weiter. Im Weiterritte zogen sie angesichts der alten festen Rugenstadt Chremisa (Krems) und an der einstigen rugischen Königsburg Stein am jenseitigen Ufer, welche gar drohsam herüberlugte durch Auwald und Wellenglanz. Und wieder grüßte drohsam altes Burggemäuer hoch über der Straße hernieder; das war das alte Hollenburg, weniger wonnesam anzuschauen als die gastlich-offenen Mayerhöfe, die ihnen vordem manch willkommene Labung geboten. Der Markgraf und der Burggraf hatten hier kein Wort der Deutung, doch zwinkerten sie sich verständnisvoll zu, als wollten sie sagen: Diese wetterharten und sturmsicheren Türme mögen es unsern Gästen selber sagen, wie mancher Mutter Sohn von ihnen einen Willekumm erhielt, daß er darob des Heimreitens vergaß.

Die Berge waren an beiden Stromufern nun zurückgetreten, und in zahllose Stromläufe zwischen hunderten von Inseln ergießt sich nun die mächtige Wassermenge durch schier undurchdringliche Auforste; hochüberkreist vom gewaltigen Steinadler, dem König der Lüfte. Heiß brannte die Sonne auf die staubbedeckte Reiterschar und auch Frau Kriemhilde war sattelmüd geworden, wie es ja immer der Fall zu sein pflegt, daß man nahe am Ende die Ermüdung kaum mehr besiegen zu können vermeint. Da weitete sich das Treysmafeld und die Treysem (heute Traisen) glitzerte durch den Auwald herüber.

„Es hatte an der Treysem der Fürst aus Hunnenland Gar eine stolze Veste, die weithin war bekannt, | Geheißen Treysenmure. (XXII. 1361). Da war Frau Kriemhilde eingeritten, um Königs Etzel zu harren, dem durch rasche Boten die Ankunft seiner Braut berichtet wurde. Vier Tage harrte sie hier des Königs. Endlich kam Botschaft, daß sie der König erwarte an einem „Ort am Donaufluße, der liegt im Ostarland | Und ist geheißen Tulme (Tulln)," und sie brach auf, ihm dort den Willkommgruß zu bieten. Prächtig ward Kriemhilde von Etzel empfangen, und der Tag mit Ritterspiel und Tanz bis in den Abend hinein gefeiert. „Den Abend bis zur Nacht hin sie hatten Ruhe da, | Bis man den lichten Morgen auf's Neue strahlen sah Da ward gesattelt Etzeln und seinem ganzen Bann . . ." (XXII. 1389). „Sie ritten nun von Tulme gen Wien hin zu der Stadt" (XXII. 1390). Zu Tulln mochte wohl Frau Kriemhilde auch in jener noch heute stehenden Rundkapelle — der Drei-Königs-Kapelle — ihre Knie vor dem allmächtigen Schicksalslenker gebeugt haben, denn zweifellos reicht das Alter dieses Gotteshauses in jene fernen Tage und noch weiter zurück, welche für jene Ereignisse von vorneherein angenommen wurden, denn nicht minder zweifellos ist jener wunderbar altdeutsche (nicht romanische!) Bau schon in vorchristlicher Zeit entstanden und war dem Dienste der altgermanischen Urdrei „Wuotan-Donar-Loki" geweiht, die später in die heiligen Drei Könige umgestaltet wurden. —

Auch von Tulln nach Wien führten zwei Straßen, die eine über das Gebirge bei dem alten Königstetten vorbei, und die andere über Zeiselmauer — dem alten Zeizzinmore —, Kritzendorf, das römische Asturis (Klosterneuburg) am Fuße des Kahlengebirges (Zeizzoberg, mons Cetius, Kahlenberg, heute: Leopoldsberg) herum über Heiligenstadt nach Wien. Letztere Straße, welche an den Steilhängen des Zeizzo-

berges über hölzerne Brücken führte, die längs des Steilhanges hinliefen, um bei Feindesgefahr entfernt werden zu können, dürfte wohl vom Kriemhildenzug benützt worden sein, da sie meist eben laufend weniger Beschwerden den Reisenden bot.

So war denn das uralte Wien erreicht, das ungebrochen allen Stürmen der Völkerwanderung Trotz geboten und von Hunnen und Avaren wohl gehütet worden war. Hier in Wien, in der Königsstadt des großen Ostgoten Theodorich, des zweiten deutschen Königes von Rom (der erste Odovacar war ein Ruge und von Chremisa ausgezogen, also auch ein Nieder-Österreicher!), hier in Wien in Königs Theodorich Burg wurde Hochzeit gehalten. Theodorich, der große Ostgotenkönig — in der Sage wie im Nibelungenliede Dietrich von Bern genannt — ist auch heute noch im Lande Niederösterreich unvergessen; er lebt noch in Volkssagen des unteren Mannhartsviertels fort, allerdings unter dem kaum ihn erkennenlassenden Decknamen: „Bauerdietrich" (Berner-Dietrich).

Wien vermochte die Zahl der Gäste nicht zu fassen, und so mußten alle jene, „die da nicht Gäste waren", d. h. nicht zum Hofstaate selbst gehörten, Herbergen vor der Stadt auf dem Lande sich suchen, um doch tagsüber Teilhaber an den Festlichkeiten zu sein. „Die Hochzeit war gefallen an einen Pfingstentag An dem der König Etzel bei Frau Kriemhilden lag, | Zu Wien, dort an der Donau." (XXII. 1394). Im Urtext heißt es „pfinztac", nämlich Donnerstag und nicht etwa während des Pfingstfestes; das war der altgeheiligte Tag für Eheschließungen, welche in vorchristlicher Zeit mit dem Donarshammer geweiht wurden dem uraltheiligen Hakenkreuz: Der Donnerstag hat in Wien noch bis heute seine alte Heiligung in vielen Bräuchen bewahrt. Noch gilt die Donnerstaghochzeit für glücklich (neben der Dienstagshochzeit, welcher Tag in Wien „Irda" nämlich Erichtag hieß): noch ist der Donnerstag der Firmwoche der vornehmste Firmtag, und im alten Wien galt der Donnerstag als der Tag des „bürgerlichen Ausganges": der Sonntag gehörte dem Volk, der Donnerstag aber den „Herren". Es ist also kein Zufall, daß Kriemhildens Vermählungstag ein Donnerstag war, was uralter vorchristlicher Wienersitte entspricht, die dem Nibelungensänger sehr wohl vertraut war, wie solches viele kleine Züge seines Sanges verraten. „Es währte diese Hochzeit wohl siebzehn ganze Tage" (XXII. 1396) und müde von den Festen ritten sie am Morgen des achtzehnten Tages aus Wien aus, um nach Königs Etzel Königsburg zu ziehen, um deren Rang drei ungarische Städte oder Burgen buhlen; nämlich Gran, Vizegrad und Ofen. Doch das zu entscheiden sei anderen überlassen.

Die Burgunden kommen zu den Hunnen. (Miniatur aus Hundeshagens Nibelungenhandschrift in der kgl. Bibliothek zu Berlin.)

Wenngleich das Nibelungenlied singend sagt: „In Hainburgs alter Veste sie waren über Nacht" (XXII. 1405) und keiner Zwischenstation gedenkt, so bestanden doch solche seit Urtagen und zwar zum mindesten folgende Ortlichkeiten, welche längs der uralten Straße — dem „Limes" — schon vor Römerzeiten bestanden hatten. Diese waren gleich außerhalb Wiens: Simmering, dann Ebersdorf (Ala nova) Schwechat (Swichet, Suechat), Fischamend (Äquinoctium), Petronell, Deutsch-Altenburg (Carnuntum, althochdeutsch: Carnotjan. d. i. eingeschlossener Ort für Feindesnot, also

eine Umwallung in welche die Bewohner der Gegend sich mit ihrer fahrenden Habe flüchten konnten, wenn Gefahr im Anzug war), und schließlich Hainburg. Die Straße führte dort und führt noch heute genau dieselbe Linie wie vor und während der Römerzeiten, welche keinesfalls diese Straßen angelegt, sondern — wie schon oben bemerkt — nur kunstgerecht ausgestaltet hatten. Hoch über der Donau führte diese Straße auf den „Wagreinen", nämlich auf dem erhöhten Uferrand über den Bruchufern des Stromes dahin, weiten Ausblick gewährend auf den Strom, dessen Auen und zahllose Inseln und Schotterbänke und die in der Ferne blauenden kleinen Karpathen und den breithingelagerten Burgberg Hainburgs, der nach Süden zu in die Leithaberge verläuft. Nur am fernsten südlichen Horizont gewahrt man die hohe Kuppe des Schneebergs, der Raxalpe und all die Vorberge in schattenhaften Umrissen. Dort bei Hainburg war die Grenze des Ostarlandes erreicht, jener Lande, welche nicht festgefügt Etzels Reich einverleibt waren, sondern welche als dessen tributpflichtige Lehensstaaten ihn als ihren Oberherrn anerkannten. Von Hainburg aus zog dann das königliche Paar dieselbe Straße weiter nach „Meisenburg, der reichen" (XXII. 1406), dem heutigen Wieselburg in Ungarn, wo Etzel und Kriemhild die Straße verließen und zu Schiffe die Donau hinabfuhren, um die „Etzelburg" (XXII. 1408) zu erreichen, welche in Gran, Vizegrad oder Ofen gesucht werden dürfte.

Die zweite Fahrt durch das Ostarland — Kriemhildens Brautfahrt — ist somit vollendet und nun folgt die dritte, jene der königlichen Spielleute Swämmelein und Wärbelein nach dem Rhein, um Kriemhildens Gastgebot den Burgunden zu überbringen. Die Schilderung dieser Botenfahrt ist kurz; nur Bechelaren und Passau werden genannt und es wird erwähnt, daß sie in zehn Tagen den Rhein erreicht hatten.

Die dritte Fahrt durch das Ostarland, welche das Nibelungenlied schildert, ist die Heldenfahrt der Nibelungen unter Hagen des Tronegaere Führung. War Kriemhildens Brautfahrt wie ein sonniger Maientag durch sonnenbeglänztes Land gezogen, so glich die Nibelungenfahrt einem heranstürmenden Hochsommergewitter unter Voranritt des wilden Jägers selber.

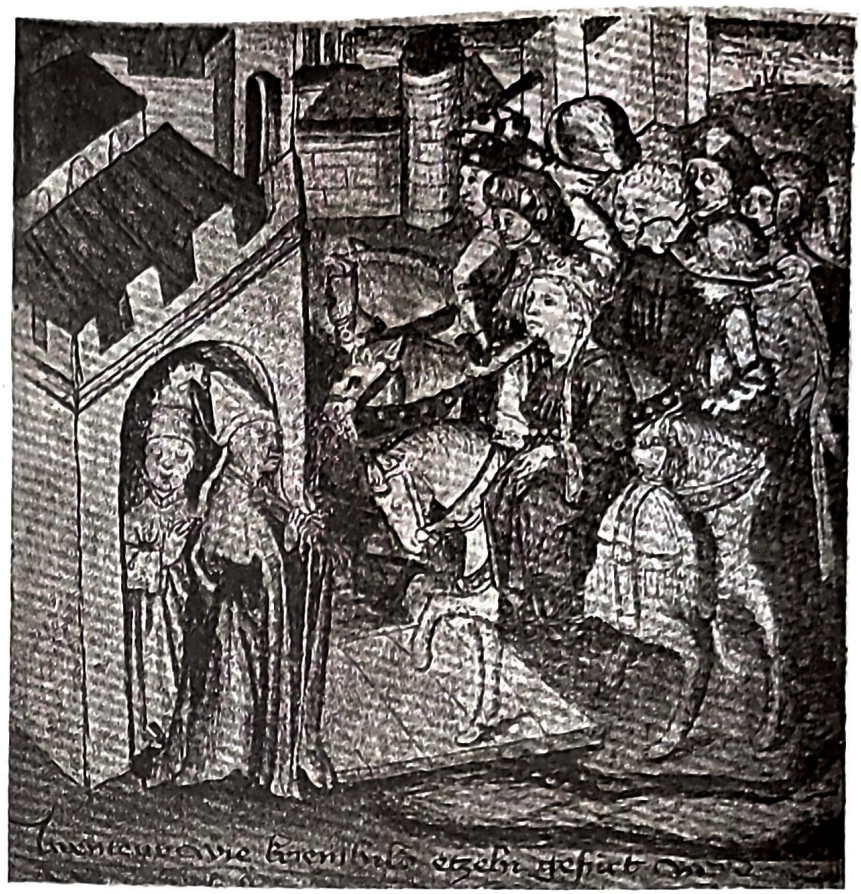
Da König Etzel die Burgunden zur Sonnwendfeier nach der Etzelburg geladen hatte, so mußten die Gunthersmannen ihre Reise mindestens einen Monat vorher angetreten haben, denn der Ritt von Worms bis zur Donau bei „Möringen" (heute Mehringen, der Name deutet auf Moor- oder Sumpfland) währte allein zwölf Tage. Anfangs Juni — vermutlich nach starkem Frühlingsregen — kamen sie an den Strom den sie stark angeschwollen und alle Schiffe in Sicherheit gebracht fanden, so, daß sie Sorge trugen wie sie das jenseitige Ufer erreichen möchten. Hagen band sich den Helm fest und ritt, kampflich gerüstet den Strom, hinauf, um einen Fergen zu suchen, der Königs Günther Bann überführen sollte. Da begegnete ihm das bekannte Abenteuer mit den beiden Donauweibchen Hadeburg und Winnelind, welche ihm den Untergang der Nibelungen und die alleinige Rettung des Kaplans vorhersagten. Auf ihre Weisung hin fand er weiter stromauf den Fergen Else, dem er auf das jenseitige Ufer das noch heute übliche „Hol über!" oder „Hol aus!" zurief, und dem Rate Winnelindens folgend sich für den Helden Amalrich ausgab, als ein Ferchknecht Elses vom jenseitigen Ufer herüberfrug, wen er überholen solle. Der Ferge kam mit der Fähre herüber und da er den Betrug entdeckte, kam es zum Kampf, in welchem er von Hagen erschlagen wurde. Von alldem kündete Hagen aber den Nibelungen nichts, sondern fuhr mit der Plätte zu ihnen, wo er anordnete, daß die Pferde abgesattelt würden um hinüber zu schwimmen, während er die Mannen überführte. Jedesmal vierhundert Mann, welche rudern mußten, während er das Steuer führte. So hatten sie oftmals überzufahren, denn Gunthers Bann zählte neuntausend Mann. Nun aber wollte Hagen den Wahrspruch Winnelindens erproben und warf den Kaplan in den Strom, der aber schwimmend das andere Ufer erreichte und heil heimkehrte. Da er nun von der Wahrheit der Prophezeiung überzeugt war, zerschlug er mit dem Siegfriedsschwerte Balmung das Schiff, da sie es zur Heimfahrt nicht mehr benötigten. Darum von Dankewart zur Rede gestellt, sagte er, daß sie alle am Etzelhofe ihr Leben einbüßen würden, er aber die Fähre deshalb zerschlug, daß, wenn ein Feigling aus ihrer Schar dem Tode entfliehen wollte, derselbe es schon jetzt innewerden sollte, daß er hier an diesen Wogen schmählichen Tod finden müsse.

Nun sagte auch Hagen, daß er Else's Fergen erschlagen, und daß sie wohl gerüstet weiter reiten sollten, denn sicherlich würde der Ferge Else und sein Bruder Gelfrath, ein „Vogt im Bayerland", den Tod des Elsenfergen zu rächen suchen.

Volkher, der kühne Fiedelaere von Alzeije, ritt nun als Wegweiser vor, während Hagen und sein Bruder Dankewart mit sechzig Reitern aus dem Bann, also Lehensmannen des Königs Gunther, die Nachhut bildeten. Der erwartete Überfall fand statt, aber gegen Rittersitte, welche nur das Anrennen von einer Seite gestattete, wurden sie von hinten und von beiden Seiten überfallen. Nach schwerem Kampfe lagen

Gelfrath und achtzig Mann tot, während zu Tod verwundet Else mit dem Reste seiner Mannen floh. Die Nibelungen hatten nur vier Mann eingebüßt. Sie mußten die ganze Nacht durchreiten und erst als es zu tagen begann, wurde Gunthern vom bestandenen Kampfe berichtet. Jetzt erst begriffen die Nibelungen warum sie nirgends nächtigen durften.

Übermüdet kamen sie nach Passau, wo sie ein Zeltlager schlugen und zwei Nächte und einen Tag der Rast pflegten, ehe sie weiter nach dem Ostarland zogen. Wieder übermüdet kamen die Nibelungen zur Grenze an der Enns, wo Hagen Umschau hielt um Nachtlager und Verpflegung für seines Königs Bann zu finden. Da traf er den schlafenden Grenzwart Eckewart und nahm ihm die Waffen ab, gab sie ihm aber wieder mit sechs Goldspangen auf dessen Klage so unrühmlich seine Waffen eingebüßt zu haben. Doch das war nur ein Heldenscherz und bald wurden sie gute Freunde, ja Eckewart ritt sogar als Bote sofort nach Bechelaren, um dort die Ankunft des Burgundenheeres zu künden.



Kriemhild zu König Etzel geführt. (Miniatur aus Hundeshagens Nibelungenhandschrift in der kgl. Bibliothek zu Berlin.)

Nochmals bricht die Sonne des Glückes aus den Wolken, die todgeweihten Nibelungen noch einmal zu besonnen, und mit aller Glut schildert in rührenden Strophen der Skalde des Nibelungensanges die Szene der Liebe und Treue, holdester Frauentugend und biederster Manneskraft, die sich in Bechelaren selbst und in der Umgebung der stolzen Veste der Reihe nach abspielten, ehe über die Gunthersmannen das grauenvolle Verhängnis hereinbricht, vor dem sie wiederholt gewarnt wurden, aber zu heldenhaft trotzig fühlten, als demselben auszuweichen.

Mit dem gigantischgrausigen Ende der Nibelungen hat der gottbegnadete Skalde, der diesen Heldensang gesungen, dem ausklingenden Heldenzeitalter des Germanenvolkes ein unvergängliches Ruhmesmal gesetzt, das, dauernder als Monumente aus Stein und Erz, so lange fortbestehen wird, als es eine deutsche Sprache, ein deutsches Schrifttum geben wird.

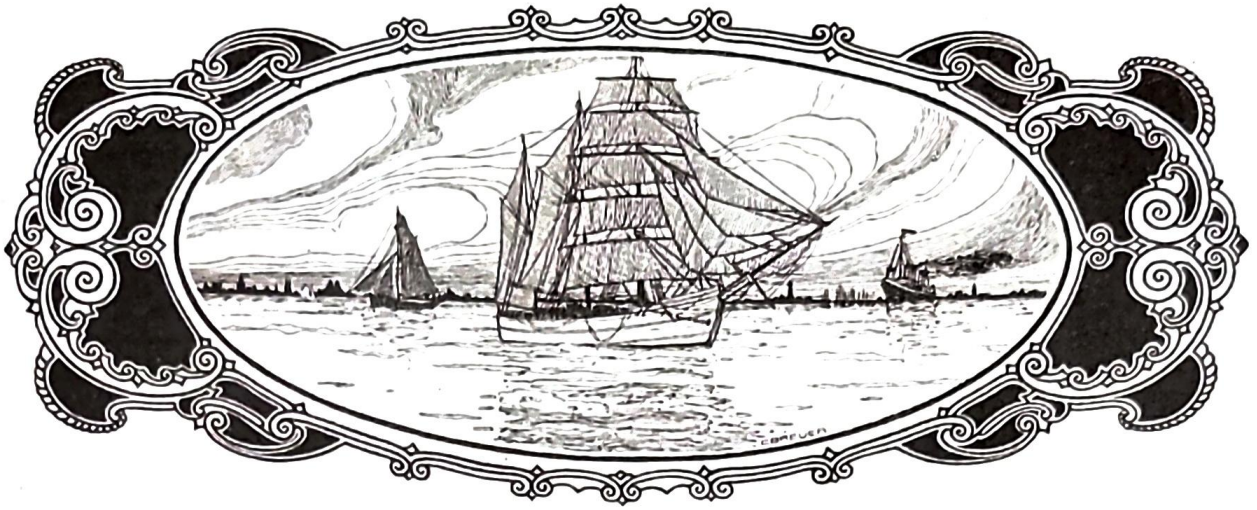
Aber nicht der Umstand ist es, daß — wenn auch in freier dichterischer Bearbeitung geboten — im Nibelungenliede geschichtliche Tatsachen geschildert, wirklich erlebte Ereignisse erörtert, und tatsächlich nachweisbare Persönlichkeiten handelnd vorgeführt werden, welcher Umstand für unsere Zwecke diese Skaldenschöpfung so wichtig erscheinen ließ, uns hier eingehend mit ihr zu befassen, sondern die bisher noch viel zu wenig beachtete Tatsache, daß mit topographischer Treue im Nibelungenlied uns die Beschreibung der ältesten Straße durch Europa überliefert wurde, welche aus Urtagen bis in unsere Zeit herein unwandelbar dieselbe blieb, und in deren Bestand die fünfhundertjährige Epoche der Römer-Invasion in Germanien nur eine kurze Episode bedeutete; nur diese Tatsache veranlaßt uns, in diesem Buche das Nibelungenlied vorzuführen.

Der nachweisbare Bestand dieser Haupthandelsstraße vom Westen Europas nach dem Osten und dem Orient, sowie der Umstand, daß nicht minder alte Straßen vom Süden nach dem Norden Europas zogen und sich an der Donau an dem Punkte kreuzten und noch heute kreuzen, an dem unser Wien naturgemäß

entſtehen mußte und immer blühend bleiben mußte, ohne alle und jede Unterbrechung, welches Umſtandes das älteſte deutſche Epos, das Nibelungenlied, in ſo hervorragender Weiſe gedenkt, läßt uns Öſterreicher nicht nur mit Stolz auf die Entwicklung unſeres Öſterreich aus dem Oſtarlande gedenken, ſondern auch erklärlich und begreiflich erſcheinen, daß Wien und Öſterreich entſtehen mußten und beſtehen müſſen und darum auch beſtehen werden in alle Zukunft hinein, denn wahrlich, Öſterreich, das iſt geweihter Boden und keine Steppenpferdetrift.

Und dem gab auch Schiller beredten Ausdruck wenn er ſagte:

„Ja, der Öſterreicher hat ein Vaterland,
Er liebts, und hat auch Urſach' es zu lieben."



Die Donau und die alten Handelsstraßen der Ostmark.

Es war zu Mainz am St. Georgentag, im Jahre des Heils 1188, als der fast siebenzig Jahre alte Kaiser Friedrich I. von Hohenstauffen, beigenannt der Rotbart, aus den Händen Heinrichs, des Kardinal-Legaten des Papstes — einstens Abt des Zisterzienser-Stiftes Zwettl in Österreich unter der Enns — die Kreuzesfahne, den Pilgerstab und die Pilgertasche, die Symbole des Palästinapilgers, entgegengenommen und den Kreuzzug gelobt hatte. Von diesem St. Georgstage (24. April 1188) ab, strömten mehr als sechsmalhunderttausend Kreuzfahrer längs der beiden Borde der Donau von allen Gauen Deutschlands durch Österreich, auf Wien zu, welche Stadt als Sammelplatz des Kreuzheeres zu dessen Musterung und Heerschau vorbestimmt worden war. Schon war das Heer abgezogen, so folgte am 12. Mai 1188 der greise Kaiser mit seinem engeren Gefolge und den Reichsfürsten der Heerfahrt nach und zwar zu Schiff, da man dem alternden Rotbart die anstrengende Reise zu Roß auf der „Nibelungenstraße" durch die bequemere Fahrt auf wohlausgerüstetem Schiffe leichter zu gestalten hoffte.

Regensburg, dessen stolze Handelsherren lebhaften Donauhandel betrieben, rüsteten für den Kaiser ihre Schiffe aus, und schmückten besonders jenes, das für den Kaiser bestimmt war, auf das sorgfältigste. Die Donauschiffe erfreuten sich niemals einer für Reisende berechneten Ausstattung, welche erst seit Einführung des Dampferverkehrs in ihre Rechte auf größere Beachtung traten, denn vormals mußte der Donaureisende durchaus den Warenballen und Frachtgütern nachstehen. Die Ausstattung des Kaiserschiffes beschränkte sich demnach auf nicht viel mehr als auf ein Purpurzelt, auf Bänke, welche mit Kissen belegt wurden und einigen Teppichen und den improvisierten Tischen für die Mahlzeiten, welche auf dem „Zehrgadenschiff" bereitet wurden. Kam es zur Mahlzeit, so wurde „geländet", das Zehrgadenschiff legte sich breitseits Bord an Bord an das Kaiserschiff, eine Laufplanke vermittelte den Verkehr und war das Mahl beendet, so wurde die Fahrt wieder aufgenommen. Größere Bequemlichkeiten kannten die einfachen Sitten jener Zeiten noch nicht, in welchen sogar ein Kaiser alle jene Annehmlichkeiten entbehren mußte, welche heute selbst der einfachste Reisende der billigsten Reisegelegenheit als selbstverständlich fordert und auch vorfindet; aber selbst in ihrem Heim, trotz allem Zierrat, lebte der reichste Dynaste viel mühevoller, beschwerlicher und unbequemer, als heute der einfachste Handwerker, wenn derselbe nur seine eigene Wohnung hat. Solche Vergleiche sind besonders für jene Sorte von Raunzern ungemein lehrreich, welche immer von den „guten alten Zeiten" schwärmen ohne sie zu kennen, und für den ungeheueren Kulturfortschritt der letzten Jahrhunderte blind sind, welcher gerade in unserem gesegneten Österreich so schön gediehen ist, daß er den Vergleich mit dem eines jeden anderen Kulturstaates ungescheut herauszufordern vermag. Doch, das nur so nebenbei.

So fuhr denn der Kaiser die Donau herab, an dem alten Straubing vorbei, und hatte bei der alten Grafenburg Poigen (heute Bogen) geländet und darin die Nacht als Gast des Grafens verbracht. Tags darauf „im Strum" bei Greiffenstein hatte der Rotbart Gelegenheit, den ersten Schiffstanz auf der Donau und die Geschicklichkeit der Fergen zu bestaunen, als das Schiff mit Pfeilgeschwindigkeit die Stromschnellen und Wirbeln besiegte und haarscharf an den Klippen und Schroffen vorbeisauste durch den gurgelnden glucksenden Gischt, der hoch aufspritzte und seine Nixengrüße dem Kaiser an Bord sandte. Noch vor Abend war Passau erreicht, wo der Kaiser am Bischofshofe gastete, um am nächsten Morgen weiter zu fahren. Dort bestaunte der Kaiser die Vereinigung der drei Gewässer; der grünen Donau mit dem grauen Inn und der braunen Ilz, welche lange Zeit ihre Wasser ungeteilt fortwälzen, bis bei den „Kugeln" eine neuerliche Stromschnelle die Wasser gründlich mischte, so daß das dreigeteilte Farbenband des Stromes sein Ende erreichte.

Den Rückblick auf die schöne Donaustadt Passau meidend, „denn Rückblicke zu tun soll der meiden, der eine Wagefahrt unternimmt", fuhr der Kaiser durch das stille Donautal. Hoch droben grüßte ihn die stolze Burg „Viechtenstein" schon aus weiter Ferne, während er am linken Ufer einige Höfe erblickte, da-

Mauthausen um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Nach einem Aquarell von R. Alt.

alte „Hafnerzell". Hochauf steigen beiderseits die Uferberge, immer enger wird das Stromtal und nur das Ho-ruck-Gerufe der Fergen, das Knarren der Ruderbäume und das Geraune der Wellen tönte an des Kaisers Ohr durch die balsamisch-harzduftende Waldluft, die hier über dem Donautal lagert. Da zog das Schiff an einem Felsblock vorbei, der mittstroms im Donaubette lag; er war fast würfelförmig anzuschauen, und es schien, als schwämme er auf der Flut. Das ist der „Jochenstein", Frau Isa's der Donaunixe sagenumsponnener Ruhesitz. Schweigsam führten die Fergen die Ruderbäume und fast lautlos huben und senkten sie die Ruderblätter in das Wasser, daß man kaum das leiseste Getropfe vernahm, denn unheilvoll wäre es, das Donauweibchen im Schlafe zu stören und es aus seiner kristallenen Wasserburg heraufzulocken. Schön, herrlich schön soll es da unten in Donauweibchens Burg ausschauen, Säle und Kammern voll Gold und Perlen, Gärten mit Springbrunnen, deren Wasser in Perlmuttermuscheln so groß wie Schiffe plätschert, und die Nixenmaiden der Nixenkönigin sollen vielherrlich stolze Schönen sein, kußbereit für warmblütige Donaufergen, aber — es gönnte jeder Ferch solch Liebesglück lieber seinem Nächsten als sich selbst, und darum waren sie alle herzhaft froh, als der Jochenstein vorüber war, ohne daß ein Nixlein seinen Schwanenbusen aus der Flut gehoben, um mit Sang und liebbegehrendem Mienenspiel dem armen Schiffmann Sehnsuchtsschmerz zu bereiten. Aber dieser Jochenstein ist die Grenze zwischen Österreich und Bayern, und schon von

Ferne sah man Banner wehen und hörte fröhliches Gejauchze untermischt mit Heerhornruf und Trompetengeschmetter. Die Schiffe legten an, und Herzog Leopold der Tugendhafte kam an Bord, um an seiner Landesgrenze den Kaiser zu begrüßen und mit ihm nach Wien zu fahren. Mit wenigen seiner nächsten Räte bestieg er das Schiff des Kaisers, während sein Gefolge mit den Rossen ein für diese schon bereitliegendes Schiff bestiegen, um sich den kaiserlichen Reisefahrzeugen anzuschließen. An der alten Steinburg Rannariedl vorbei fuhr nun der kaiserliche Reisezug ein in das sich immer mehr engende Stromtal, dessen Waldberge sich höher und höher gipfelten, um endlich fast vollständig in steile Felswände überzugehen, zwischen welchen sich der Strom in immer schmäler werdendem Bette hindurchdrängt. In vielen Windungen schlängelt sich hier die Donau durch den Felsenpaß und nur wenige Orte und vereinzelte Stromwarten lugten da hernieder aus klippenumstarrten Waldeshöhen.

Schon neigte sich der Abend, als bei dem uralten Aschach der Strom zwischen den Uferbergen ins Freie trat, zur Rechten die stolze Burg Stauff und die nicht minder stolze Schauenburg (Schaumburg), aber die Schiffe zogen vorbei und landeten erst vor dem alten Efferding, wo für heute Nachtherberge genommen wurde. Von Efferding setzte des folgenden Tages der Kaiser seine Reise fort durch das Heer von Inseln, welches hier den mächtigen Strom in zahllose Arme zerfasert, vorbei an stattlichen Burgen und Gehöften, vorbei an dem alten Markte Ottensheim, in welchem der Sage nach Kaiser Otto IV. geboren worden sein soll. Die Kaiserschiffe durchfuhren nun den „Lenzergau" und erreichten „Lenz", das heutige Linz an der Donau, das die Römer „Lentia" genannt hatten. Am rechten Ufer lag das uralte „Urfahr"; der Ort der Ur- oder Vorvorfahren, nämlich ein „Urort", von dem aus die hiesige Gegend sich besiedelte. Schon zu Rotbarts Zeiten war das heutige Linz ein wichtiger Handelsplatz, der auch demgemäß seine Freiheiten und Privilegien hatte. Doch nicht lange währte hier der Aufenthalt. Weiter fuhren die Schiffe durch die zahllosen Inseln, welche nur selten eines der beiden Ufer des Stromes, niemals aber beide gleichzeitig erblicken lassen. Da öffnet sich die Mündung der Traun, bewahrt von dem uralten Schlosse Ebelsberg und bald darauf die alte Burg Steyeregg am linken Ufer, und kaum hatte man dieses im Rücken, so wurde das alte agilolfingische Stift St. Florian über den rechtsufrigen Auen sichtbar. Mitten im Strome, auf einem mit Auwald verborstetem Granitfels, thront die stolze Burg Spielberg, einst ein Heiligtum der Göttermutter Frau Hulda, die hier ihren Opferplatz hatte. Ihr waren von allen Stromfahrern Opfer geboten worden, um sich zu lösen von unfreiwilligem Opfertod. Später wurden, nachdem das Christentum den Wuotanismus verdrängt hatte, diese Opfer zu landesherrlichen Regalien unter dem Namen „Mauten", welche nun wie andere Güter verliehen wurden. Wir werden noch Gelegenheit finden, über diese Mauten und ihre Entartungen zu sprechen.

Kaum war Burg Spielberg (heute schöne gotische Ruine) im Rücken, so zeigte sich am rechten Ufer das alte, schon im Jahre 900 von den Bayern erbaute „Anesburg", das heutige Enns, die alte Grenzburg Bayerns gegen das den Magyaren tributpflichtige Ostarland. Auch da zogen die kaiserlichen Schiffe vorbei, um sofort Mauthausen in Sicht zu bekommen.

Auch Mauthausen war im Besitze des Mautrechtes, das aus altem Opferbrauch herrührte.

Trotzdem nun die Babenberger alle Kreuzfahrer von allen Mauten in ihren Landen befreit hatten, trotzdem sogar der Kaiser sich zu erkennen gab, beharrten die von Mauthausen auf ihrem Mautrechte und forderten Zoll für die Schiffe. Kaiser Friedrich verstand aber keinen Spaß; er ließ Mauthausen in Brand stecken, und beleuchtet von dieser Riesenfackel setzten die Schiffe ihre Reise fort. Weiter fuhren die Schiffe vorbei an den Stromburgen Wallsee, Klamm und Ardagger, um in Grein, dem uralten Fergenländplatze, vor Anker zu gehen, denn morgen gab es schweren Fergendienst zu verrichten; die gefährlichsten Stromschnellen standen bevor und um diese zu besiegen, galt es frische Kräfte zu sammeln.

Kaum hatten am nächsten Tage die Schiffe den Ländplatz bei Grein verlassen, so drängen abermals gigantische Felsmassen den Strom zu einer Enge zu sammen, nachdem schon oberhalb Mauthausens die Inselwelt ihr Ende gefunden und alle Wasser in ein Bett sich vereinigt haben. Jetzt scheint der Strom abgedämmt zu sein durch einen massigen Granitriegel und im fast rechten Winkel schwingt der Strom donnernd und brausend aus seiner Bahn. Mächtig brandend prallen die Wassermassen zurück, die Wellen türmen sich auf, sich überstürzend, und in dieses Chaos hinein stürzt das Schiff und wird fast willenlos mit fortgerissen. Da hat der Naukührer (Steuermann) und der Ferge nicht genug Augen und nicht genug Hände, um all die drohenden Gefahren zu überschauen, um mit aller Kraft die Ruder zu gebrauchen. Nach wenigen Minuten ist der Holmgang bestanden oder das Schiff zerschellt, und mancher Ferge fand dort den nassen

Grein um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Nach einem Aquarell von R. Alt.

Fergentod; die Töchter der Ran, oder wie der Ferge sie nannte, die Maiden der Nixenkönigin, hatten ihn in ihren schaumweißen Armen entführt und zu Tode geküßt. —

Doch unsere Kaiserschiffe fahren ungefährdet dahin, die Fergen sind ihrer Aufgabe gewachsen. Wohl tanzen die Plätten einen wilden rasenden Wogentanz und hasten dahin wie das jagende Wagenschiff der Frau Ise, fast schneller als ein Pfeil der Sehne entschwirrt, hinein in das sich engende Stromtal, in welchem sie nun wieder ruhiger treiben zu neuem noch grauserem Holmgang sich vorbereitend. Über die Klippen eilt der wilde Strom schäumend und brausend dahin, und immer enger, dunkler, klippenstarrender wird das Donautal; da — es ist beim Rabenstein — teilt sich die Wasserbahn in zwei Arme mit wildbrandender Gischt an der Insel Wörth; rechts windet sich der Hößgang, links tost und braust der Strom über Felsklippen dahin, die seinen Lauf zu hemmen suchen. Durch den Hößgang jagen die Kaiserschiffe dahin, schwankend und stampfend im Heben und Senken der Wellen, und noch brausender tobt es ringsum, und dort, wo sich der Turm der Stromveste Werfenstein in den Wellen spiegelt — zerschwankend und zertrümmert scheint er in diesem grausen Spiegel, — da fahren die Schiffe beängstigend knapp am Uferrand dahin und die Fergen werfen sich in die Ruder, um zu hindern, daß das Schiff an die Felsen geworfen und zerschellt wird. Das ist der gefürchtete Strudel. Kaum dem Strudel entronnen, noch haben sich die Wasser nicht annähernd beruhigt, als abermals eine Granitklippe sich aus dem Strome hebt, bekrönt von einer kleinen Stromburg. Das ist der „Hausstein", an welchem sich abermals die Strommassen brüllend brechend einen Wirbel bilden, dessen Trichter mehr als mannestief sich in die Fluten bohrend, von schaumgischtigen Wellenkämmen umkreist, daß man vermeint, das Auge des Wasserriesen zu erschauen, der da nach Opfer gehrend, gierigen Ausguck hält. Das ist der gefürchtete Wirbel*). Mit aller Kraft wird das Schiff mitten hinein in den Trichter des Wirbels gelenkt, daß der Unkundige vermeint, im nächsten Augenblicke müsse der Bug am Haussteinfelsen zerschellen und Mann und Maus in dem greulichen Trichter versinken, aber kaum hat der Bug der Plätte über den Mittelpunkt des Wirbels hinweggesetzt, — rascher als man es zu sehen vermag — so wird das Schiff

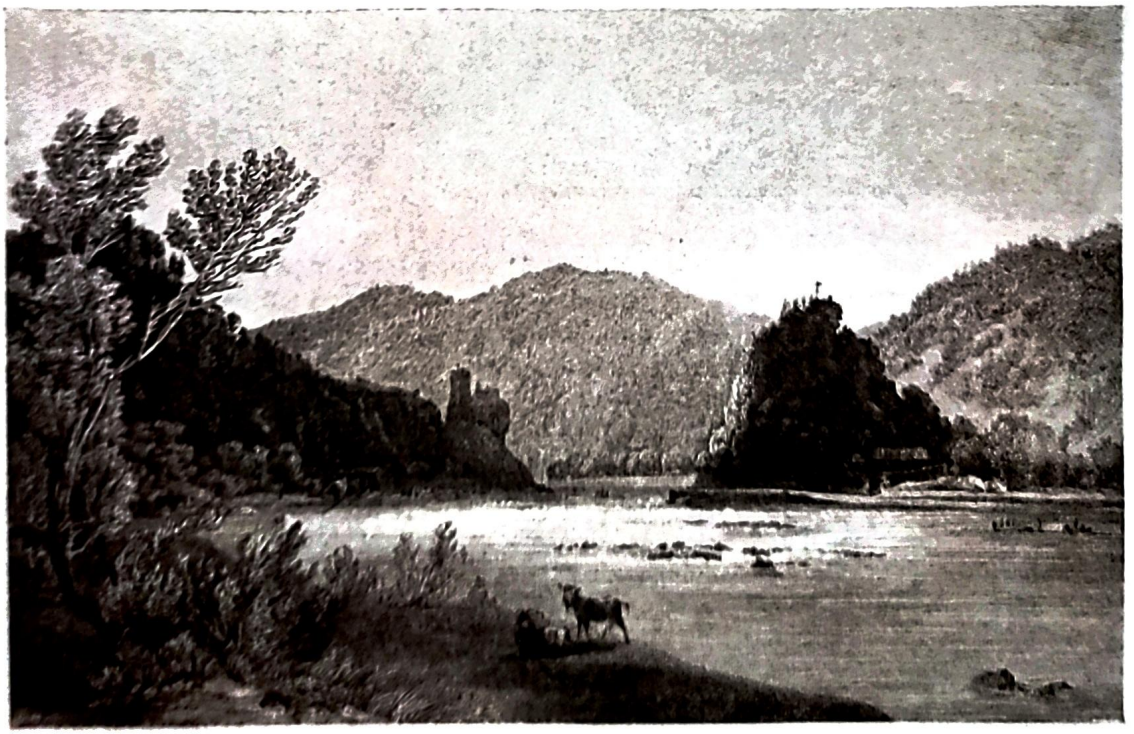
*) Heute ist der Wirbel durch Sprengung und gänzliche Beseitigung des Haussteinfelses völlig verschwunden. Schreiber dieser Zeilen hat ihn aber noch im Jahre 1858 mit dem Dampfer befahren. Im Jahre 1875 war der Fels schon verschwunden, als im Ruderboote diese Fahrt von Passau nach Wien, Schreiber dieses die Donau selbst durchrudert hatte. Vom Ruderboot aus nimmt sich der Strom aber ganz gewaltig anders aus als vom Deck eines Dampfers.

Der Donau-„Wirbel“ um 1850. Nach einem Aquarell von R. Alt.
(Der „Hausstein“, rechts, ist durch die Regulierung vollständig beseitigt worden.)

mit rasender Geschwindigkeit herumgedreht und gleitet ruhig längs dem Granitriff dahin. Freilich stöhnen und ächzen die Ruderbäume, denn durch Fergenkunst geleitet wird durch dieselbe Wirbelkraft das Schiff in die richtige Fahrbahn geworfen, durch welche es ohne diese Fergenkunst im Wirbel zerbrochen und in den grausigen Schlund hinabgezogen würde. Wieder war der Strom beruhigter und die Fergen wischten sich den Schweiß von den Stirnen; auch der Kaiser mochte erleichtert aufgeatmet haben, und als nun bei St. Nikola ein Mann herangerudert kam und dem Kaiser das Bild des heiligen Nikolaus entgegenhaltend Wasserzoll zu geben heischte, da warf ihm der Kaiser etliche Goldbyzantiner in den Beutel und hatte nimmer daran gedacht, es also zu machen wie gestern in Mauthausen. Auch die anderen Fahrtgenossen wie die Fergen lösten ihr Gelübde, und der Mann mit St. Niklasens Bild mochte heute gute Losung gemacht haben.

Wie kommt hier an der Donau nach deren gefährlichsten Katarakten, dem Greinerschwall, dem Struden und dem Wirbel, genau so wie am Rhein nach dem Bingerloch, „St. Nikolaus" als Opferheiliger? — St. Nikolaus ist eben der verchristlichte alte Stromgott Nikuz oder Nikhudr, der hier in den Katarakten seinen Sitz und sein Heiligtum hatte, wo er sich seine Opfer selber wählte, weshalb die Befahrer solcher gefährlicher Stromschnellen vorher Gelübde taten, um die Opferwahl von sich abzulenken. Solche Gelübde erfüllten sie dann an dem Orte, der noch heute davon St. Nikola benannt ist. Ob wohl der Rotbart solch ein Gelübde tat und es mit seinen Goldbyzantinern löste? Ob ihn, dem der Wassertod vorbestimmt war, der ihn in Palästina im reißenden Saleph ereilte, damals davon ein Ahnen beschlich?

Doch die Schiffe trieben weiter mit dem Strom, wie das Menschenschicksal mit dem Lebensstrom, unaufhaltsam fort ihrem Ziele entgegen. Ist bis zu dieser Stelle die Donau ebenbürtig dem Rhein zur Seite zu stellen, so schwingt sie sich vom Strudel und Wirbel ab, weit über dessen Reize, zum schönsten Strom Europas empor, denn den nun folgenden Naturszenen hat der Rhein nichts annähernd ähnlich Großartiges an die Seite zu stellen. Eingezwängt zwischen himmelstarrende Felsberge, an deren Steilwänden der Wald vergeblich sich müht hinaufzukriechen, zwischen düsteren fast schwarzen Felsen und schwarzgrünen Föhrenbeständen fußend auf moosbedeckten Steinstufen, jagt nun der Strom sein schmales Bett entlang in nicht zu überbietender majestätischer Hehre. Da steigt linksufrig aus düsterem Forstgedunkel drohsam der Turm von Burg Sarmingstein und diese selbst empor und bald stürzt die Ysper in wilden Sprüngen hervor aus einer föhrendunklen Waldschlucht. Und abermals scheint das Stromtal keinen Ausfluß zu bieten und man



Der „Strudel" um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Links Werfenstein, rechts Wörth.
Nach einem Aquarell von R. Alt.

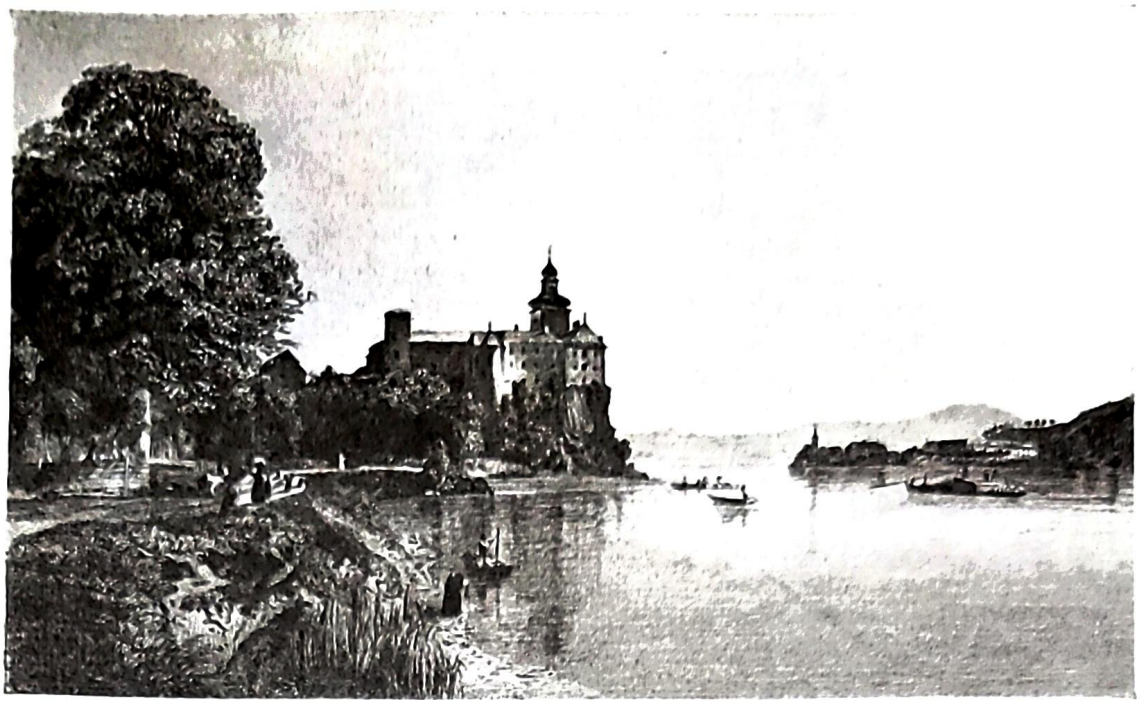
wähnt in einem wilden Bergsee gebannt, aber bald steigt Burg Persenbeug auf hohem Waldkegel vor den Schiffenden empor, das Stromtal wird weiter, die dunklen Föhrenklippen weichen zurück, Buchen und Rustengrün belebt freundlicher die schön geschwungenen Berge, vor welche sich wieder Auen — sogenannte „Prater"*) — vorschieben, und der Strom schwingt sich im weiten Bogen um die „Ipserscheibe" herum, um rechtsufrig die Mündung der Ybbs und die Stadt Ybbs den Stromfahrern zur Schau zu stellen. Die Burg Persenbeug ehedem Pösin-Poigen (böse Beuge) genannt, war seit dem 10. Jahrhundert Eigen der bayrischen Grafen von Sempta und Ebersberg, und beherbergte im Jahre 1045 den ebenfalls auf einer Kreuzfahrt begriffenen Kaiser Heinrich III., der in dieser Burg ein seltsames Abenteuer erlebte. Er war wie Kaiser Rotbart und Kaiser Konrad (1147) auf der Wasserstraße herab als Kreuzfahrer gezogen, hatte ebenfalls den Strudel glücklich bestanden, als vom Turme des Hausteins herab ein gespenstiger grauer Mönch, den etliche für den Nixenvater Nikuz selber gehalten, dem mit dem Kaiser fahrenden Bischof Baturich von Würzburg (andere sagen, es sei der Bischof Bruno von Regensburg gewesen) fürchterlich gedroht habe, worauf das Gespenst verschwunden sei. Als dann Kaiser Heinrich mit dem Bischof und seinem Gefolge zu Gast auf Persenbeug weilten, um dort einige Tage der Ruhe zu pflegen bei Richlindis, der Wittib des letzten

Stift Melk.

Grafen von Sempta und Ebersberg, da brach, während man beim Mahle saß, der Fußboden des Saales unter der ungewohnten Last so vieler Gäste durch, wobei der Bischof sich das Genick brach und auch der Kaiser, aber nur leicht am Arme, verwundet wurde. Auch Richlinde fand den Tod, und infolge letztwilliger Anordnung ging Burg Persenbeug in den Besitz des bayrischen Klosters Ebersberg über, von dem es später die Babenberger erwarben. Ybbs, das alte „ad pontem Ises" war ein Heiligtum der Nixenkönigin „Frau Ise" und als solches ein berühmter Halgadom und selbstverständlich Maut- und Ländplatz der Donaufergen.

Diesmal aber zogen die Kaiserschiffe auch hier vorbei ohne zu landen, vorbei an der Felsburg Säusenstein mit deren Rundturm, an Marbach vorbei, ebenso an Burg Weißenberg und dem alten Orte Krummnußbaum, bis rechts die Mündung der Erlaph und links das kleine Ortchen Klein-Bechelaren in Sicht kam nach dessen Vorbeizug die Stadt Bechelaren erreicht war. Diese haben wir schon auf der

*) Alle Auen der Donau und ihrer Nebenflüsse hießen seit Urtagen und heute noch Prater, alt: parator = Lust- und Jagdgehege. Davon hat auch der „Wiener-Prater" seinen Namen, keineswegs aber von dem spanischen „Prado" (bei Madrid), der vielmehr ebenfalls seinen Namen davon hat, und mit den Bezeichnungen „Park" und Paradies gleichen Ursprunges ist.



Persenbeug (rechts Ybbs) um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Nach einem Aquarell von R. Alt.

„Nibelungenstraße" berührt und wäre hier nur nachzutragen, daß es die Römer „Arelate" benannten, in welchem Namen das urdeutsche „areleitara" verborgen liegt, das „Rechtsleite" bedeutet und einen Ort, wo das Recht gepflegt wurde, also eine Gerichtsstelle bezeichnete. Der Name Bechelaren (die Pechler, also Pechsammler) kam, vom heutigen Klein-Pechlarn auf das von den Römern verlassene Arelate, als die Germanen die Römerstadt in Besitz nahmen, und der linksufrige Germanenfürst nun in den Römerbauten seinen Sitz aufgeschlagen und auf diesen den Namen seiner früheren Burg — Bechelaren — übertragen hatte. Auch an Bechelaren fuhr der Kaiser vorbei und bald war Burg Weitenegg — das Schloß des Weitentales — im Sehfelde und diesem gegenüber auf stolzem Granitfelsen das Babenbergerstift Melk, das uralte „Medelikke". Hier sanken die Anker und der Kaiser nächtigte als Gast des Stiftes.

Von hier zogen die Kaiserschiffe tags darauf weiter durch die Au der Nixe Wachilde — heute Wachau genannt —, dem Strom folgend durch immer reicher bebautes begütertes Land. Bald hob sich aber wieder ein dunkelstarrender Fels aus dem Föhrendüster empor, das war der Aggstein, der alte „Achis- oder Schreckensstein", ein Halgadom Agez's, des schrecklichen Wassernixes, der dort oben in Urtagen sein menschenopfergehrendes Heiligtum hatte, da auch hier wieder eine Stromschnelle — der „Aggsteinerschwall" — den Fergen drohte. Auch hier wurden Gelübde gelobt, und auch hier entstand im verchristlichten Ostarland eine Maut, wie oben bei Mauthausen und St. Nikola aus solchem Opferbrauch. Nun war es aber eine alte Meinung, daß sich die opferheischende Gottheit selber ihre Opfer kiese, und daß daher jener, welcher in einem solchen Heiligtum — das stets ein größerer Waldbezirk, ein „Haag" oder ein „Brühl" war — zu Boden fiel, der Gottheit verfallen war. Dasselbe galt auch von einer Sache, sei diese ein Pferd, ein Wagen oder was sonst immer für ein Gegenstand: „was immer fallend den geheiligten „Grund berührte" war der Gottheit Eigen." Daraus entsprang das „Recht der Grundruhr", und dieses wurde dann mit der Mautgerechtigkeit verbunden und ohne Scham ausgebeutet. Die Straßen wurden absichtlich verschlechtert und ein gebrochenes Rad, ein am Wege gefallenes Pferd genügte, um den ganzen Wagen samt Ladung und Gespann auf Grund des „Grundruhrrechtes" zu Gunsten des Grundherrn „in aller Form Rechtens" für verfallen zu erklären. Dasselbe galt auch für alle Wasserstraßen und bildete dort den Ursprung des Strandrechtes. Ein Schiff, das an anderer Stelle als dem „gefreiten Ländplatz" anlegte, das den Strand berührte oder gar gescheitert ans Land geworfen wurde, war samt Mannschaft und Ladung verfallen; in Urzeiten dem Halgadom, im Mittelalter dem Grundherrn. Diese Gepflogenheiten auf alten Rechtsanschauungen begründet, waren die Ent-

stehungsursachen des sogenannten Raubrittertums, denn das ererbte Recht der Grundruhr wahrten die Burgherren eben als Erbrecht, das die Handelsherren der großen Städte nicht anerkennen wollten, woraus zahlreiche Fehden zwischen den Burgenbesitzern und den Städten entstanden, welch letztere endlich Sieger blieben und das „Grundruhrrecht" zum Erlöschen brachten. So war denn auch die aus dem alten Agezheiligtum hervorgewachsene Burg „Aggstein", mit welcher das Mautrecht verbunden war, durch das mißbrauchte „Grundruhrrecht" zur Raubburg gesunken, als welche sie sich vom XIII. bis gegen Ende des XV. Jahrhunderts behauptete, um welche Zeit Kaiser Maximilian I. sein Landfriedensedikt erließ. Dieses hätte übrigens wenig Wirkung erzielt, wenn nicht die Wiener darauf gestützt, selber gegen die Raubburgen einen beharrlichen Kleinkrieg geführt hätten, indem sie mit dem Lande Österreich gemeinsam das „Geräune" eingerichtet hatten, das unter dem gemeinschaftlichen Befehle des Landmarschalls Pillichstorffer und eines Wiener Ratsherren stand, und die großen Handelsstraßen säuberte, indem es die Raubburgen brach, deren meist nichtadelige Insassen ohne Prozeß an den nächsten Bäumen aufknüpfte, die wenigen adeligen Raubherren aber nach einigen gerichtlichen Formalitäten durch das Schwert richten ließ.

Zur Zeit Kaisers Rotbart aber war das Raubrittertum noch nicht bekannt und Burg Aggstein erfüllte noch seinen schönen Zweck, eine Wachtburg der Donaustraße zu sein. Am alten Emmersdorf vorbei kamen ebenfalls am linken Donauufer in rascher Folge Willendorf und Schwallenbach, nach letzterem die imposante Teufelsmauer; ein Quarzfelsen, der vom Gipfel des Berges geradelinig herab zur Donau läuft, und da er härteren Gesteins ist, aus dem leichter verwitternden Felsen immer mehr hervorwächst und wie eine Mauer anzusehen ist. Die Sage behauptet auch, der Teufel habe dort den Strom abmauern wollen, woran er aber verhindert wurde und sein Werk nur halbvollendet verlassen mußte. Vorbei fuhren auch hier die kaiserlichen Schiffe. Da grüßte vom linken Stromufer die eben vollendete stattliche Veste Hinterhaus von einem Rebenhügel hernieder, um den der Marktflecken Spitz einen Kreis schließt, während rechtsufrig das langgestreckte Arnsdorf mit seinen weißen Häuserzeilen in Sichtweite kam. Weiter zogen, die herrliche Wachau entlang, des Rotbarts Schiffe, bei St. Michael und Wösendorf vorbei, um das stolze Weißenkirchen im Fluge vorüberziehen zu lassen, bis wieder ein tausendzackiger Felskegel trotzig dem Strome sich enthub, der die stolze Kuenringerfeste „Dürrenstein", dieses Juwel der Donaukrone, dem Kaiser vor Augen stellte. Ob es sich der Kaiser wohl träumen ließ, daß kaum vier Jahre später auf jenem Adlerhorste der anmaßende König Albions, Richard Löwenherz, als Gefangener seufzen werde? Doch unaufhaltsam weiter glitten gleich Schwänen auf spiegelglatter Flut die kaiserlichen Schiffe aus diesem stolzen Stromtore, das die Wachau beschließt, heraus, um wieder in niedrigeres Hügelland mit vorgelagerten Auen hinauszulaufen, dem bald wieder Inseln und Auen folgen werden. Dürrenstein gegenüber wies sich der uralte Ort Rossatz, ein alter Allodialsitz, der aber schon zu des Rotbarts Zeiten kein solcher mehr war, da durch die berühmte goldene Bulle vom 17. September 1156 alle reichsunmittelbaren Güter unter die Lehenshoheit der Babenberger gestellt wurden. Bald erschienen die Städte Krems und Mautern und dann am rechten Ufer die alte Stromburg „Holonpurch" (Hollenburg).

Krems ist ein uralter Handelsplatz an der Donau mit Stapelrecht und hatte sogar in früheren Zeiten das Münzrecht, doch konnte es gegen die weit günstigere Lage Wiens nicht im Wettbewerbe mit der Donaumetropole den Vorrang behaupten, trotzdem es aus politischen Gründen von den Landesfürsten öfters Privilegien erhielt, welche es gegen Wien begünstigten.

Doch auch hier war kein Bleiben. Die Kaiserschiffe fuhren vorbei an Traismauer und Tulln, zwischen dichten Auwaldungen — auch hier seit alters „Prater" genannt, und manch gelangweilter Reiher, manch braunäugiges Reh lugte den Kaiserschiffen nach, die so majestätisch dahinglitten.

Wieder huben sich rechtsufrig Berge aus den Auen, und der Grafensitz Greifenstein glänzte von hoher Warte mit seinem Viereckturm nieder zum Strom. Bald wich er zurück, um das Babenbergerstift Klosterneuburg zu zeigen, während linksufrig bereits Korneuburg wieder in den Auen verschwand. Kaum Klosterneuburg im Rücken hob sich der steile Burgfels der alten Markgrafenburg am Kahlenberge (heute Leopoldsberg) empor, dem eine lange Reihe freundlicher Orte folgte, bis endlich im Abendsonnenglanze die herzogliche Haupt- und Residenzstadt Wien ihre Türme über das Auwalddickicht erhob.

Wie Herzog Leopold der Tugendhafte den Kaiser feierlich in Wien einführte und wie die Wiener den Kaiser jubelnd begrüßten, wurde schon an anderer Stelle dieses Buches geschildert und mag hier nur erwähnt sein, daß der Kaiser einige Tage später Wien verließ und zwar mittels Schiffen, um seine Reise über Ungarn nach Konstantinopel fortzusetzen. Da sich die Donaustrecke zwischen Wien und Hainburg mit der Nibelungen-

straße deckt, hätte die weitere Schilderung des Wasserweges nur Wiederholungen von schon Bekanntem zu bieten.

Wie wir aus den vorhergehenden Schilderungen der Kaiserfahrt aus dem Schlusse des zwölften Jahrhunderts ersahen, bestand schon damals eine wohlausgebildete Schiffahrt auf der Donau, welche auf jahrhundertealter selbständiger Erfahrung und einer zunftmäßig organisierten Fergenschaft beruhte. Wir wollen nun sehen, wie weit die Nachrichten über diese Wasserstraße in den frühesten Zeiten zurückreichen.

Schon die älteste Zeit bringt Belege dafür, daß die Donau mit Schiffen befahren wurde, wozu wohl als ältestes Beispiel die griechische Argonautensage — die bekanntlich auf weitvorgeschichtlichen Erinnerungen beruht — dienen kann. Jener Sage gemäß steuerte Jason seine „Argo" (Arche, Schiff) vom Schwarzen Meere donauaufwärts bis zur Draumündung, dann diesen großen Nebenfluß der Donau wieder gegenstroms, in der Hoffnung, irgendwo einen Ausweg in die Adria zu finden. Haben wir hier nur einen Bericht über eine Entdeckungsreise der Griechen vor uns, so liegen aber noch manch andere Zeugnisse für die Donauschiffahrt frühester Zeiten vor. Die Donau-Germanen des Ostarlandes befuhren schon seit Urtagen, lange Zeitläufte bevor sie es dulden mußten, daß der Römer seine Liburnen auf dem Strome kreuzen ließ, die Donau, wie solches nicht nur die Rune (Symbol, Heilszeichen) ihrer Wassergöttin „Isa" bezeugt, welche ein Schiff darstellte, welche Göttin gerade an unserer Donau eine ihrer berühmtesten Heilsstätten besaß, sondern noch viel mehr die Mythologie der Donaudeutschen, welche sich in den uralten Fergengebräuchen an der Donau erhalten hat, die so viele ausgesprochen altheidnische Erinnerungen bewahrten, welche nur durch jahrhunderte, vielleicht jahrtausende altes vorchristliches und vorrömisches Brauchtum sich begreifen lassen. Die vielen Stromgötter der Donaugermanen, deren verschiedene Halgadome wir durch die „Barbarossareise" kennen lernten, welche je dem Charakter des Stromes angepaßt männlich oder weiblich, freundlich, launenhaft, schrecklich und selbst toddrohend sich gaben, immer aber Bezug zur Schiffahrt bekunden, zeugen mit unwiderleglicher Bestimmtheit für eine starke, weite Länder umfassende Handelsschiffahrt auf unserem Strome, welche sich in weit, weit vorrömischer Zeit nicht nur entwickelt, sondern sich auch betätiget hatte.

Auch die Römer pflegten die Donauschiffahrt, und hatte der Präfekt ihrer Donauflotille anfänglich in Carnuntum und nach dessen Zerstörung (375 nach Chr.) in Vian (Vindobona) seinen Sitz, ebenso war ein solcher zu Arelate, dem heutigen Pechlarn an der oberen Donau. Die Römer sahen mit bornierter Vornehmheit auf die scheinbar so plumpen Flachboote der Donaufergen herab, und bauten, wie sie es von der See her gewohnt waren, nur Kielboote, aber keine Chronik meldet von Erfolgen derselben, wohl aber davon, wie sehr sie die plumpen verachteten Fergenplätten gefürchtet hatten, denn die stehende Bedingung aller Friedensverträge mit den linksufrigen Donauvölkern, den Markomanen, Quaden, Goten und Jazygen, besteht in dem Verbote Schiffe zu bauen und mit solchen die Donau zu befahren. Die stete Erneuerung dieser Bedingungen ergibt, daß sie seitens der Donaugermanen niemals erfüllt wurde. Hatte doch die Donau Schlupfwinkel genug, um Schiffe verborgen zu halten, um mit denselben im gegebenen Momente hervorzubrechen und den stolzen aber unbeholfenen Liburnen ein Schnippchen zu schlagen. Ein klassisches Beispiel über Donauschiffahrt aus der letzten Zeit der Römerherrschaft an der Donau, in der Mitte des fünften Jahrhunderts, zu Lebzeiten des heiligen Severin, bietet die „Vita santi Severini" des Abtes Eugippius, eines Zeitgenossen des Heiligen. Da wird des steten Schiffsverkehrs und zwar durch Handelsschiffe als etwas ganz Selbstverständlichem Erwähnung getan. Es wird darin nämlich erzählt, wie gelegentlich einer Hungersnot in Favianis (heute Mautern an der Donau), nachdem der Strom eisfrei geworden war, Getreideschiffe vom Inn die Donau herabgefahren kamen und bei Favianis angelegt hatten, wodurch die Hungersnot beendet war. Hier haben wir schlicht und unwiderlegbar die stetige Handelsschiffahrt auf der Donau im fünften Jahrhundert unserer Zeitrechnung bewiesen, denn die Schiffe wurden als „fällig" nach dem Eisfreiwerden des Stromes erwartet. Es war also kein zufälliger Transport, sondern langgewohnte Schiffahrtsverbindung. Ebenso sahen wir schon im Nibelungenliede des Fergentumes als eines durch lange Praxis entstandenen und gepflegten hochangesehenen Berufes Erwähnung getan und diesen sogar in uralten Ortenamen, z. B. Vergen, das heutige Pföringen in Bayern u. a. festgelegt.

Der ländergierige Frankenkönig Karl, sonst auch der Große beigenannt, heerfahrtete beiderseits der Donau auf dem Landwege gegen die Awaren, trotzdem begleiteten aber auch Schiffe donauabwärts seinen Zug. Wahrscheinlich vermochte er nicht so viele Schiffe aufzubringen, besonders aber nicht so viele geschulte Fergen zu finden als nötig gewesen wäre, um sein Heer donauabwärts zu führen. Aber schon die späteren römisch-deutschen Kaiser befuhren zu wiederholtenmalen die Donau zu Schiffe, ja sie bildete zur Zeit der Kreuz-

züge so recht eigentlich die Kreuzheerstraße; so die Fahrten der Kaiser Heinrich III. 1045, Konrad III. 1147, Friedrich Rotbart 1188, u. a. Als Handelsstraße trug die Donau die Handelsschiffe der Kaufherren von Regensburg, Passau, Krems und Wien, und manch Strandräuberstücklein ist in den Chroniken zu lesen. So konnte Friedrich der Streitbare den stolzen widerspenstigen Kuenringer Hademar nur durch eine Kriegslist gefangen nehmen. Der Herzog rüstete in Passau ein Schiff aus, das mit Kisten und Fässern schwer beladen war. Aber in den meisten Kisten und Fässern steckten handfeste Reisige. Hadmar von Kuenring zwang bei Aggstein das Schiff — der Maut wegen — zu landen und ließ durch seine Knechte den reichlich sich zugemessenen Zoll auf seine Burg bringen. Er selber stöberte noch in den Waren herum, da wurden die Taue losgeworfen, die versteckten Mannen brachen aus ihren Verstecken hervor, überwältigten Hadmar und führten ihn gebunden, angesichts seiner ratlosen Mannen, nach Wien. Der Herzog setzte Hadmar gefangen und unterhandelte mit dessen Bruder Heinrich, der zu Weitra sich aufhielt, über die Bedingungen der Freilassung des Hadmar, welche erst erfolgte, als alle Bedingungen des Herzogs erfüllt waren und beide Brüder Urphede geschworen hatten, wonach sie wieder zu Gnaden aufgenommen wurden.

Welchen Reichtum aber jene „silberne Straße", wie Kaiser Maximilian I. die Donau nannte, ins Land brachte, das kann noch heute jeder Dampferreisende, der die Donau befährt, unschwer erkennen, wenn er die Uferstädte mit ihren stolzen Zinnenmauern, Wehr- und Tortürmen, prächtigen altdeutschen und gotischen Domen, mit ihren selbstherrlichen Ratshäusern und den wappengeschmückten Patrizierhäusern erblickt, und bedenkt, daß diese verhältnismäßig kleinen Gemeinden von nur wenigen Häusern sich den Luxus solcher noch heute als Prachtbauten bestaunter Baulichkeiten zu leisten vermochten. Wie selbstbewußt steht hier das Bürgertum der kleineren Städte und Märkte, die Kaufherrenschaft der größeren Emporien wie Wien, Krems, Traismauer, Pechlarn und Linz den trotzigen Burgherren gegenüber, die auf unhaltbaren übertriebenen Vorrechten fußend diese mit aller Kraft wahren wollten, aber endlich unterliegen mußten, da sie dem Willen der Zeit, dessen geistige Strömung mißverstehend, sich entgegenstemmten statt diese fördernd mit ihrem eigenen Vorteil in Einklang zu bringen suchten. Den Ausgang jenes Kampfes veranschaulicht nicht minder deutlich eine Donaufahrt von heute: Unten die blühenden Ortschaften mit ihren vieltausendjährigen Namen, oben die zerbröckelnden Dynastensitze in Ruinen. Die wenigen Burgen und Schlösser, die noch heute unter Dach und Fach stehend bewohnt werden, sind längst nicht mehr als Burgen zu betrachten sondern sind weiter nichts mehr als — Villen. Damit sei kein Stein auf den burgherrlichen Adel geworfen! Es ist vielmehr tief zu beklagen, daß er seine ihm vorbestimmte Führerrolle, sein armanisches Erbe für ein Linsengericht hingegeben, für augenblicklichen rasch verflüchtigenden materiellen Vorteil, dem er zu gierig nachjagte, seine ethische Aufgabe verkannte und seinen geistigen Vorteil preisgab. Auch das im Siege gebliebene Bürgertum war nicht immer lauteres Gold; es vermehrte sich aus entlaufenen Leibeigenen — Nachkommen einstiger Kriegsgefangener unarischer Abstammung — und verschuldete dadurch ein Verderben der Rasse und damit eine Vernebelung rassischen Fühlens, Denkens und Handelns, das der mehr rassenreine Adel denn doch länger bewahrte und in seinen Edelgeschlechtern für die Zukunft ein Reservoir zur Regenerierung einer neuen Glanzperiode einer Edelrasse bewahrt, welche aus Genealogie und Genialität entsprießen wird. Auch das hier Gesagte läßt sich beweisen. Man nehme den nächstbesten Adressenschema vor; ob von Wien oder Graz, Berlin oder München, und vergleiche die Familiennamen. Da haben wir die Namen des Uradels, die immer etwas sagen (der Briefadel kommt hier nicht in Betracht), dann die sprechenden Namen alt-arischer Bürgergeschlechter, die ebensogut sind wie jene des Uradels, denn beide sind gleichalt und weit älter als die Begriffe „Ur-, Hoch- usw. Adel", beide sind gleichen Ursprungs und deuten auf ariogermanische Abstammung und damit Nachkommenschaft von der autochtonen Urbevölkerung Ariogermaniens, zum Teil sogar des Ostarlandes selbst. Dann kommen die anderen Namen (leider auch mit Adelsprädikaten verschiedenen Ranges), die sofort als neue erkennbar sind, indem sie nach Gewerben, Hantierungen, Spottbezeichnungen usw. sich einteilen lassen, woran man unschwer erkennt, daß der Erste, der diesen Namen führte und weitervererbte, eigentlich ein Namenloser, folglich ein Zugewanderter war, der in irgend einer Stadt Zuflucht fand, nachdem er seinem Herrn entflohen war. Diese Spaltung in der Bevölkerung der Städte, die sich durch die Bezeichnung: „Patrizier" oder „Geschlechter" und „Spieß"- oder „Pfahlbürger", wohl auch als „behofte" und nur „behauste" Bürger erkennbar macht, wiederholte nun in den Städten selbst den Interessenkrieg, der zwischen Burgherrn und Städten vordem tobte, indem sich die niederen Stufen der Bürgerschaft gegen das Patriziat erhoben und oft genug im Siege blieben. So verlor Wien sein Patriziertum, das vollständig in diesen Fehden aufgerieben wurde; ja der Pöbel brachte

es sogar so weit, daß der patrizische Bürgermeister Konrad Vorlauf enthauptet und ein Bürgermeister aus seinen Kreisen auf dessen Stelle erhoben wurde. Freilich dauerte dessen Herrlichkeit nur wenige Monate und patrizisches Regiment übernahm notgedrungen wieder die Agenden der Stadtverwaltung, aber die Wunde war geschlagen und vernarbte nur schwer.

Diese sozialen Reibungen sind so alt als die Menschheit selbst, und die Edelrasse wird immer so lange im Nachteile stehen, bis nicht rassenpolitische Erkenntnis die geistig höherentwicklungsfähige Edelrasse ihr geistiges Machtübergewicht über die rein materielle Interessensphäre der niederen Rassen und Mischrassen ausüben lernt, und damit nicht die Herrschaft sondern die planmäßige Lenkung der breiten Volksschichten dauernd übernimmt. Nicht der Parlamentarismus und nicht der Absolutismus können diese Aufgaben der Zukunft erfüllen, sondern eine regenerierte Aristokratie, die aus Genealogie und Genialität sich neu gebiert.

Wien war infolge seiner günstigen Lage nicht nur bald die größte, reichste und schönste Stadt Österreichs geworden, so daß schon im Jahre 1203 Herzog Leopold VI., der Glorreiche, in einem Brief an den Papst über Wien schreiben konnte, „daß Wien nach Köln am Rhein die vornehmste Stadt sei, die der schönen Lage und der vielen Einwohner wegen keine ihresgleichen in ganz Deutschland habe." Auf diesen Reichtum pochend, war Wien auch zuweilen — ob mit Recht oder Unrecht sei hier ununtersucht — nicht immer so gefügig, wie es die Landesherren gerne gesehen hätten, und da wurden öfters Versuche gemacht, um Wien nicht allzu mächtig werden zu lassen, andere Städte auf Kosten Wiens zu heben, so z. B. Krems und Wiener-Neustadt, aber diese Versuche schlugen immer fehl, denn trotz allen Privilegien und Bullen konnte man den wettbewerbenden Städten denn doch nicht auch die günstige geognostische Lage verleihen, die man Wien nicht nehmen konnte. Und diese günstige geognostische Lage bestand — und besteht auch heute noch — in dem Umstande, daß auf dem Punkt, auf dem Wien steht, alle natürlichen Bodenverhältnisse die Entstehung von Straßen bedingten und sie zwangen hier wie in einem Brennpunkte sich zu vereinigen. Die Straßen, welche Westeuropa mit Osteuropa und dem Oriente verbanden, haben wir in der Donau, dem einzigen Strome Europas, der östliche Richtung einschlägt und welche nach der Wolga der mächtigste und überhaupt der reißendste Strom des Kontinentes ist, sowie in der „Nibelungenstraße" kennen gelernt, welch' letztere am rechten Donauufer laufend vielfach den Weg kürzt, immer bestrebt, die Sehnenlinie bei großen Stromkrümmungen zu gewinnen. Aber diese beiden Straßen sind noch lange nicht alle, welche das schicksalgesegnete Österreich seit Urtagen durchziehen und sich in Wien treffen, beziehungsweise kreuzen. Die wichtigste dieser Welt-Handelsstraßen seit Urtagen ist nun die uralte „Bernsteinstraße", welche von Italien hinauf nach dem „mare Germanicum", dem „germanischen Meer", das wir heute nur allzu bescheiden die „Nordsee" nennen, und nach dem „mare Suevicum", dem „schwäbischen Meer", das wir nicht minder allzu bescheiden heute als „Ostsee" ansprechen, geleitete. Diese Bernsteinstraße verfolgte ungefähr dieselbe Richtung, welche heute die Trace der Südbahn einhält. Sie lief von Rom nach Aquileija, von dort über den Karst nach Laibach, Graz über den „Semitirich" (Gemsenbereich, heute Semmering) längs der vulkanischen Spalte am Fuße der Gebirge geradenwegs nach Wien. Von hier aus in beinahe gerader nördlicher Richtung über Wolkersdorf, Zistersdorf, Nikolsburg, von wo aus die Straße sich gabelte und in nordwestlicher Richtung dem mare Germanicum, in nordöstlicher Richtung dem mare Suevicum zustrebte, welche sich später aber wieder teilte, um in östlicher Richtung weiterzuziehen. Auch die erste nordwestliche Straße gabelte sich dort, wo sie die Elbe erreichte, um dieser folgend zum mare Britanicum zu führen. Die Endpunkte dieser Straßen von West nach Ost gerechnet waren: das alte „Hammenburg" (Hamburg) am mare Britanicum; „Rethra" am mare Germanicum (heute Röbel am Müritzsee); Jumneta, Julin oder Vineta (bei Stettin) am mare Suevicum; und Kiew, die „Mutter der russischen Städte", nebst Schitomir (Scythenmeer) im fernen Rußland.

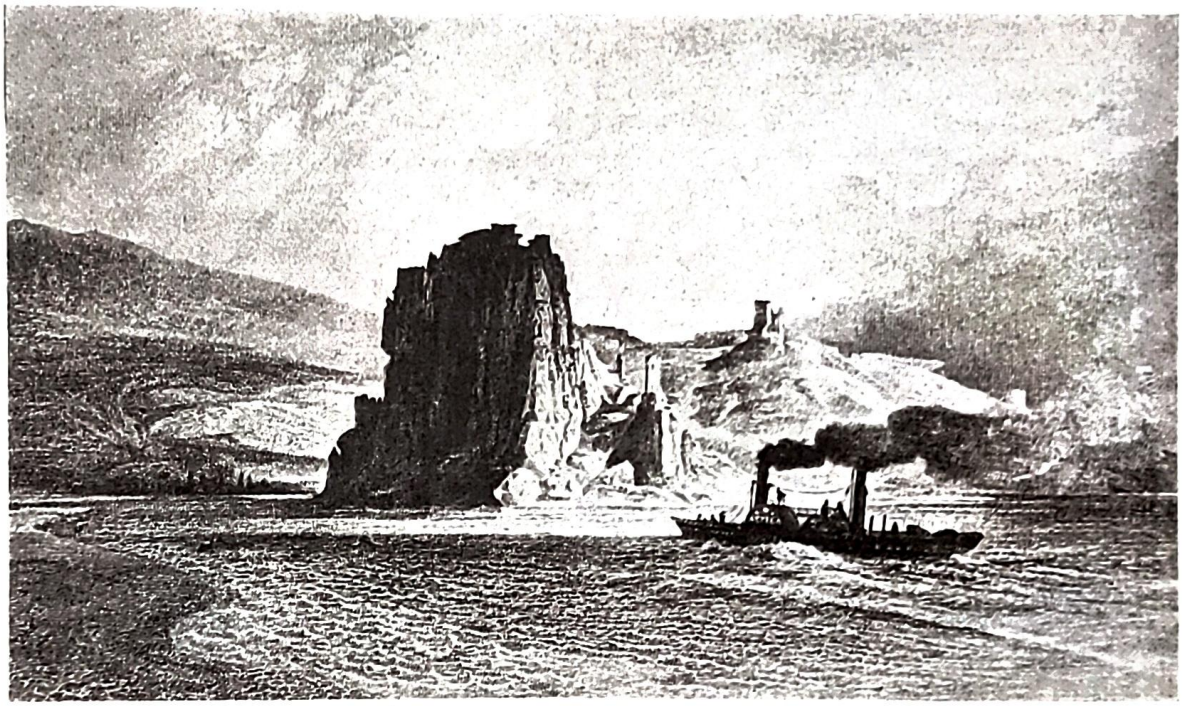
Nur so nebenbei mag erwähnt sein, daß Jumneta, das sagenumsponnene Vineta, wirklich bestand, und welche von Adam von Bremen († 1075) die größte aller europäischen Städte genannt wird: „Sie ward reich durch die Waren aller Nationen und besitzt alle möglichen Annehmlichkeiten und Seltenheiten." Ebenso war das alte, schon im Nibelungenliede genannte Kiew mit Wien in direkter Handelsverbindung.

Aber noch andere kaum minder alte und minder wichtige Straßen führten nach Wien, so der alte Straßenzug durch das Kamptal, die „Horner-Straße", und jene durch das Kremstal über Gföhl usw., welche über Böhmen nach Deutschland führten. Ebenso verästelte sich südwärts von Wien die alte Bernsteinstraße bei jedem sich öffnenden Tal, wie bei Mödling, Baden, Wilfersdorf usw. Und alle diese Straßen sammelten sich — wie die Quellbäche eines Stromsystems, wie diese Ströme selbst im Meer — in einem Mittelpunkte

und dieser eine Mittelpunkt bot die Stelle, an der Wien entstehen mußte, und zwar schon in Urtagen entstehen mußte, denn jener Sammelpunkt des Welthandels bedurfte eines Warenumschlagplatzes, eines Stapelplatzes und solch ein Stapelplatz ist die Grundbedingung für ein reiches Emporium, und dieses Emporium wurde Wien. Ein solch reiches Emporium wie Wien es werden mußte, Dank seiner Lage, strahlt aber wieder seinen Reichtum über das Gebiet aus, das es als Hauptstadt beherrscht, und dieses Gebiet wächst mit der Hauptstadt und wuchs mit Wien vom kleinen Ostarland zur sich größernden Ostmark, zum Ostarichi der Babenberger bis zu dem mächtigen Österreich der Habsburger. Und so sehen wir an alten Spuren, wie Bauten und Kunstobjekten, ebenso wie an zeitgenössischen Einflüssen in ganz Österreich es deutlich erkennbar, wohin die Habsburgerstadt Wien ihre Reichtumsstrahlen ausgesandt und noch aussendet, Reichtum und Wohlbehagen verbreitet, während dort, wo diese Strahlen nicht hindringen können, auch sofort bescheidenere Verhältnisse, ja geradezu Armut sich bemerkbar macht. Das uralte Habsburger Wien gleicht eben der Sonne, in deren Strahlen alles grünt und blüht, während an den Schattenstellen nur kümmerlicher Graswuchs und kaum der zu gedeihen vermag.

Da wir hier in großen Zügen die alten Handelsstraßen Österreichs gezeigt haben und sahen, daß Kaiser Maximilian I. die Donau als die „silberne Straße" bezeichnete, so ist es naheliegend, auch der Münzverhältnisse zu gedenken, mit welchen die Handelsherren der alten Zeit zu rechnen hatten. Wie sehr gerade die österreichische Münze, oder wie man sagte, das „Österreichische Pfund" wertbestimmend war, erhellt daraus, daß heute noch der englische Münzfuß nicht nur in der Benennung der einzelnen Münzsorten, sondern selbst als Währung noch österreichischen Namen trägt, nämlich „Liver sterlin", d. h. Pfund (Oe.) sterlin (-g). Wenn wir aber den Wert der damaligen Münzen unter sich und mit heute vergleichen, so ergibt sich die bemerkenswerte Tatsache der zunehmenden Entwertung des Geldes, welcher durch die Jahrhunderte zu folgen höchst lehrreich ist. Die Ausmünzung war auf der Wiener Mark begründet im Gewichte von nicht ganz 281 $^1/_2$ Grammen, und da 500 Gramme Feinsilber 90 Kronen betragen, so galt die Wiener Mark nach heutigem Werte berechnet 50 Kronen 64 Heller.

Die allgemein übliche Rechnung erfolgte nach Pfennigen (denarus = ₰), von welchen 30 einen Schilling (solidus = β) und 240 ein Pfund (talentum = Pfd.) betrugen. Geprägt wurde nur der Pfenning und der Halbpfenning oder Hälbling und der Schilling. Das Pfund wurde nicht gemünzt sondern war nur



Die Burg Theben — Grenze zwischen Österreich und Ungarn, um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Nach einem Aquarell von R. Alt.

Rechnungsbegriff. Goldmünzen wurden in Wien selten geprägt, da das Land keine Goldbergwerke besaß; doch gibt es solche von den Herzogen Albrecht II. und Rudolph IV. Die kleine Rechnung des täglichen Verkehrs bewegte sich nur in Pfenningen, welche zugezählt, bei größeren Summen aber zugewogen wurden, was man „Aufzahlmark" nannte, und froh war, wenn diese „Aufzahlmark" notdürftig mit der Stückzahl stimmte, da die Münzen sehr ungleich an Gewicht waren, infolge der noch sehr mangelhaften Herstellung derselben. Man behalf sich daher mit Zahlen, welche diejenige Menge der Pfenninge andeuteten, die erfahrungsgemäß dem Werte einer Mark feinen Silbers entsprach. So rechnete man in der zweiten Hälfte des XIII. Jahrhunderts gewöhnlich 1 $^1/_2$ Pfd. oder 360 ₰ auf die feine Mark; 1298 schon 400; 1305 bereits 408 usw. Im großen Verkehr der Handelsherren wurden auch, je einem vorher getroffenen Übereinkommen entsprechend, die Summen nach „Gewichtsmarken" — des urkundlich erwähnten „Wiener gewegens" — zugewogen und noch häufiger lauteten die Urkunden auf zugewogenes ungemünztes feines Silber. Zur Vergleichung mag die nachfolgende Tabelle von Nutzen sein:

Jahr	₰		ß		Pfd.		gehen ₰ auf eine Mark
	Kr.	hell.	Kr.	hell.	Kr.	hell.	
1250—1282	—	14.6	4	38	35	4	360
1298	—	12.66	5	80	30	40	400
1305—1350	—	10.54	5	16	25	28	480
1380—1390	—	6.18	1	85.4	14	83.2	818
1399	—	7.10	2	13	17	04	711 $^1/_9$ (Münzreform)
1460	—	4	1	20	9	60	1280 (Schinderlinge).

Durch fortwährendes Verschlechtern des Feingehaltes der Münzen wurde deren stete Entwertung bedingt, so daß das Volk den Pfenningen um 1460 bereits den bitteren Spottnamen „Schinderlinge" beilegte. Erst unter Kaiser Maximilian I. wurden auch die Münzverhältnisse geregelter und nähern sich mehr und mehr, schon durch die fortschreitende Verbesserung der Prägetechnik bedingt, modernen Begriffen.

Doch kehren wir wieder zur Donau zurück. Zwei Reiseberichte sind uns erhalten, die es zeigen sollen, wie in späteren Tagen auf der Donau gereist wurde. Der erste entspringt dem Tagebuche des Paters Reginbald Möhner, Benediktiners von St. Ulrich zu Augsburg, den sein Abt, weil das Kloster vom Feinde stark gelitten hatte, mit etlichen Konventualen auf Reisen schicken mußte, um anderswo ihr Glück zu suchen. Es seien hier nur einige Tagebuchblätter ausgezogen, die für sich selbst sprechen sollen: „A. D. 1636, 9. Augusti. Setzte ich mich (in Linz) auff ein Schiff worauff 2 kayserliche Furtenschreiber und 2 Studiosi sammt mehr andern Leuthen gefahren. Wir fueren die Thonauw hinab neben Steireckh ein Schloß, so vor diesem den Herrn Jörgern, jetzo aber dem Stiffte Passauw gehörig. Luftenberg ein Schloß, Spielberg ein Schloß denen von Scharffenberg zuständig, durch den Neubruch und Heßgang 2 gar gefährlich Orth des Wassers — usw. Grein, welches damals der letzte Graf von Meggauw besessen. Allda fündt wir außstiegen. Ich und gedachte 2 Schreiber seyndt von dem Herrn Graffen zur Taffel beruffen worden. . . . . Nach dem Mittagessen setzten wir uns samentlich wiederumb in das Schiff; es stiegen noch zu uns ein Soldat von Raab, der zue Fiessen (Stadt Füssen in Bayern) im Allgäu in seiner Heimat gewesen, ein Schuelmaister, beede Geiger, welche uns dapfer aufspielten und ein Messerschmiedgesell, welcher vielguette Bossen machte. Wir schifften durch den Strudel und Würbel, 2 gar gefährlich Wasserorth glücklich . . . . . und khamen Abents zue Ips an. Ips ist ein Schifflende und allda ein Mauth. . . . . Wür waren des Nachts in dem Würthshauß lustig beisammen. Nach miter und ganz finsterer Nacht hörete ich ein groß Geschrey, als wann eine „Hohenauw" (Schiffzug) hinaufffahren dhete. Fragte derwegen morgens, ob man bei so finsterer Nacht auch fahren künde, bekhame aber die Antwort, daß es Teuffelsgespenster seien." 10. Augusti. „Stigen wir bei Zeitten in unser Schiff. Fuhren . . . . . Schönbichl ein Starnbergisch Schloß. Dabey nit weit, gleich an dem Wasser ein zierlich wohlerbautes Lustschloß, welches wegen insitzender Teufflen nit kann bewohnt werden. Spitz usw. Stein ein Statt allwo die Schiffleuth wegen der Mauth anlegen muessen. Die 2 Studiosi,

welche mit mir zue Linz auff das Wasser seyndt gesessen, stiegen alsobaldt an das Landt und wurden gleich von den Soldatenwerbern anbackt. Als ich's gesehen, stiege ich auch aus dem Schiff und begehrte, man soll sie als meine Diener mit Frieden lassen. Machte sie also wiederumb los, sie khamen aber bis auff Wien mir nit mehr von der Seiten. Wür assen auff dem Schiff und vermeynten disen Tag noch biß auff Kloster Neuburg zu khomen; weilen sich aber die Schiffleuth in Stein vollgesoffen und nit mehr kunten, gingen wür in die Stadt Crembs zue Nacht in dem Würthshauß." So erreichte unser gemütlicher Pater am 11. Augusti A. D. 1633 ohne weitere besondere Umstände Wien noch bei scheinender Sonnen aber schon verschlossenen Stadttoren, die sich ihm aber infolge seines Ordenskleides öffneten, ebenso auch seinen beiden Schützlingen, den Studenten, die sich auch hier noch für seine Diener ausgaben.

Wie anders lautet dagegen der Bericht über „die höchstvergnügliche Raiß" des Kurfürsten Karl Albrecht von Bayern nach Melk, aus dem Jahre 1739. Er hatte ein Gefolge von 216 Personen (die Fergen nicht mitgerechnet) und ein Konvoi von vierundzwanzig Schiffen. Den Schiffspark bildete 1. Das „Erste Leib Schiff", das vier Zimmer enthielt; 2. das „Zweyte Leibschiff" umfaßte deren fünf. Diese beiden Leibschiffe wurden „aussenher nach der Chur-Bayrischen Liverey blau und weiß angestrichen, ferners auch ein jedes mit 20 Fensterstückchen versehen; dann vor und rückwärts in Fronti Spicio mit einer Löwen Statua in Lebensgröße, item oben auff den Altanen eines wie das andere in seiner Außtheilung mit 18 weiß und blauen Taffeten der grösseren Flaggen versehen (indeme zu weiteren Gebrauch den in Allem 78 und etwas kleinere von Senol (Zündel) 36 mueßten beigeschaffet werden). Wohingegen die churfürstlichen Zimmer mit sehr prächtigen Tapeten von Damasc und Procadell und dann anderen dergleichen Meublen nach aller Bequemlichkeit auff das Herrlichst außgerüstet. Beynebens diese auch mit schönen Sesseln und Commod-Kästen umbstehlet und in denen Schlaffzimmer Pöther (Betten) vorbereithet wurden deren Pöth-Statten mit roth Damascenen und mit Goldleich verzierten Füerhängen umbkhlaidet gewest. Die pänkhe (Bänke) deren Anti-Cameren mit mehreren Damascenern-Küssern (Kissen), volglich auch die Zimmerpöden mit Fueßtüchern (Teppichen) überlegt." 3. Das „Tafel-Zimmer-Schiff." „Wo auch täglich auff denen Decenter errichtet gewesten 3 Veldt-Altären, die heilig Messen, wozu die Schiff jederzeit alle geländet, durch die H. H. P. P. Beichtväter gelesen wurden." Dieses Schiff, auf dem stets die Hoftafel abgehalten wurde, war ebenfalls höchst prunkvoll ausgestattet. Die weiteren Schiffe waren: 4. Damenschiff. 5. Ministers- und Kavaliersschiff. 6. Zweites Kavaliers- und Edelknabenschiff. 7. Beichtväterschiff. 8., 9. 10. Offiziersschiffe. 11. Kontrollors-Amts-Schiff. 12. Föhrgadenschiff (Fehrgaden, nämlich Küchenvorratskammer). 13. Soumelier, Tafel-Deckher und Ander Amts-Offiziers-Schiff sammt deren Nothdurften. 14. Hof-Küchen-Schiff. 15. Neben Küchenschiff (Küchenschiff-Nebenbeier). 16. Hof-Keller-Schiff. 17. Mundpöckhen und Pasteten-Kochs-Schiff, worauff ein großer Pack-Ofen (Backofen). 18. Hof-Liverey-Schiff. 19. Gemeine Dienerschiff und Corps de Garde. 20. Wagenschiff, worauff 10 zwei- und viersitzige Geföhrter und brand Lards (Sänften). 21. Holz- und Kohlenschiff sammt allem Gefligel. 22. Des Churfürstl. Leib-Schiffmaisters eigen Schiff, zu dessen Nothturften. 23. Proviant- und Fouragen-Schiff für die Schiffleuth und ihre Pferd. 24. Schiff zur Aufbringung der Kammergülter und unterschiedlicher Instrument zur Music sambt andern Nothdurften und schweren pagage. Außer diesen 24 schweren Plätten waren noch verschiedene kleine Nebenbeier (Beischiffe) dem Zuge eingefügt. Am 17. Juni 1739 begann diese „höchst vergnügliche Raiß" von der bayrischen Stadt Wasserburg am Inn nach dem Kloster Melk, wo die „Armada" schon am 20. Juni, also nach vier Fahrtagen landete, während die Rückfahrt nicht weniger als zweiundzwanzig Tage bedurfte. Über den schier fabelhaften komplizierten Zeremoniendienst, den fürchterlichen Schwarm des hochfürstlichen Reisegefolges mit seinen Würdenträgern, Kavalieren, Offizieren, Damen, Mägden, Menschern, Dienern, Dienersdienern und Dienersdienersknechten, der nach modernen Begriffen diese „höchst vergnügliche Raiß" als äußerst ungemütlich erscheinen läßt, wollen wir weiter nichts berichten, sondern zum Schlusse noch einen kurzen Blick auf das Kriegsschiffwesen der Donau werfen, das so gut wie unbekannt ist.

Der römischen Kriegsflotten wurde schon gedacht, ebenso jener des Frankenkönigs Karl, beigenannt der Große. Die ersten Nachrichten von Kriegsschiffen auf der Donau stammen von 1427, in welchem Jahre der Ungarkönig Sigismund die türkischen Schiffe verbrannte. 1457 schlug Hunyady und Johann Capistran ebenfalls die türkische Flotte von 200 Schiffen, die sie verbrannten. Ebenso Mathias Corvinus 1477 und der Serbenfürst Paul Brankowicz 1481. Kaiser Maximilian I. baute am untern Werd in Wien das „Römisch Kaiserliche Streit-Schiff-Orsinal" (Arsenal), dessen Schiffe die 400 türkischen Schiffe

(Naſſarn), die 1529 nach Wien kamen, der öſterreichiſche Admiral Corporan auf deren Rückzuge vernichtete. Kaiſer Ferdinand I. reorganiſierte die Donauflotte, baute ein neues Streitſchiffarſenal in die Ringmauern Wiens ein, deſſen Baulichkeiten ſpäter zur Militär-Brot-Bäckerei dienten und erſt im Jahre 1862 verſchwanden. Sie ſtanden dort, wo ſich heute das Börſengebäude und der Börſenplatz befinden. 1537 war der Bau vollendet und 1549 war folgender Schiffspark vorhanden: „Ain groß Barboten", „Ain große Füſſen", „Drey kleine Barbotenſchiff", „Fünf Brigantin", „Zwey Barcalonya", „Vier Riffornelle", „Vierundzwanzig Naſſarnſchiff". Damals wurde auch dem öſterreichiſchen Fahneneid die noch heute übliche Klauſel „zu Waſſer und zu Land" eingefügt. Nach der zweiten Türken-Belagerung Wiens (1683) wurde der Schiffspark um vierzig neue Schiffe vergrößert. 1716 war ein beſonders großes Kriegsſchiff „Santa Maria" fertig geſtellt worden, das 133' lang und 28' breit war, dem bald mehrere ähnliche folgten, die aber unter Kaiſer Karl VI. verloren gingen, worauf die Flotte ſich nicht mehr erholte, bis ſie unter Kaiſer Joſeph II. aufgelaſſen wurde. Erſt ſeit etwa dreißig Jahren ſind wieder Donaumonitore unter Dampf in Dienſt geſtellt.

Merkwürdig ſind die Berichte, welche das öſterreichiſche Kriegsarchiv über verſchiedene „Schiffserfinder" bewahrt, von welchen hier nur jener über das erſte Dampfſchiff, das unter Kaiſer Karl V. die Donau ſtromauf fuhr, Erwähnung finden ſoll.

Im Jahre 1543 legte der Kapitän zur See Vasco de Garay Kaiſer Karl V. eine von ihm gemachte Erfindung vor, um Schiffe aller Größen ohne Ruder und Segel in Bewegung zu ſetzen und beliebig zu ſteuern. Die Hauptbeſtandteile der Maſchine waren ein Keſſel mit ſiedendem Waſſer mit dem an beiden Seiten des Schiffes ein bewegliches Rad in Verbindung ſtand. Dieſe Maſchine wurde mit Erfolg 1543 im Hafen von Barcelona erprobt. Garay kam mit ſeiner Maſchine auch nach Wien und erzielte hier ebenfalls befriedigende Erfolge, indem er die Donau gegenſtroms befuhr. Der Kaiſer war — allen Anfeindungen der neuen Erfindung zum Trotz — von derſelben ſehr befriedigt, und nur die Reformationswirren in Deutſchland trugen die Schuld, daß dem Kaiſer nicht die Zeit blieb, die Erfindung, deren Tragweite er ſehr wohl erkannte, dauernd zu fördern und einzuführen. Er hatte ſich aber den Erfinder geſichert. Er machte Garay ein Geſchenk von 20000 Maravedi (heute im Werte von 15120 Kronen Öſt. Whrg.), bezahlte alle Erfindungskoſten außerdem aus dem Staatsſchatze, erhob Garay zu hohem Range und ließ ihn dauernd ſeine Gunſt genießen. Wie ganz anders benahm ſich der große Habsburger gegen Vasco de Garay als ein Viertelſahrtauſend ſpäter der anmaßende Korſe Napoleon I. gegen Fulton!

Faſt dreihundert Jahre währte es nach dieſem bis im Jahre 1830 der erſte Donaudampfer in Wien anlegte; es war der Dampfer „Nandor" (Ferdinand), der aber nur bei hohem Waſſerſtand ſich nach Wien heraufwagte. Seitdem aber hat ſich die Dampfſchiffahrt längſt eingebürgert, aber die Donau iſt darum doch das geblieben, was ſie ſeit Urtagen war, iſt und immer bleiben wird, die große völkerverbindende Straße zwiſchen Occident und Orient, die gütige Nährmutter Hulda unſeres lieben Wien, unſeres gottgeſegneten Öſterreich, in welchem alle Kräfte zuſammenwirken, es zu ſeinem hohen Ziele, deutſche Kultur nach dem Oſten zu tragen, zu führen; Öſterreich war, iſt und bleibt Deutſchlands Oſtmark durch „Viribus unitis!".

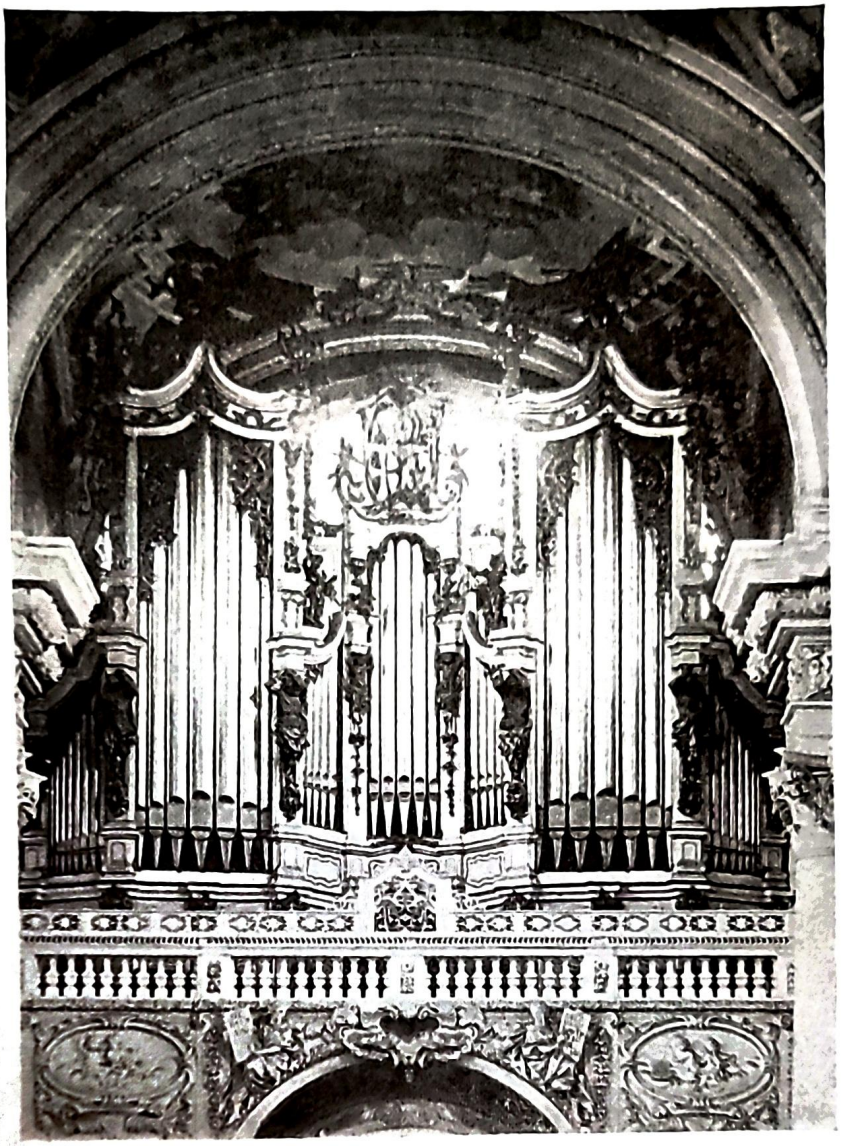
Klöster und heilige Stätten in Österreich.

Hinter dem schützenden Burgenwall, der die österreichische Donaumark gegen Osten hin abschloß, entstanden auf uralten heiligen Kultusstätten die mittelalterlichen Klöster. Die Klöster und die Stifter sind ein Österreich allein eigentümliches Charakteristikum, das daher bei einer Schilderung des Donaureiches nicht fehlen darf. Es haben sich nämlich allein nur in den österreichischen Stammländern die letzten Reste der einst so gewaltigen Stiftsorden der Chorherren, Benediktiner und Zisterzienser in heute noch bestehenden und blühenden Ordenshäusern in größerer Anzahl erhalten. Wir wollen zunächst von der religiösen und konfessionellen Bedeutung der Mönchsorden ganz absehen, da hier erstens nicht der Platz dazu ist, zweitens weil darüber ohnehin so viel dafür und dagegen geschrieben wurde und drittens, weil wir glauben, daß die Klöster in volkswirtschaftlicher, kulturgeschichtlicher und landschaftlicher Beziehung weit besser gewürdigt werden können. Gerade von diesem Standpunkte aus ist man dem Klösterthema selten oder gar nicht nähergetreten.

Der Psalter folgte dem deutschen Kriegsschwert, der Mönch dem Ritter. Das ergibt sich aus einem Blick auf eine Kloster- und Burgenkarte der Ostmark. Die Burgen waren die Frontdeckung, die Klöster die Rückendeckung, was die rauhe Hand des kriegerischen Ritters ausgerodet hatte, das bepflanzte die milde Hand des Mönches mit neuen Schößlingen. Es ist gar keine Frage, daß in der Ostmark die alten Klöster ein Hort und ein Asyl des Deutschtums waren. Äbte und Mönche entstammten wie ihre schönen, echt germanischen Namen zeigen, aus denselben edlen und vornehmen Geschlechtern, die in heißen und blutigen Schlachten Schritt für Schritt das Land den madjarischen und slavischen Eindringlingen abgerungen haben. Alle alten Stifter stehen auf urheiliger Göttererde, an der Stelle alter germanischer Gauheiligtümer.

Es ist ein frommer Arierbrauch, das schönste Stück Land im Gau den Göttern und ihren Dienern zu weihen. Ist dieser Brauch nicht zugleich ein eminent sozialer und volkswirtschaftlicher Brauch? Denn Götterland ist zugleich für ewige Zeiten Volksgut, Gemeingut, öffentliches Gut. Es ist durchaus recht und billig, daß landschaftlich hervorragende Punkte nicht in Privateigentum übergehen, sondern zu Freude und Stolz des Volkes öffentliches Gut bleiben. Hier auf der uralten, geweihten Göttererde suchte man im Bannkreis der von dem Überirdischen ausgehenden Weihe seine letzte Grabstätte, hier hinterlegten Fürsten, Ritter, Edle, Bürger und Bauern ihre Ersparnisse in Form von Gold- und Silbergerät, das in Zeiten der Not eine Art Kriegsschatz war; hier wurde die Geschichte des Landes in alten Pergamentrollen und Büchern unter fachmännischer Aufsicht und meist auch in durchaus gerechtem Sinn aufgezeichnet, hier war die Heimstätte der Wissenschaft, hier waren die Schulen und Erziehungsanstalten des Landes, ja die Klöster waren zugleich die Kriegsschatz-Depots, die Banken, die Archive, die Museen, die Hotels und die Sanatorien — in geistiger und leiblicher Beziehung des Landes. Dabei hatten sie durchaus nicht den öden und nüchternen,

rein geschäftsmäßigen Anstrich, den diese Institute heute zeigen. Vielmehr hatten es unsere Vorfahren verstanden, den Klöstern trotz ihrer äußerst praktischen volkswirtschaftlichen Bestimmung ein künstlerisches Gepräge zu geben. Wer daher je die heutigen österreichischen Stifter der alten Orden besucht hat, der wird, ob er nun Protestant oder Freidenker ist, zugeben, daß unserer Zeit ähnliche Institute mangeln, daß die überstürzte Aufhebung der vielen Stifter in der Revolutionszeit ein volkswirtschaftlicher Fehler war, da an die Stelle der Klöster nichts gleichartiges gesetzt wurde, sondern entgegen manchen modernen Grundsätzen, öffentliches Volksgut gewaltsam und sinnlos in Privateigentum verwandelt wurde, daß man an Glücksritter und Spekulanten Staatsgut verschenkt habe und die Volks-Sparkassen des Mittelstandes, die die Klöster im Mittelalter waren, in ganz unverantwortlicher Weise geplündert habe. Denn man muß nie vergessen, daß die Mönche ebenfalls Söhne des Volkes waren, ja daß sie in der Blütezeit der alten Orden sogar den edelsten und verdienstvollsten Familien des Landes angehörten. Darin liegt nun der heute vielfach gar nicht mehr gewürdigte volkswirtschaftliche Wert der alten Stifter. Die alten Stifter waren für die Söhne und Töchter der edelsten und verdienstvollsten Familien eine Art Versorgungs-Anstalt, die dazu bestimmt waren, den Überschuß der Bevölkerung aufzunehmen und eine ungesunde und degenerierende Übervölkerung zu verhindern. Deswegen auch der volkswirtschaftlich so bedeutsame Zölibat. Die Klöster haben daher in zweifacher Hinsicht äußerst wohltätig gewirkt. Erstens ließen sie verdienstvolle Familien nicht in das Proletariat hinabsinken, sie verhüteten die Zersplitterung von Land und Gut durch die Erbteilung, sie machten die geistigen Arbeiter materiell unabhängig, — ein ähnliches Institut wird man heutzutage vergebens suchen — sie gewährten mit einem Wort dem männlichen Teil der Bevölkerung Ellbogenfreiheit. Jede Arbeit fand ihren Lohn, es war jedem, der ernstlich arbeitete, möglich, mit Hilfe der geistlichen Laufbahn die höchsten Würden zu erreichen. Heutzutage ist das Emporkommen nicht von Arbeit, sondern von Glücksfällen abhängig, meist überhaupt ausgeschlossen. Zweitens nehmen die Frauenklöster den überschüssigen Teil der unverheiratet bleibenden Töchter auf. Das war von weittragendster Bedeutung. Erst seitdem die Frauenklöster auf einmal nach Zehntausenden aufgehoben wurden, gibt es eine Frauenfrage, von der das Mittelalter nichts wußte.



Die Riesenorgel des Chorherrenstiftes St. Florian in Oberösterreich.

Fassen wir nun alles zusammen, so ergibt sich, daß die alten Stifter eine Art volkswirtschaftlichen Ventils waren, daß sie automatisch die Volksbewegung regelten. Sie ermöglichten es, daß der älteste Sohn ein großes

Erbgut bekam, daß er früh und in jungen Jahren heiraten konnte, daß er bei der Eheschließung weniger auf den Reichtum als auf die Schönheit und die züchtigen Sitten seiner künftigen Ehefrau sehen konnte, es wurden daher wirklich die tauglicheren Mädchen geheiratet und Mütter eines schönen und gesunden Geschlechtes. So greifen, ohne daß wir es ahnten, Ritter- und Mönchtum eng ineinander, die Stifter ergänzen die Burgen, keines ohne das andere. Kein ritterliches Geschlecht ohne die zucht-wählerische Einwirkung des Klosterwesens, kein Mönchtum, kein Askese, keine Entsagung ohne das an Entbehrung gewöhnte, höheren idealen Zielen zustrebende Rittertum.

Es ist hier nicht der Raum, zu untersuchen, warum in späterer Zeit die Klöster ihrer hehren und schönen Bestimmung untreu wurden. Die Klöster der neueren Orden haben überhaupt nicht mehr volkstümliche Ziele verfolgt. Der Grund des Verfalles der Klöster war derselbe wie bei dem Untergang des Rittertums. Es ist ja auch begreiflich, daß zwei so wesensähnliche Einrichtungen nur einem und demselben Feind erliegen konnten und dieser Feind waren — die Menschen selbst. Der bessere Menschtyp hatte sich im Rittertum und Mönchtum durch das Zölibat zahlenmäßig zu sehr geschwächt, in Burgen und Klöster drangen dunkle Elemente ein, die von unten her kamen, und diese haben langsam aber stetig Mönchtum und Rittertum unterwühlt und zum Schluß zu Falle gebracht. —

Österreichs Wiedereroberung für das Deutschtum und für das Christentum ging von dem Erzstifte Salzburg aus. Wir beginnen daher am besten unsere Wanderung durch die bedeutendsten Klöster Österreichs von dieser ehrwürdigen Stätte aus.

Das Benediktinerstift St. Peter in Salzburg dürfte wohl die nachweisbar älteste Klosterstiftung Österreichs sein. Kein geringerer als der große Missionär, der heilige Ruprecht († 717), ist ihr Stifter. Der Bayernherzog Theodo hatte dem Heiligen die ganze Umgebung des in Ruinen liegenden Juvavum, 2 Meilen im Geviert geschenkt, dazu kam später von dem Bayernherzog Theodobert ein noch größerer Besitz um Maximilianszelle (jetzt Bischofshofen). Diese beiden Schenkungen bildeten den Grundstock des späteren geistlichen Fürstentums Salzburg. In Salzburg selbst baute Ruprecht eine schöne Kirche, die er (nach St. Peter in Worms) dem Apostelfürsten Petrus weihte. Zwischen der Kirche und den nördlichen Felswänden des Mönchsberges mit seinen Höhlenkapellen errichtete er für sich und seine Genossen ein Kloster. Dem Gebrauche jener Zeit entsprechend, gründete er neben dem Männerkloster St. Peter, das Frauenkloster Nonnberg, dessen erste Vorsteherin sein Base Ehrentrud war. Die strenge Benediktinerregel scheint der hl. Bonifazius um 739 im Kloster eingeführt zu haben und seit dieser Zeit blühte das Stift zusehends auf. Sein Einfluß war um so bedeutender, als der Abt des Stifts zugleich Bischof war. Mit der Zeit erwies sich aber die Verbindung der Bischofs- mit Abtswürde, untunlich und Erzbischof Friedrich I. (958—990) setzte einen eigenen Abt ein.

Das Stiftsmünster von St. Peter, jetzt ein prächtiger Barockbau, ist die altehrwürdige Mutterkirche des christlichen Glaubens und der Kultur für die ganzen Ostalpen. Von hier aus erhielten die dort ansässigen Stämme ihre Apostel. Hier sind die Gräber der ersten apostolischen Bischöfe und Äbte: Rupert, Vitalis Ansogalus, Savalus, Ezzius, Flobrigis und Johannes. Aus den ältesten Resten der Kirche, nämlich vier zum Teil jetzt eingemauerten Säulen zu schließen, scheint sie ursprünglich als Säulen-Basilika erbaut worden zu sein. Die Kirche wurde mehreremale umgebaut, so 877 unter Erzbischof Liupram, 1127 unter Abt Balderich. Dieser schmückte den Eingang des Münsters mit einer prächtigen Pforte, die im Sturze die schöne Inschrift trägt: Janua sum vitae, salvandi quique venite, per me transite, via non est altera vitae. Die letzte und einschneidendste Bauänderung nahm Abt Beda (1750—1785) vor, dem die Kirche ihre jetzige Ausstattung verdankt. Von dem Kreuzgang, der dem XII. Jahrhundert angehört, hat sich an der Nordseite der Kirche nur ein kleiner Teil erhalten. Eine besondere Sehenswürdigkeit ist der idyllische Friedhof von St. Peter. Ein seltener romantischer Zauber lagert über dieser Stätte des Friedens, wo die edelsten Geschlechter des Salzburggaues seit einem Jahrtausend ihre letzte Ruhestätte fanden. Noch zu erwähnen sei, daß der hl. Rupert mit einem Salzkübel dargestellt wird, weil er angeblich die Salzquellen aufgedeckt haben soll. Dies erinnert uns daran, daß man viele Klöster neben Heilquellen gegründet fand. — Die Salzquellen aber sind gleichfalls alte Kulturstätten, wo die Menschen sich mit dieser kostbaren und notwendigen Naturgabe versorgen mußten. An die heilende und belebende Kraft des Salzes glaubt heute noch das Volk und die Riten der Kirche (Taufritus, Salzweihe) nehmen darauf Rücksicht.

Daß die österreichischen Klöster ihren Ursprung auf Bayern zurückführen, ist nicht ganz ohne Bedeutung. Die bayrische Kirche hatte insbesonders unter dem Einfluß der politischen Spannung zwischen den fränkischen Karolingern und den bayrischen Agilolfingern ihre Selbständigkeit als Nationalkirche länger

behauptet, als die Kirchen der anderen deutschen Stämme. Allerdings hat Bonifaz auch die bayrische Kirche insbesonders von Salzburg aus nach römisch-fränkischem Schnitt zu reformieren versucht. Doch konnte diese Reformierung, die starken Widerstand fand, die volkstümlichen, in Land- und Stammesart wurzelnden Grundlagen nicht völlig zerstören, und noch heute haben sich, was vielleicht sehr wenig bekannt sein dürfte, die alten österreichischen Stifter ihre Sonderstellung in der Kirche zu wahren gewußt, sie sind, ohne daß man sich dessen bisher bewußt geworden wäre, Nationalheiligtümer geblieben, Zierden der Landschaft, die man nicht gerne vermissen möchte und um deren anderweitige Verwendung man wohl bei einer Aufhebung in Verlegenheit wäre.

Den partikularistischen und frankenfeindlichen Geist der bayrischen Kirche bringen die berühmten oberösterreichischen Benediktiner-Stifter Mondsee (Lunae lacus von Herzog Odilo und Tassilo 748 gegründet) und Kremsmünster (777 gegründet) zum Ausdruck.

Es ist bezeichnend, daß Herzog Tassilo die ersten Benediktinermönche zur Besiedlung der Klöster nicht aus Franken, sondern aus dem fernen Italien, aus Montecassino berief. Allerdings stand damals Italien unter der Oberherrschaft der mit den Bayern verwandten und verbündeten Longobarden. Mondsee an dem gleichnamigen See herrlich gelegen ist seit 1788 aufgehoben. Tassilos Lieblingsstiftung war jedoch das heute noch blühende Benediktinerkloster Kremsmünster (Cremisanum), das „Heiligtum der Grima". Noch bewahrt das Stift als Andenken an seinen herzoglichen Stifter einen herrlichen romanischen Kelch, den Tassilo-Kelch und zwei Leuchter auf, die zu den schönsten und kostbarsten Überbleibsel der Metallkunsttechnik jener Zeit gehören. Das altehrwürdige Stift, jetzt ein mächtiger barocker Bau mit einer im gleichen Stil gehaltenen zweitürmigen Kirche und einer hochragenden Sternwarte, blickt bereits auf eine 1100jährige Vergangenheit zurück, denn es wurde 777 gegründet.

Nach einer uralten Legende soll der Tod Günthers, eines angeblichen Sohnes Tassilos, die nächste Veranlassung zur Stiftung Kremsmünsters gegeben haben. Günther hatte nämlich mit seinem Vater in dieser Gegend gejagt und war durch einen Eber tödlich verwundet worden. Dort, wo Günther seinen Geist aushauchte, errichtete Tassilo das Kloster. Die Äbte von Kremsmünster waren gar reisige Herren und mancher Ungarnsturm wurde an den Stiftsmauern abgeschlagen. Abt Ulrich III. nahm das Kreuz und begleitete Herzog Leopold VI. den Glorreichen in das heilige Land. Die Stiftsherren zu Kremsmünster haben sich zu allen Zeiten durch ihren Eifer für die Wissenschaft ausgezeichnet. Noch heute unterhalten sie ein Gymnasium und eine vortrefflich geleitete Sternwarte. Hervorragende Männer gingen aus diesem Ordenshause hervor, Bischöfe, Kardinäle, (Kardinal Ganglbauer von Wien), Politiker und Universitätsprofessoren.

In seinen Sehenswürdigkeiten weist das Stift mit Ausnahme des Tassilokelches eigentlich wenig Zeugen seines tausendjährigen Alters auf. Die Kirche wurde in die jetzige Gestalt von Abt Erembert II. (Schreyvogl) 1680 und Alexander II. gebracht. Die Sternwarte, ein mächtiges und umfangreiches, 57 m hohes Gebäude, wurde 1758 von Abt Alexander III. mit einem für diese Zeit kolossalen Kostenaufwand von 100.000 fl. gebaut Eine besondere Sehenswürdigkeit des Stiftes ist ein in künstlerischer Architektonik ausgestalteter riesiger Fischbehälter, der 68 m in der Länge und 31 m in der Breite mißt. — Außer Kremsmünster führt auch das Stift Mattsee seine Gründung auf Herzog Tassilo II. zurück und zwar soll es gleichzeitig mit Kremsmünster um 777 gegründet worden sein. Urkundlich erscheint es jedoch erst 837; Benediktinerstift ist es seit 840 gewesen.

Wie enge Mönch- und Rittertum zusammenhängen, beweist die Stiftung des Klosters Innichen im Pustertal, das Tassilo ao. 769 zur Erinnerung an seinen Sieg über die Slaven gründete. So wie Gott die schönsten Plätze des Gaues geweiht wurden, so wurden ihm auch die besten und wichtigsten Beutestücke nach siegreich geschlagener Schlacht geweiht. So war es fromme Sitte bei unseren Vorfahren. — Eine halbe Stunde seitwärts von der alten Poststraße zwischen Enns und Linz liegt am Abhang eines waldigen Hügels das gewaltige und uralte Chorherrnstift St. Florian. Fromme Legenden erzählen, daß es an der Grabstätte des 304 zu Lorch gemarterten heiligen Florian in uralter Zeit von den Bewohnern gestiftet und reich dotiert, von den Avaren aber zerstört worden sei. Restaurierungen des Klosters fanden unter den Passauer Bischöfen Hartwich (840—866), Adalbert (946—971) und dem hl. Altmann 1601 statt. Dieser Bischof, bekannt durch seine kirchliche Strenge, führte auch die Chorherrnregel in St. Florian ein, oder erneuerte sie wenigstens. Da wir von einem eigentlichen Hauptgründer nichts erfahren, so ist die Annahme eines hohen Alters der Kanonie sehr begründet. Denn zu der Zeit, da uns Urkunden vorliegen, also im 10. Jahrhundert, erscheint das Kloster schon sehr reich begütert. Das Ansehen des Stiftes gründet sich eben darauf, daß es

die Grabstätte des Landesheiligen, des hl. Florians war. Österreichs Patron hat wie sein wackeres Volk ein kriegerisches Äußeres. Er wird als römischer Zenturio in prächtiger Rüstung mit glänzendem Helm und wehender Fahne dargestellt. Gewöhnlich ist er ein noch unbärtiger schöner Jüngling. In der einen Hand hält er einen Wassereimer, den er auf ein brennendes Haus herabschüttet. Er ist der Schutzpatron in Feuersgefahr. Rot ist auch meist seine Fahne, rot der Helmbusch und rot der Mantel, der ihm von den Schultern wallt. Diese kriegerische Heiligengestalt treffen wir allenthalben im alten Österreicherland, wir treffen ihn

Der österreichische Erzherzogshut in der Schatzkammer des Chorherrenstiftes Klosterneuburg.

in Kirchen und Kapellen, wir treffen ihn an den weiten Torbögen von Stadt- und Bauernhäusern, wir treffen ihn auf Brücken und an Kreuzwegen, überall tritt uns dieser in Jugend und Schönheit strahlende Frühlings- und Feuergott entgegen. Noch schlummert eine dunkle Erinnerung im Volk an diese Frühlings- und Feuergott-Natur St. Florians im Volk. Florianus heißt ja der „Blühende." Das Volk erzählt, er sei in Zeizinmure, dem heutigen Zeiselmauer (bei Tulln) geboren. Nun aber ist Zeizin-mure nichts anderes als die „Mauer des Zeizo." Zeizo, der blühende germanische Frühlingsgott, hat aber seine Wohnstätte auf dem nahen Mons Cetius, dem Kahlengebirge bei Wien. St. Florian ist auch der Schützer der Marken und der guten Ehen, mit einem Worte, der rechte und echte Volksheilige, an dem noch heute das Volk mit Liebe

Das Kloſter Göttweig, Niederöſterreich.

und Verehrung hängt und das auch mit Recht, denn er ist eine einnehmende und anmutige Heiligengestalt so anmutig und einnehmend, wie die österreichische Landschaft, wie das alte echt österreichische Volkstum.

Das Stiftsgebäude von St. Florian ist eines der schönsten und mächtigsten einheitlichen Barokbauten, von einer überwältigenden Größe im Äußeren und einer blendenden Pracht im Innern. Die schönste Zierde der mit edelgeformten Stukkaturen und farbenreichen Fresken gezierten Stiftskirche ist die große Orgel, die größte Orgel überhaupt in Österreich. Dieses gewaltige Instrument spielte der österreichische Komponist Bruckner mit besonderer Vorliebe, er wurde auch als Freund und Familiar des Stiftes in einem Grabgewölbe unter der großen Orgel in einem eigenen Sarkophag beigesetzt. Das eigentliche Stiftsgebäude, das die Bibliothek, die Prälatur, die Stiftskanzleien und den Convent umschließt, bildet ein großes Häuserviereck, das mit seinen harmonischen Formen und seiner geistvollen baroken Architektur zu den schönsten Bauten dieser Zeit zu rechnen ist. Besonders großartig ist der Eindruck, den das gewaltige Stiegenhaus macht. Die österreichischen Stifter machen durchaus nicht den abschreckenden Eindruck, den man gewöhnlich mit dem Begriff „Kloster" verbindet. Sie sind in landschaftlicher und künstlerischer Beziehung würdige Wohnstätten Gottes und der Heiligen. Sie zeugen auch zugleich von dem Opfersinn und dem künstlerischen Geschmack des österreichischen Volkes, das es wie kein zweiter deutscher Stamm verstand, seine Weihestätten so zu schmücken und zu zieren.

Die Chorherren von St. Florian haben sich bis in die jüngste Zeit hinein einer so bedeutungsvollen Stätte würdig erwiesen. Hervorragende Männer gingen aus dem Stiftskapitel hervor. Unter diesen wären zu erwähnen: Michael Arneth, Josef Chmel, Jodok Stülz und besonders Engelbert Mühlbacher, der einer unserer bedeutendsten Urkundenforscher war und in seinem Fach Weltruf genoß.

An der schnell fließenden grünen Traisen liegt inmitten der seit dem Bau der Westbahn rasch aufblühenden und anwachsenden Bischofsstadt St. Pölten, das uralte, jetzt in eine Bischofsresidenz umgewandelte Chorherrenstift St. Pölten (ad Sanctum Hippolytum). Wir kennen auch von diesem Stift keinen Gründer, sondern nur seinen Restaurator, den heiligen Bischof Altmann von Passau, der hier 1071 die Regularkanoniker (regulierte Chorherren) eingeführt hat. St. Pölten ist daher gewiß auch ein altes Gauheiligtum, worauf der Name „Pölten" (vergl. den altdeutschen „Phol") und der hl. Hippolytus hinzudeuten scheinen. Einige Quellen berichten daher auch, daß das Kloster bereits 770 von zwei bayrischen Edelleuten gegründet worden und in den Avaren- und Ungarnstürmen zugrunde gegangen sei. —

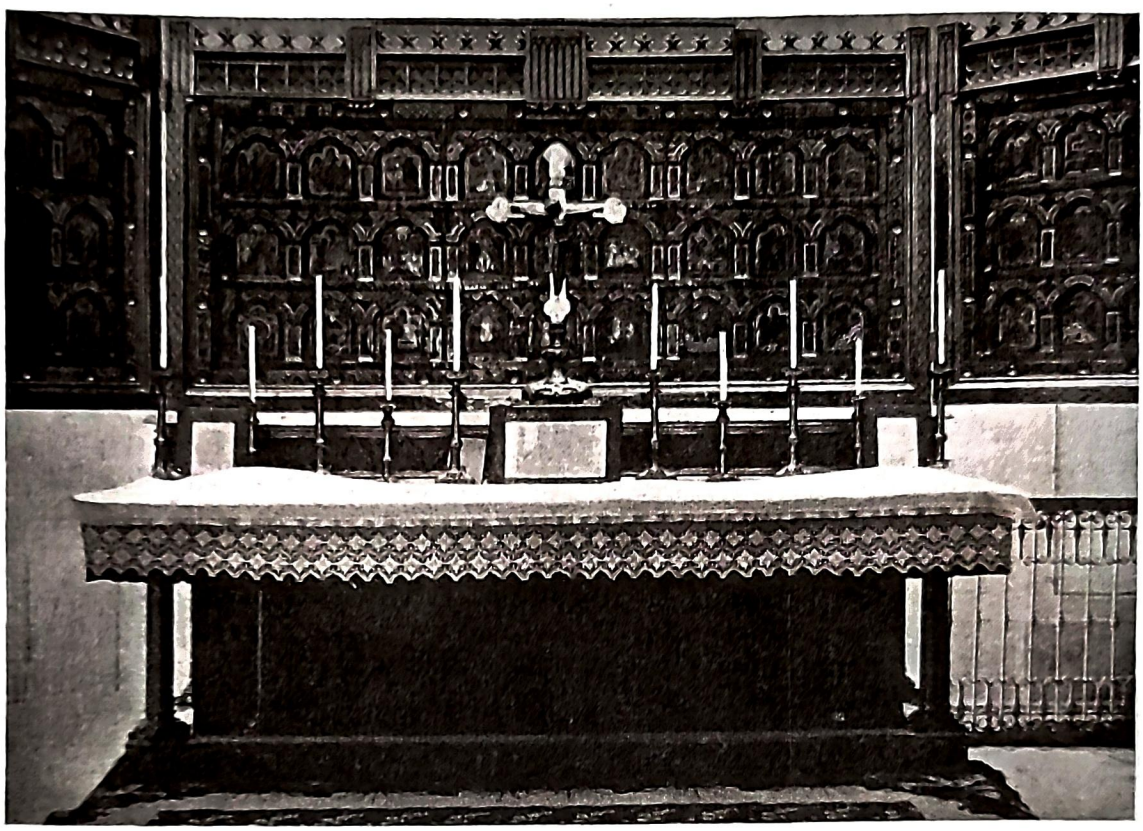
Besonders reich an alten Stiftern ist das Donautal. Kaum ein landschaftlich schöner Punkt an der Donau, den nicht ein altes Stift einnimmt und der dadurch zu Götterland geweiht ist. Will man in Österreich die landschaftlich schönsten Punkte finden, so braucht man nur die einzelnen alten Klöster aufsuchen und man hat die herrlichsten Partien des Landes ohne unnütze Sucherei gesehen. In den Fluten der grünen Donau spiegeln sich die Türme der Zisterzienser-Abteien Engelszell (cella angelorum; gegründet von Bischof Bernhard von Passau anno 1293, jetzt aufgehoben), Wilhering (gegründet 1144 oder 1145) und Säusenstein (Vallis Dei; 1338 von Eberhard v. Wallsee gegründet). An der Donau liegt auch das jetzt aufgehobene Chorherrenstift Ardagger („das Land der Erda"), an dessen Stätte Kaiser Heinrich IV., der berühmte Papstbekämpfer, geboren worden sein soll. Es folgen dann noch an der Donau die Stifter Melk (die „Eisenburg," d. i. „Burg der Isa") Dürrenstein („der Stein des Thor"), Gottweig („Gottes-Weihstatt") und das ehrwürdige Chorherrenstift Klosterneuburg, das Hauptheiligtum des Landes unter der Enns, das alte Asturis, d. i. „das Heiligtum der Ostara," also die Stätte jener anmutigen Frühlingsgöttin, die die Braut des oberösterreichischen Frühlingsgottes „Zeizo" war und dem Lande Österreich den Namen gab. — So deutet also der Name des Landes und der Volksheiligtümer auf die jugendlichen Frühlingsgötter hin. Ihnen und vornehmlich der Ostara war Österreich geweiht. Wer erinnert sich dabei nicht an das berühmte Gedicht Grillparzers, in dem Deutschland mit dem gereiften Mann, Italien mit dem sorglosen Kinde und Österreich mit dem wangenroten Jüngling verglichen wird!

Die Zisterzienser liebten Täler und Flüsse, da sie ein vorwiegend ackerbautreibender Orden waren, deswegen haben fast alle ihre Stifter den Namen Vallis (Tal) so: Vallis Dei = Gottestal-Säusenstein; Clara Vallis = Zwettl; Nemorosa Vallis = Heiligenkreuz u. a. m. Anders St. Benediktus und seine Jünger. Sie wählten mit Vorliebe hochragende weit ins Land hineinschauende Bergwarten als Wohnstätten. So steigt Melk, das schönste und mächtigste Kloster nicht nur in Österreich, sondern in ganz Deutschland, in einer ganz unvergleichlich schönen Lage auf einem schroffen Felskoloß hart über den Donauwellen auf. In einer langgestreckten, aber rythmisch gegliederten Front lagert sich das Stiftsgebäude breit auf dem hohen

Plateau hin. Eine schön gezeichnete Kuppel, die sich über dem Kirchenschiff aufbaut, und originelle Barok-Türme geben dem ganzen Gebäude eine ganz eigenartige und dem Beschauer unvergeßliche Silhouette.

Rechts und links von dem dem Donaustrom zugekehrten Kirchenportal springen zwei hochragende Gebäude vor, die Bibliothek und das mit herrrlichen Fresken geschmückte Refektorium; beide sind miteinander durch einen auf einer Colonnade ruhenden Altan verbunden. Wer je einmal auf diesem Altan gestanden, und den entzückten Blick über die herrliche Stromlandschaft gleiten ließ, der muß dem frommen Stifter, dem Markgrafen Leopold I. von Österreich, Recht geben, daß er an dieser Stätte im Jahre 985 ein Kollegiatstift gründete und sich dasselbe als Grabstätte für sein Geschlecht wählte. Benediktinerstift wurde Melk erst 1089.

Ebenso wie St. Florian umschließt Melk die Reliquien von Landesheiligen, des hl. Colomann und seines treuen Dieners des hl. Gotthalm. Colomann, ein irischer Prinz, war 1012 als Pilgrim auf der



Der „Verduner-Altar" im Chorherrenstift Klosterneuburg.

Wallfahrt ins heilige Land bei Stockerau ermordet worden, da man ihn für einen Spion hielt. Zwischen zwei Räubern hatte ihn das mißtrauische Volk an einem Baum gehenkt. Da aber sein Leichnam nicht in Verwesung überging, änderte sich die Gesinnung des Volkes, das sein Unrecht einsah und den Märtyrer feierlich in einer Donauau bestattete. Bald darauf folgte eine große Überschwemmung, aber die Fluten der Donau verschonten wunderbarerweise den Grabhügel Colomanns. Da ließ Markgraf Heinrich I. den Leichnam aus dem Grabe heben und feierlichst in Melk bestatten. Seit dieser Zeit ist Colomann neben St. Florian und St. Leopold Landespatron von Österreich. Neben dem hl. Colomann und Gotthalm ruhen in Melk die älteren Fürsten aus dem Hause Babenberg, darunter auch Ernst der Tapfere, der in der Schlacht an der Unstrut 1075 fiel.

Melk, noch heute Benediktinerstift, ist nicht nur eines der größten, sondern auch der reichsten Stifter. Da sein Reichtum hauptsächlich in ausgedehnten Ackergütern besteht, so heißt es von altersher das Kloster vom „reisenden Metz", während das zweite Donaustift das Benediktinerstift Göttweig, wegen seines Geldreichtums das Kloster vom „klingenden Pfennig" und das dritte große Donaukloster Klosterneu-

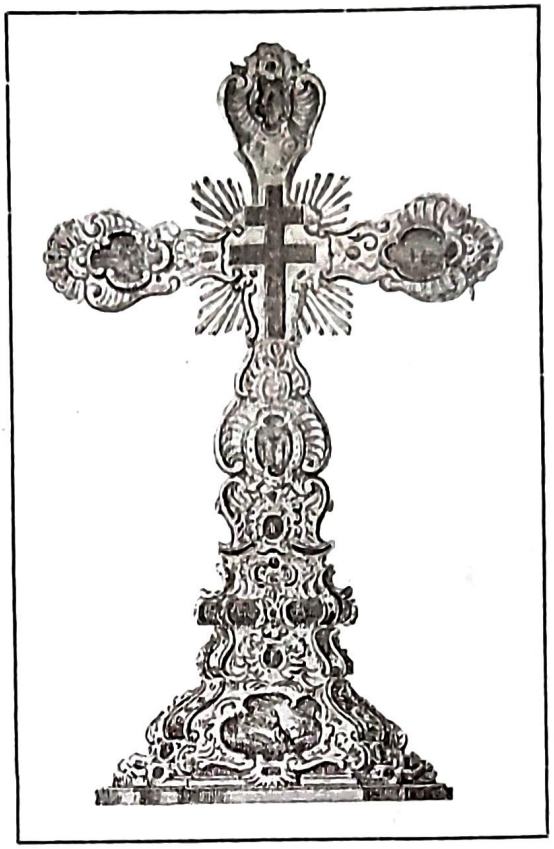
burg wegen seiner vielen und ausgezeichneten Weingüter das Kloster zum „rinnenden Hapfen" heißt. — Unter den Reliquien der Schatzkammer ist besonders zu erwähnen das berühmte Melkerkreuz, das wunderbarerweise die Donau hinabgeschwommen und im Schottenkloster zu Wien wieder zum Vorschein gekommen sein soll, dann die Colomann-Monstranz, ein großer Becher aus Donau-Waschgold und der Trinkbecher des hl. Udalrich. Melk hieß, bevor es der tapfere Markgraf Leopold in hartem Kampfe gegen die Ungarn erstürmte, die „Isenburg" und war offenbar ein starkes Bollwerk der Erbfeinde der Ostmark. Es ist ebenso wie viele andere Ostmarkklöster ein sinniges Weihegeschenk aus der Kriegsbeute an den siegspendenden Christengott und an die fürbittenden Landesheiligen, die zugleich die Schirmer der Landesmarken sind. Heute findet man das Volk, das in so vielen Schlachten sein Blut vergossen hat, mit einer mageren Denksäule auf dem Schlachtfeld ab. In der alten schönen Zeit des Rittertums da wurden an solchen geschichtlich bedeutsamen Stellen Klöster errichtet, die durch Jahrhunderte hindurch nicht nur ein Denkmal, sondern auch eine Belohnung für die kriegerische Tugend und die Vaterlandsliebe des Volkes waren. Das Volk hatte den Sieg erkämpft, deswegen sollte dieser durch das Blut der Tapferen geweihte Boden Gott, seinen Heiligen und dem Volk auf ewige Zeiten gehören. Ein schöner, ein erhabener Gedanke, der noch heute einer jeden dieser heiligen Stätten die richtige Weihe und Würde verleiht, der noch heute imstande ist, die Gefühle der Vaterlandsliebe in uns zu erwecken und zu entflammen, indem er uns zeigt, welcher Ehrung der Mannestod auf dem mörderischen Schlachtfeld wert sein kann. Und wenn das fürstliche Melk zu den hohen Feiertagen seinen Festschmuck anlegt, wenn Hunderte von Kerzen in dem herrlichen, mit leuchtenden Gemälden geschmückten Münster angezündet werden, wenn die Weihrauchwolken aufsteigen, und die erhebenden Töne der großen Stiftsorgel durch die Halle brausen, und der Abt in edelsteingeschmückter Infel und mit silbernem Abtstab im Kreise der Stiftsherren zum Altar tritt, und wenn er sich segnend und betend zum Volk wendet und durch die weitgeöffnete Kirchenpforte hinab auf die Donau und das im Sonnenschein erglänzende Land schaut, dann gilt dieses Gebet, dieser Segen, diese Feier nicht allein den Lebenden. Sie ist immer mit dem Gedächtnis an all jene verbunden, die werktätig an dem Gedeihen dieses Gotteshauses teilnahmen, sie gilt auch vor allem jenen, die einst mit dem Schwert in der Hand jene heilige Stätte dem deutschen Reich und der deutschen Kultur wieder eroberten. Und der Pilger, der die grünen Fluten der Donau herabschwimmt und die Glocken des Stiftes ertönen hört und aus dem dunklen Kirchentor die Kerzenflammen herniederleuchten sieht, er hat das Gefühl, daß er sich hier in dem Bannkreis einer heiligen, für ewig geweihten Volksopferstätte befindet.

Genau denselben Eindruck wird man haben, wenn man die Wachau durchfahren hat und auf hoher Bergkuppe das Benediktinerstift Göttweig mit seinen Türmen und Mauern aufsteigen sieht. Eine schöne Sage berichtet von der Gründung dieses Klosters folgendes: Drei edle Jünglinge und Freunde Altmann, Gebhard und Adalbero hielten eines Tages an dem Fuß des Göttweiger Berges an einer Quelle Rast und gelobten, wenn sie zur bischöflichen Würde gelangen, ein Kloster zu gründen. Alle drei bestiegen später Bischofsstühle, Altmann wurde Bischof von Passau, Gebhard Erzbischof von Salzburg und Adalbero Bischof von Würzburg. Altmann löste sein Gelöbnis ein und gründete 1083 Göttweig. Schon der Name dieses Stiftes — Gott — wih, die „Gottes-Weihstatt" — besagt, daß es ein uraltes Götterheiligtum ist. Es ist dies durchaus begreiflich, da das Kloster auf einer Hochwarte liegt, die den ganzen Gau beherrscht. Der Platz war es wert, daß er eine gottgeweihte Stätte wurde. — Dasselbe kann man von der Lage des 1114 gegründeten Chorherrnstiftes Klosterneuburg (Asturis) bei Wien sagen, das von der Donau aus mit seinem schönen gotischen Türmepaar und den mächtigen mit der Kaiserkrone und dem Erzherzogshut geschmückten Kuppeln einen bezaubernden Eindruck macht. Das ist kein armseliges Klösterchen, das ist ein prächtiger Mönchspalast, würdig der Landesheiligtümer, die er umschließt, würdig des Gründers, des heiligen Markgrafen Leopold III., dessen Reliquien in einem Schrein über dem schönsten und kostbarsten Altar der Welt, dem berühmten Verduner-Altar, aufbewahrt werden.

Bekannt ist die schöne Gründungssage. Noch unschlüssig über den Ort, an welchem er ein Kloster gründen solle, stand Markgraf Leopold kurz nach seiner Vermählung mit seiner Frau Agnes am offenen Fenster der Kahlenberger Burg, als der Markgräfin ein plötzlicher Windstoß den Schleier vom Haupte riß. Als Leopold längere Zeit darauf in den Wäldern an der Donau jagte, erregte ein auffallend starkes Gebelle der Jagdhunde seine Aufmerksamkeit; näher tretend fand er den Schleier unversehrt an einer Hollunderstaude. Der fromme Markgraf und seine Gemahlin nahmen dies als einen Wink der Vorsehung, an diesen Ort das geplante Kloster zu gründen. Noch jetzt bezeichnet ein Stein (zwischen Kanzel und dem gegenüberliegenden Altar) mit der Inschrift „Sambucus" die Stelle, wo der Hollunderbaum (der „Baum der Holla") stand.

35*

Das Propsteimünster zeigt in seinem Äußeren noch die schönen romanischen Formen des XII. Jahrhunderts. Die beiden hohen und starken Kirchentürme, sowie die Eingangsfassade stammen aus der gotischen Periode, wurden aber erst Ende des vergangenen Jahrhunderts in der heutigen Gestalt ausgebaut. Im Gegensatz zu den durchaus einheitlich im Barockstil gebauten österreichischen Benediktinerstiftern, die wir bisher besprochen haben, hat das Chorherrenstift Klosterneuburg noch sehr viele alte Baubestandteile erhalten. So ist besonders der prächtige gotische Kreuzgang mit der schönen Weyringerkapelle und dem Kapitelsaal, in dem auch der prächtige Verdunner-Altar und der alte romanische Chorleuchter steht, zu erwähnen. Auch die Höfe des alten Stiftsbaues haben einen ungemein intimen und echt romantischen Reiz. Es ist ein Glück, daß sich diese Bauten noch erhalten haben, denn eigentlich waren sie nach dem riesenhaften Bauplan des italienischen Architekten Donato d'Allio schon zum Abbruch bestimmt. Von den Projekten des Italieners kam 1735—1739 nur ein Viertel, das jetzige neue Stiftsgebäude mit seinen originellen und schönen Metallkuppeln zur Ausführung. Der Bau gehört zu den hübschesten österreichischen Barockbauten. Von besonders großartiger Wirkung ist der runde Marmorsaal mit den Fresken von Gran und die lange Flucht der Kaiserzimmer. Im Stifte sind auch sehr reichhaltige Museen, Gemäldegalerien und Waffen-Sammlungen untergebracht. Kirche und Stiftsgebäude wurde unter Propst Ubald in glänzendster und splendidester Weise restauriert. Die kostbarsten Schätze enthält die Schatzkammer, darunter die Landeskleinodien, ein Stück der Hirnschale des hl. Leopold und den prächtigen österreichischen Erzherzogshut. Der Erzherzogshut besteht aus einer runden kirschroten Kappe mit einem breiten Hermelinbesatz. Innerhalb des Hermelins stecken 8 Kronzacken, die durch Bügel miteinander verbunden sind.



Die große Kreuzpartikel mit der über 1 m hohen silbernen Fassung in der Zisterzienserabtei Heiligenkreuz in Niederösterreich.

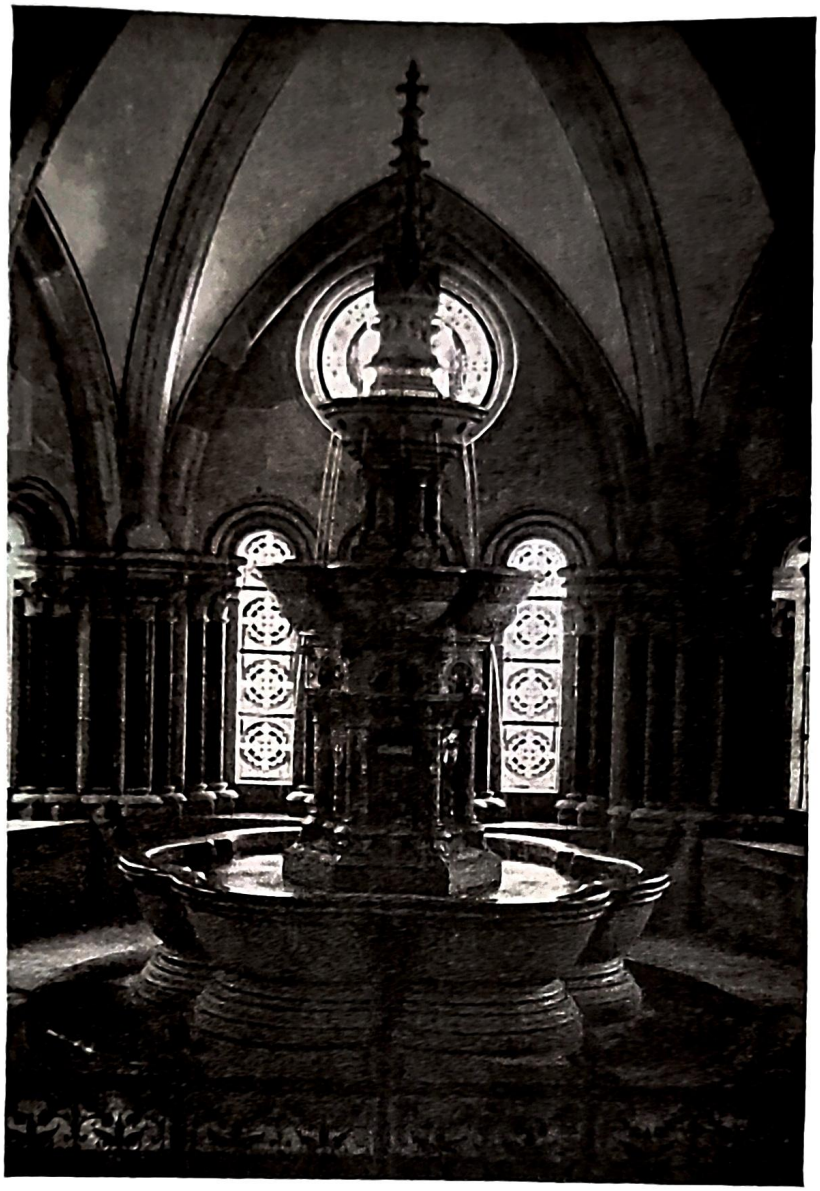
In einem eigenen Hause seitlich von der Kirche ist die Stiftsbinderei und das Klosterneuburger Riesenfaß untergebracht. Zum Leopoldsfest (15. November) strömt das Volk zu Zehntausenden herbei, um über das Faß hinabzurutschen. Schon seit Jahrhunderten besteht dieser lustige Volksbrauch.

Als Herzog Heinrich Jasomirgott seine Residenz nach Wien verlegte, war es sein erste Tat, in nächster Nähe seiner Burg ein Benediktinerstift zu gründen. Es war dies das 1158 gegründete, noch heute blühende Schottenstift in Wien, dessen Geschichte und Geschick enge mit der Geschichte der Hauptstadt Österreichs verknüpft ist. Der Bau des Stiftes gleicht fast völlig einem nüchternen, allerdings riesig großen Stadthaus. Von den alten Bauten blieb nur die Kirche erhalten, die jedoch einer gründlichen Restaurierung im Geschmacke der Barockzeit unterzogen wurde. Trotzdem ist das Innere der Schottenkirche einer der stimmungsvollsten Kirchenräume jener Kunstepoche. Denn die Stuckornamente sind vollendet in der Form und geistvoll in der Erfindung und bilden einen prächtigen Rahmen für die farbenglühenden Gemälde, die die Wände und die Decken des Münsters schmücken.

Dem modernen städtischen Schottenkloster gegenüber, und im Vergleich zu den Mönchspalästen der besprochenen österreichischen Benediktiner- und Chorherrenstifter hat die Zisterzienser-Abtei Heiligenkreuz (Vallis nemorosa; gegründet 1135) bei Baden den Typus des mittelalterlichen Klosters in seltener Reinheit bewahrt. Es wird in Deutschland wenig Klöster geben, die ein so treffliches und anschauliches Bild eines alten Stifts bieten, wie Heiligenkreuz. Schon die Lage ist ganz einzig. Inmitten ausgedehnter Waldungen liegt das Stift in einer Talmulde hinter Bäumen und Hügeln versteckt am Sattelbache. Das romanische Abteimünster ist sowohl im Äußeren als auch im Innern völlig stilrein erhalten, spätere Zutaten wurden

bei der großartigen und verdienstvollen Restaurierung, die Abt Heinrich V. (Grünbeck) vornehmen ließ, entfernt. So repräsentiert sich die Abteikirche von Heiligenkreuz als ein Münster von strenger und reiner Romanik. Es liegt etwas Herbes, echt Männliches in diesem ernsten und würdevollen Stil, gerade im Langschiffe der Heiligenkreuzer Abteikirche kommt einem dies zum Bewußtsein. Der Chor der Kirche stammt aus der gotischen Zeit und macht mit seinen vielen hohen, mit herrlichen Glasgemälden gezierten gotischen Maßwerkfenstern einen überwältigenden Eindruck, der durch die kostbaren Altäre und den prächtigen Abtsthron (siehe Abbildung) noch mehr verstärkt wird.

Von der Kirche führt eine steinerne Treppe hinauf in das gotische Dormitorium (Schlafsaal der Mönche), eine andere Treppe führt in den herrlichen Kreuzgang, der in ganz Deutschland nicht seinesgleichen hat. Der Kreuzgang mit seinen Bogen, Kreuzgewölben und Fensternischen ist aus gelblichweißem Kalkstein gebaut, von dem sich die rotmarmorenen Säulenbündel in wunderbar künstlerischer Wirkung abheben. Mit so unendlich einfachen Mitteln hat der alte Architekt einen Eindruck hervorgebracht, der sich nicht beschreiben läßt, der empfunden sein muß. Die Kreuzgangfenster sind mit kostbaren aus dem XII. Jahrhundert stammen-



Die Brunnenkapelle
im Kreuzgang des Zisterzienserstiftes Lilienfeld in Niederösterreich.

den schwarz-weißen Glasgemälden geschmückt, die zu den ältesten und schönsten ihrer Art gehören. An den Kreuzgang stoßen noch mehrere andere alte Bauwerke an. So das gotische Brunnenhaus, eine besondere Eigentümlichkeit der Zisterzienserklöster. In dem kapellenförmigen Raum, in dessen gotische Maßwerkfenster leuchtende Glasgemälde, die Babenberger-Herzoge darstellend, eingelassen sind, steht ein alter Bleibrunnen, mit mehreren Becken übereinander. Das leise und eintönige Plätschern des Brunnen, die verhallenden Töne der Orgel aus der anstoßenden Abteikirche, der Duft der Rosen und Blumen, der aus dem Kreuzganggarten hereingeweht kommt, rufen in dem Besucher Stimmungen hervor, die er anderswo vergebens suchen wird. Der heiligste und ehrwürdigste Raum des ganzen Stiftes ist der gotische Kapitelsaal mit den Gräbern jener Helden, die mit ihrer gepanzerten Faust Österreich gegründet und zu Ruhm und Ehre geführt haben. Der Stolz, der Ruhm Österreichs, die edelsten Babenbergerherzoge liegen hier unter einfachen Grabsteinen zur ewigen Ruhe bestattet. Da ist das Grab des Herzogs Leopold IV., des Freigebigen, des Herzogs Leopold V., des Tugendhaften, der Richard Löwenherz gefangennahm. Da ruht auch Herzog Friedrich I., der Katholische, an dessen Hof Herr Walter von der

Vogelweide Singen und Sagen lernte, da ruht auch neben vielen anderen Herzog Heinrich von Mödling, selbst ein Minnesänger und von Walter von der Vogelweide ob seiner Milde gepriesen, da ruht auch der letzte tapfere Babenbergersproß, der streitbare Herzog Friedrich II. Und vor dem Eingang zum Kapitelhaus, da ruhen in deutscher Treue bis über den Tod hinaus all die wackeren Herren und Ritter, die fest zu ihren Fürsten hielten und selbst im Tode noch mit ihnen vereint sein wollten. Hier ruht der 100jährige Otto von Haslau, der getreue Marschall Friedrichs II., Berchtold von Traun, da liegen alle die getreuen Herren von Liechtenstein, auch Wulfing von Horssendorf hat hier seinen Grabstein, derselbe Wulfing, mit dem Ulrich von Liechtenstein so wacker tjostiert hat.

Als kostbares Landeskleinod verwahrt das Stift die größte existierende Kreuzpartikel, die einem großen silbernen Rokokko-Gehäuse, das gegen 1 m in der Höhe mißt, eingefügt ist.

Sebastian Brunner verherrlicht Heiligenkreuz in folgendem Gedichte:

Was spricht zu mir, als wie mit Donnerworten,
Und fahret in den Geist wie Blitzesstrahl?
Was tönt herauf aus diesen Grabespforten,
Und drängt das Herz in ungekannter Qual?
Es ist die Chronik von vergangnen Zeiten,
Mitsamt dem Schlüssel, der sie lehret deuten!
Es ist ein steinern Buch der Weltgeschichten,
Die von vergangenen Tagen mir berichten.

Ich bin allein; es rauscht der Kreuzgangbronnen,
Die Wasser strömen nieder für und für —
Ein Bild der Zeiten, die dahingeronnen —
Ihr Laut dringt durch die Hallen bis zu mir;
Doch horch! Der Orgel wunderbare Lieder
Erwachen in dem Dom und klingen wieder,
Das Haus der Töne ist emporgesproßen
Auf Kolonnaden aus Metall gegossen.

Ermattet dringt der Ton an meinen Ohren
Doch, was ihm der Gewölbe Raum zerbrach
Und was er von der ersten Kraft verloren
Das zahlt ein Echo wieder tausendfach. —
Das ist der Geist, der durch und durch beweget —
Der Engel aber, der ihn aufgeregt
Wie Silo's Teich, bis tief hinab zum Grunde
Das ist ein Wort aus unsichtbarem Munde.

Aus „Gedanken an den Gräbern der Babenberger im Kapitelsaal zu Heiligenkreuz" von Sebastian Brunner.

Ebenso schön gelegen wie Heiligenkreuz ist die von Herzog Leopold VI. dem Glorreichen 1206 gegründete Zisterzienserabtei Lilienfeld (Campolilium) an der Traisen in Niederösterreich. Kreuzgang, Kapitelhaus und Brunnenkapelle (siehe Abbildung) sind ähnlich wie in Heiligenkreuz. Der Gründer liegt unter einem schwarz-marmorenen Sarkophag vor dem Hochaltar begraben.

Sebastian Brunner läßt Heinrich v. Ofterdingen nachfolgende Totenklage anstimmen:

Ich träumte einen Traum so lieb,
Der ist vorbeigegangen,
Es ist mein Auge zährentrüb
Und feucht sind meine Wangen;
Es starb mein Fürst; der Grabesschrein
Umschließet meines Herrn Gebein
Wir waren gute Freunde.

Die Laute leg' ich auf sein Grab,
Ich will kein Lied mehr singen,
Ich riß die Saiten selber ab
Daß schrillend sie verklingen.
Der Eine, der des Liedes Preis,
Der machte seine letzte Reis' —
Ich werde bald ihm folgen.

Ich liebte ihn so stark und rein
Und wollt' nichts andres haben;
Er war mir lieber ganz allein
Als alle seine Gaben.
Es wallet dort aus off'nem Tor
Der letzte Weihrauchduft hervor
Wie meine letzte Weise.

Aus „Ofterdingens letztes Lied nach seines Herzogs Begräbnis in der Abtei Lilienfeld" von Sebastian Brunner.

Die Habsburger blieben an Frömmigkeit und Fürsorge für die Klöster nicht hinter den Babenbergern zurück. Eigentümlich ist, daß die ersten Habsburger eine besondere Vorliebe für den Karthäuser Orden hatten. So stiftete der unglückliche Friedrich III. der Schöne anno 1313 die jetzt aufgelassene Karthause Mauerbach bei Wien. Ein Karthäuser-Kloster erkennt man auf den ersten Blick an seinem Grundriß. Gemäß der Ordensregel bewohnt nämlich jeder Mönch ein kleines Häuschen samt Garten für sich. Die

Häuschen sind dann untereinander durch einen im Geviert herumlaufenden Gang miteinander verbunden. In der einsam im Wienerwald gelegenen Karthause Mauerbach fand Friedrich III. der Schöne seine letzte Ruhestätte. Als er in der Gefangenschaft des Bayernkönigs war, gelobten seine Brüder Albrecht, Leopold und Otto die Gründung eines Klosters, falls er wieder frei würde. Aber erst nach seinem Tode wurde das Gelöbnis eingelöst, indem Albrecht II. der Lahme anno 1332 im österreichischen Voralpenland nicht weit von der steirischen Grenze die Karthause Gaming stiftete. Auch Gaming ist nicht mehr Kloster, ja selbst für die gotische Prioratskirche, in der der Stifter Herzog Albrecht begraben ist, geschieht wenig oder gar nichts, obwohl das Bauwerk, was Reinheit und Adel der Formen anbelangt, zu den schönsten gotischen Kirchen Deutschlands gehört.

Ein paar Jahre vor Gaming, im Jahre 1327, war die Zisterzienser-Abtei Neuberg an der Mürz in Obersteiermark von Herzog Otto dem Fröhlichen erbaut worden. In dem Kapitelhause des nunmehr aufgehobenen Klosters ist noch jetzt die Grabstätte des lebenslustigen Herzogs, von dem die Sage so viel zu erzählen weiß, zu sehen. — Ebenfalls eine Zisterzienserabtei ist das jüngste und letzte Habsburgerstift, das Dreifaltigkeitsstift Neukloster in Wiener-Neustadt, das Kaiser Friedrich IV. als seinen Gründer verehrt. Im Jahre 1444 hat der Kaiser seiner Lieblingsstiftung den Stiftungsbrief ausgestellt. Er selbst liegt zwar zu St. Stephan in Wien begraben, aber seine geliebte Gemahlin, die schöne Kaiserin Eleonore fand unter den hohen gotischen Gewölben der Abteikirche ihre letzte Ruhestätte. Außer der Kirche ist besonders sehenswert der sehr vornehm ausgestattete Rokokobau des Stiftskonventes mit einer sehr großen und schönen Bibliothek, einem hübsch freskierten Refektorium, einer prunkvoll eingerichteten Prälatur und einem sehr reichhaltigen Museum.

Der Herzogsstuhl von Kärnten zu Mariasaal bei Klagenfurt.

Das berühmteste Stift der Steiermark ist die Benediktinerabtei Admont, eine Gründung der Gräfin Emma von Friesach-Zeltschach und des berühmten Salzburger Erzbischofs Gebhard aus dem Jahre 1072. Die mächtigen Felsgipfel der Ennstaleralpen umrahmen die Ebene, in der das Stift mit seinen weitläufigen Gebäuden und seiner neugebauten Kirche liegt. Leider wurde das Kloster 1865 von einer verheerenden Feuersbrunst heimgesucht, das es fast zu einer Ruine machte. Von den alten Baulichkeiten konnte nur die berühmte Bibliothek gerettet werden.

In Obersteiermark in der Nähe der österreichischen Grenze, liegt in einer wildromantischen Gebirgslandschaft Österreichs volkstümlichster und ältester Wallfahrtsort Mariazell, der zu der steirischen

Benediktiner-Abtei St. Lambrecht (1103 gegründet von Herzog Heinrich I. von Kärnten) gehört. Kärntens älteſtes Kloſter iſt die jetzt aufgehobene Benediktinerabtei Oſſiach, an dem lieblichen Oſſiacher See gelegen. Sie ſoll im X. Jahrhundert von Herzog Karlmann geſtiftet ſein. Der Polenkönig Boleslaw hatte den Biſchof Stanislaus in Krakau am Altar ermordet. Die entſetzliche Tat ließ den König nicht mehr ruhen, er reiſte nach Rom, um die Aufhebung des auf ihm laſtenden Kirchenbannes zu erwirken. Als er an Oſſiach vorbeikam, beſchloß er, hier ungekannt ſeine Sünden abzubüßen, als Kloſterknecht zu dienen und ſich den beſchwerlichſten und niedrigſten Arbeiten freiwillig zu unterziehen. Neun Jahre führte er ſein Vorhaben aus, erſt auf ſeinem Sterbelager gab er (1079) ſeinen Stand bekannt und überreichte den Mönchen von Oſſiach ſeinen königlichen Siegelring. Sein Grab wurde 1839 geöffnet. — Es fand ſich auch ein Leichnam nebſt altem Gerät in der Gruft.

Mariazell, der größte öſterreichiſche Wallfahrtsort mit dem Bilde der „Mariazeller Muttergottes“.

Kärntens denkwürdigſte Stätte iſt das Zollfeld, in deſſen Umkreis ſich eine Menge alter und volkstümlicher Wallfahrtsorte zur Erinnerung an das ehemalige Gauheiligtum befinden. Auf dem Zollfelde ſteht noch heute der Herzogsſtuhl von Kärnten, ein ganz einzigartiges geſchichtliches Denkmal.

Der Herzogsſtuhl bildet eigentlich zwei Steinſitze, welche eine gemeinſame Rücklehne haben, die aus einer einzigen Steinplatte beſteht. Die übrigen Teile des Stuhls ſind aus verſchiedenen Stücken zuſammengeſetzt, die an ſich ungleich, mitunter nur Bruchſtücke, ohne alle Sorgfalt, wie ſie eben der Zufall bot, in ziemlich roher Weiſe aufgeſchichtet und gruppiert ſind. Nach M. v. Moro ſoll die Zuſammenſtellung des Herzogsſtuhl aus alten, offenbar aus der Römerzeit ſtammenden Inſchriftſteinen im 7.—8. Jahrhundert erfolgt ſein. Auf dieſen Steinſtuhl ſetzte ſich ſeinerzeit bei der Belehnungsfeier ein Bauer aus dem Geſchlecht der Etlinger, das hiezu bevorrechtet war, um den Herzog zu erwarten, während eine Menge neugierigen Volks ihn umſtand. Den Zug eröffnete der Graf von Görz oder Erbpfalzgraf von Kärnten; ihm zur Seite wallten zwei Banner; hinter ihm ging der Herzog ſelbſt, als Bauer gekleidet, einen breitrandigen Hut auf dem Haupt und einen Hirtenſtab in der Hand, ein gefleckter Stier und ein Roß wurde ihm nachgeführt. Die vornehmſten Adeligen folgten nun mit dem Landesbanner. Zwei Ritter geleiteten den Herzog zu dem Sitze des Bauers, der ſich nunmehr an den Herzog wendete und ihn anredete: „Wer kommt ſo ſtolz einhergeſchritten.“ „Der Landesfürſt,“ erwiderten die Umſtehenden.

Der Bauer fuhr dann fort: „Iſt er ein gerechter Richter? Wird er das Wohl des Landes fördern? Iſt er edler Eltern Kind und ſeines hohen Amtes würdig? Iſt er ein treuer Anhänger, Verteidiger und Ver-

breiter des Glaubens, ein Beschützer der Witwen und Waisen?" „Er ist es und wird es bleiben" lautete die Antwort." „Ich frage Euch," so sagte nunmehr der Bauer, „unter welcher Bedingung soll ich dem Herzog meinen Platz einräumen? Dann antwortete der Graf v. Görz: „Du sollst Geld, diesen Stier, das Pferd und selbst die Kleider erhalten, die der Herzog jetzt trägt; dein Haus soll frei sein von allen Abgaben." Der Bauer berührte nun mit der Hand des Herzogs Wange, mahnte ihn nochmals an die Pflicht, den Untertanen Recht angedeihen zu lassen, räumte ihm die Marmorplatte und führte Stier und Pferd hinweg. Der Herzog aber stieg auf die Platte, schwang das Schwert nach den 4 Weltgegenden, zum Zeichen, daß er das Volk schützen werde und verhieß es gerecht zu regieren. Als Zeichen der Nüchternheit trank er dann Wasser aus einem Bauernhute und verfügte sich endlich in die Kirche. War der Gottesdienst zu Ende, so kleidete er sich als Fürst, hielt ein öffentliches Mahl und ging dann mit den Großen des Landes auf das freie Feld, vergab die Lehen und sprach allen Recht, die zu klagen kamen.

Noch 2 Geschlechter gab es, die waren auf sonderbarer Weise bevorrechtet. So lange der Herzog auf der Marmorplatte saß, durften die Gradenecker jede ihnen beliebige Wiese abmähen und sie blieb dann ihr Eigentum, bis sie wieder um billigen Preis eingelöst wurde. Die Herren von Portendorf aber konnten gar, solange die Huldigung währte, rauben und brennen wo sie wollten; doch unterließen sie es gegen ein geringes Lösegeld. Die Raubgerechtigkeit ging später an die Familie der Morburen über. —

Es würde zu weit führen, würden wir an dieser Stelle alle österreichischen Volksheiligtümer und Weihestätten besprechen, jeder Gau hat sein besonderes Heiligtum und in jedem Gau gibt es wieder mehrere Gottesstätten, die die Gottheit und die Heiligen in verschiedenen Erscheinungsformen verherrlichen. Uralt muß z. B. der Wallfahrtsort Sonntagsberg (ein Dreifaltigkeits-Wallfahrtsort in Niederösterreich) sein. Auf einem hohen Berg gelegen wird er schon aus weiter Ferne gesehen. Besonders zahlreich sind die Marienheiligtümer, so erwähnen wir außer Mariazell, das entzückend an der Donau gelegene Maria-Taferl, das liebliche Dreieichen in der Horner Gegend, dann Maria-Hietzing (Frau Hitt!) in Wien, Maria-Enzersdorf (Enzo der Riese!), Maria-Lanzendorf u. v. a. An der einen Stätte wird Maria auf hochragenden Bergen verehrt, an der anderen Stätte als Maria in den heiligen Bäumen, und wieder an anderen Stätten als Maria an heiligen Quellen und Flüssen. Ganz eigentümlich sind diese Muttergottesbilder. Doch wäre jeder Spott über diese altertümlichen Bilder mit ihrem steifen kegelförmigen Brokatgewand, das an das griechische Peplon erinnert, ungerechtfertigt, denn man darf nicht an dem Äußere hängen bleiben und muß die Sprache der heiligen Runen der Urzeit in höherem und geistigerem Sinn zu deuten wissen. Aus diesen Muttergottesbildern und ihrer Umgebung spricht nicht nur die Geschichte des Landes, sondern auch uralte geheime Wissenschaft zu uns, die viel weiter zurückreicht als unsere historischen Quellen. Auch die Wallfahrten unserer Vorvorderen erscheinen dann dem tiefer eindringenden und vorurteilslosen Forscher in einem völlig neuen Lichte. War es nicht gut, war es nicht ungemein erzieherisch für das gesamte Volk, wenn es nach der harten Erntearbeit auf den Wallfahrten, den Sommerreisen des Mittelalters, körperliche Erholung und geistige Erbauung suchte? War es nicht gut, daß das Volk zunächst das Heimatland und vor allem seine schönsten, durch Gott und die Geschichte geweihten Landschaften kennen lernte? Die Alten haben mit feinem Sinn für die Natur diese schönen Götterlandschaften durch Klöster und Kirchen künstlerisch verschönt. Unser heutiges Reisen dagegen ist geschmacklos und inhaltslos. Wir fahren im Expreß achtlos an der Heimat vorbei, um in irgend einem, jeder höheren Kunst hohnsprechenden Strandhotelkasten unsere Zeit in einer langweiligen Gesellschaft zuzubringen. Wie arm sind wir geworden, daß es uns an Geld mangelt, die schöne Landschaft so zu verschönen, wie es die Alten getan haben, wie arm sind wir geworden, daß wir die geistige und körperliche Heilkraft, die im Besuche der heiligen Stätten der Heimat liegt, so wenig schätzen!

So sehen wir, wie in Österreich Fürstentum, Rittertum und Mönchtum in Gebrauch und Sitte des Volkes eng miteinander zusammenhängen. Wir sehen hier staunend eine wirklich volkstümliche und volksfreundliche Staatskunst in die Praxis umgesetzt: Fürst, Volk und Klerus bilden eine Familie, jeder ist auf seine Freiheiten bedacht, jeder achtet des anderen Recht. Mehr als man vermutet, mehr als anderswo hat sich in Österreich insbesonders durch den Bestand der alten Gauheiligtümer, der Stifter, die Erinnerung an die ruhmreiche Vergangenheit, an die Heldentaten unserer Vorfahren erhalten. In Österreich, wo das Rittertum sich zur schönsten Blüte entfaltete, dort hat sich auch das Mönchtum zu seinen idealsten Höhen emporgeschwungen. Deswegen hat Österreich dem deutschen Volk die größten Ritter aller Zeiten geschenkt,

deswegen waren es auch österreichische Stifter und Klöster, die dem deutschen Volke die kostbarsten Kunstschätze, Baudenkmäler und Schriftdenkmäler erhielten und die denkwürdigsten Stätten des Landes mit Monumenten schmückten, die auf der ganzen Welt nicht ihresgleichen haben.

Göttweig.

Stolz schauen die ragenden Zinnen
Alt-Göttweigs ins grünende Tal,
Hochtronend auf waldigem Berge,
Der Ostmark Escurial.
Achthundert Jahr' sind verronnen,
Seit Altmann von Passau es schuf,
So steht es, die Zierde der Klöster,
Nie alternd an Reichtum und Ruf.

Einst wohnte auf diesem Berge
In längstvergangener Zeit
Herr Gottfried, ein Gotenherzog,
Ein tapferer Degen im Streit.
Der ehrte auf selbiger Stätte
Den deutschen Schlachtengott „Wik,"
Und daraus ergab sich der Name
Des Klosters „Gotewik".

Und brachte der tapfere Gottfried
Friedfeindlichen Hunnen den Tod,
So brachte den Deutschen Abt Altmann
Ein himmlisches Morgenrot:
Die Christusburg „Gotewik" strahlte
Der Liebe Licht rings in den Gau,
Ein Bollwerk für Glaube und Wissen
Im goldenen Tal der Wachau.

„Alt-Göttweig," du friedliche Veste,
Du Leuchte im Donautal,
Du Burgschloß „zum klingenden Pfennig,"
Du deutsches Escurial:
Heut kommt ein Pilgrim gezogen
Und bittet: „O lasset mich ein!
Den dürstet gar sehr, er gesteht es,
Nach eurem Weistum und Wein!"

Anton Joseph Liszt.

Ritterwesen und Burgen in den österreichischen Erbländern.

Das Ritterwesen.

Wie eine Bastion, so springt das Gebiet der österreichischen Stammlande gegen Osten vor. Wenn auch Österreich urgermanischer Boden ist, es hat doch eine Zeit gegeben, wo die Germanen vor dem überwuchtigen Andrang der die Donaustraße vorwärtsstürmenden kulturfeindlichen Ostvölker zurückwichen. Es kostete im 10. Jahrhundert harte und angestrengte Arbeit, diese Gebiete wieder dem deutschen Reiche zurückzuerobern, und seit der Zeit hat bis auf unsere Tage der Kampf um das große und wichtige Donautor des deutschen Reiches nicht mehr geruht. Österreich war und ist heute noch der ritterliche Turnierplatz Europas, auf dem seit der Erstürmung Carnunts bis auf den Tag von Aspern mehr als einmal das Geschick der europäischen Völker in blutigem Waffengang entschieden wurde.

Der unausgesetzte Kampf auf diesem hartbedrängten Posten hat Österreich zu einem Land der Ritter und Burgen gemacht. Ein ritterlicher Zug durchzieht die Geschichte des wackeren Österreichervolkes. An diesem Lob haben jedoch alle deutschen Stämme Anteil. Denn so wie heutzutage junge wagemutige Männer nach Amerika und in die Kolonien gehen, um ihr Glück zu versuchen, so ritten ehedem junge, abenteuerlustige schwäbische, fränkische, bairische und sächsische Edelinge in die Ostmark, um ihr gutes deutsches Schwert auf avarischen und madjarischen Schädeln niedersausen zu lassen, die nie sich beruhigende Woge der östlichen Unkultur zurückzudrängen, und tüchtig und ruhig schaffend das weite und reiche Brachland zu kultivieren. Österreich ist ein Werk des edelsten Zusammenwirkens der Jungmannschaft des gesamten deutschen Volkes, deswegen der frische, jugendliche, kraftstrotzende Zug in seiner Geschichte, deswegen dieses natürliche ariogermanische Rittertum.

Hier auf diesem ritterlichen Boden entstanden die größten germanischen Ritterepen, das „Nibelungenlied“ und die „Gudrun“, hier in diesem Land lernte der größte deutsche ritterliche Liedersänger Walther von der Vogelweide „singen und sagen“. Traurige und widrige Verhältnisse, die der Ränkesucht der westeuropäischen Staaten entsprangen, haben Deutschland fast durch ein halbes Jahrtausend gezwungen, sein Antlitz anstatt nach Osten, nach Westen und Süden zu richten. Es war dies eine Zeit, die für die Kultur einen Rückschritt bedeutete und das Germanentum von seiner hohen und edlen Aufgabe, den heute noch halbzivilisierten Ostvölkern ein Lehrmeister der Kultur und Gesittung zu sein, abbrachte. Diese Idee war aber in der Blütezeit des Rittertums im deutschen Volk durchaus lebendig und sie kam auch in dem „Nibelungen-

lied" durch den Zug der Burgunder ins Hunnenland poetisch, durch die Kreuzzüge politisch und tatsächlich zum Ausdruck. Erst in unsern Tagen kommen wir wieder auf diese uralten Ideen praktisch zurück.

Nicht ohne Grund rühmt das „Nibelungenlied" den ältesten sagenhaften Markgrafen der Ostmark, den tapferen Rüdiger von Bechelaren als Zierde der Ritterschaft. Es ist völlig gleichgültig, ob Rüdiger eine historische Persönlichkeit war oder nicht. Die Volkssage wollte damit das Ostmarkvolk ehren und auszeichnen. Das ist der unverwelkliche Lorbeerkranz, den die sich nie täuschende Volksstimme dem Würdigen als Preis für seine Arbeit und Mühe reicht.

Ebenso deuten auch schon die Beinamen der Markgrafen und Herzöge aus dem Hause der Babenberger darauf hin, daß sie durchaus Männer von ritterlicher Art waren. Es gab selten ein Herrschergeschlecht,

Temperalgemälde im Chorherrenstift Klosterneuburg, Niederösterreich.

das durch mehrere Jahrhunderte hindurch so treffliche und in jeder Beziehung hervorragende Regenten aufzuweisen hätte. Die Babenberger selbst waren die ersten und besten „Ritter" Österreichs. Leopold I. der „Erlauchte", Albrecht I. der „Siegreiche", Ernst der „Tapfere", Leopold II. der „Schöne", Leopold III. der „Heilige", Leopold IV. der „Freigebige", Leopold V. der „Tugendhafte", Leopold VI. der „Glorreiche", Friedrich II. der „Streitbare", das sind echte germanische Reckengestalten, Ritter ohne Furcht und Tadel. Alle schöne Eigenschaften, die den Ritter des Mittelalters zieren mußten, finden wir in den Mitgliedern dieses Geschlechtes vereinigt, kriegerische Tapferkeit, Gerechtigkeitssinn, Klugheit, Tatkraft, Frömmigkeit, fürstliche Freigebigkeit und schöne körperliche Erscheinung. Und wenn man den Werdegang Österreichs überblickt, so muß man zugeben, daß das Fundament der späteren österreichischen Vormachtstellung von dem

ritterlichen Geschlecht der Babenberger gelegt wurde. Kein anderes deutsches Fürstenhaus hatte unter so ungeheuren Schwierigkeiten in so kurzer Zeit eine so stattliche in sich geschlossene und wirtschaftlich und politisch geeinte Hausmacht zu gründen vermocht. Es hat die große germanische Idee, den Osten zu bändigen, als sein heiliges Vermächtnis, als seine höchste Aufgabe betrachtet.

Die Babenberger haben nie vergessen, wie sie in ihre Mark eingeführt wurden. Es war zur Zeit, da Kaiser Otto III. im Reiche regierte. Da berief der österreichische Markgraf Leopold I. der Erlauchte eine beratende Versammlung in Tulln zusammen, um zur Abwehr der madjarischen Einfälle Maßnahmen zu treffen. Um das schwach bevölkerte Land zu stärken, verhieß er allen Einwanderern Steuerfreiheit, entband sie von dem Heerbann und berechtigte die Bischöfe und Adeligen, Burgen, Märkte und Städte zu errichten. Bald erhoben sich feste Burgen, deren Spuren wir heute noch sehen, Ansiedler kamen von allen Seiten, sich der neuen Rechte zu erfreuen, Städte und Flecken wurden gebaut und befestigt und langjährige Ruhe ließ Handel und Gewerbe zur Blüte kommen. So kam es, daß die Ostmark bald stark genug wurde, allein die turanischen Erbfeinde der westeuropäischen Kultur von der Grenze fern zu halten, was früher unter den ersten Sachsenkaisern nur die gesamte Reichsmacht kaum imstande gewesen war. Ja noch mehr. Die Babenberger hatten Kraft und Mut genug, den ihnen anvertrauten verantwortungsvollen Posten siegreich zu behaupten und das rote Banner mit dem silbernen Strich weit gegen den Osten bis in den Orient zu tragen. Fast alle Herzöge waren Kreuzfahrer. Leopold V. der Tugendhafte zeichnete sich auf dem dritten Kreuzzug aus, Friedrich I. der Katholische (1194—1198) unternahm mit Heinrich von Mödling eine Pilgerfahrt ins heilige Land und starb auch dort. Seine Gebeine wurden in Heiligenkreuz beigesetzt. 1217 nahm Leopold VI. der Glorreiche das Kreuz, Graf Berthold von Bogen, Luitpold von Plain, Hademar von Kuenring, Abt Hadamar von Melk, Ulrich von Stubenberg, Engelbrecht von Auersperg und viele andere österreichische Ritter waren seinem Rufe gefolgt und bedeckten sich in dem Kampfe um Ptolemais mit unvergänglichem Ruhme.

Und der letzte Babenberger, der ungestüme streitbare Herzog Friedrich II. verlor sein Leben auf der Wahlstatt im Kampf gegen die Madjaren, ein bedeutungsvolles Verhängnis, ein bedeutungsvolles Geschick: das ritterliche Geschlecht der Babenberger geht in Ausübung seines Berufes in heldenhafter Weise zugrunde. Hören wir, wie einfach, aber wie herzerschütternd uns Ulrich von Liechtenstein den Tod dieses großen Fürsten schildert:

„Es kam ein Tag, den ich immer hassen muß, denn eine geschwinde Sommerszeit erschien, in der der hochgeborene Fürst Friedrich von Österreich jämmerlich erschlagen ward, er war mein rechter Herr, und ich sein rechter Dienstmann, darum kann ich ihn nie genug beklagen.

Es geschah recht am St. Veitstage: Der Fürst lag mit einem schönen Heer, sein Land zu beschützen, gegen den König von Ungarland, am Morgen früh zog der König mit seinen Scharen zu einem Streit, der ihn nachher wohl gereute; er kam zu uns an die Leitha. Der Ruzzen Schar hub den Streit an, gegen die kam Herr Heinrich von Liechtenstein mit einer Schar, er führte den Fahnen in seiner Hand, zwischen beiden Scharen rannte der werte Fürst Friedrich, er ermahnte ritterlich die Seinen: Streitet heute wohl, sprach er, so will ich Euch alle reich machen. Da versah es sich der Fürst leider, daß der Ruzzen Schar dort sprengte: indeß er die Seinen ermahnte, kamen die hinten auf den Fürsten gerannt, wovon er jämmerlich todt lag. Als der Streit zusammenkommen war, wußte niemand, daß der Fürst auf derselben Stelle todt dalag, den fand nachher liegen Herr Heinrich, sein Schreiber. Den Sieg gewann doch der biedere Heinrich von Liechtenstein, die Ruzzen mußten weichen. Da fand der Schreiber Heinrich den Fürsten todt, der reiche Fürst hatte nichts als ein Spaldenier und einen Schuh und sein Leinen, er hatte nur eine Wunde in seiner Wange: das war wohl Unglück, daß davon ein so vollkommener Mann den Tod gewinnen mußte. Der Schreiber legte ihn quer über ein Pferd und warf einen Mantel über ihn, so führte er ihn in die Stadt: heimlich trug man ihn zur Kirche, wo er wie ein armer Mann lag, indessen auf dem Felde noch zu seinem Dienst gestritten wurde. Viele Ungarn wurden niedergeritten und mußten fliehen, auf dem Nachjagen ward da das Leid bekannt, daß der Fürst erschlagen sei, darüber wurden alle so traurig, daß sie nicht mehr stritten und mancher Ungar darüber mit der Flucht entrinnen konnte. Manches Ritters Auge wurde naß, als sie den todten Fürsten sahen, mancher raufte sein Haar aus und mit Recht ward er von allen sehr beklagt. Zu Heiligenkreuz ward er bestattet nach Fürstensitte."

Aber der einfache Rittersmann Ulrich von Liechtenstein zeigt auch ein politisches Verständnis für die Bedeutung des Unglücksfalles, er konnte die Tragweite dieses Ereignisses richtiger würdigen, als manche

moderne Geschichtsforscher, denn er sagt dann weiter: „Nach Friedrichs Tod erhub sich große Noth in Steier und Österreich, mancher ward arm, der vor reich war, es geschah viel Unbildes, man beraubte die Land Tag und Nacht, wovon viele Dörfer wüste lagen. Die Reichen nahmen den Armen ihr Gut, womit sie ihre Würdigkeit verloren. Wenn sich der reiche Mann so großer Untugend annimmt, daß er ein Räuber wird, so verliert er Gottes Huld und der Frauen Gunst: wenn der Edele das tut, was schon an Unedlen Laster ist, so wäre besser, er wäre nie geboren, wenn sich ein Hochgeborener vor Hauptschaden nicht bewahrt, soll man den tugendhaften unedlen Mann weit vor ihm schätzen."

Diese Äußerung kennzeichnet zugleich die echt ritterliche Sinnesart, die nicht nur Ulrich v. Liechtenstein, sondern die ganze österreichische Ritterschaft, vom Herzog angefangen bis zum Dienstmann beherrschte, allerdings in den schönen Zeiten, da das Rittertum sich zur edelsten Blüte entfaltete. Tausende von Schenkungsurkunden, die noch heute in den Stiftsarchiven bewahrt werden, und in denen kaum ein österreichisches Adelsgeschlecht fehlt, legen Zeugenschaft ab, daß dieser edle und gerechte Geist den Adel beseelte.

Was uns die Rechtsurkunden nicht sagen, das sagen uns die Lieder und Epen jener glanzvollen Zeit, das sagen uns die formvollendeten und stilvollen Bauten und Kunstdenkmäler der romanischen und gotischen Zeitepoche. Wie neu befruchtet blühte die Kunst auf und entfaltete sich zu einer ungeahnten später kaum noch erreichten edlen Pracht. Denn diese Kunst ist in ihrem Wesen wahr, naturecht, fromm und kindlich. Man werfe z. B. einen Blick auf das berühmte Tempera-Gemälde im Chorherrenstifte Klosterneuburg. Alles häßliche verbannt diese Kunst. Nur das Schöne soll darstellungsfähig sein und wo häßliches dargestellt werden muß, da wird es stilisiert und gemildert. Alle Figuren des Gemäldes haben zarte und schlanke Hände, die dem ritterlichen Schönheitsideal entsprechen. Ein ruhiger Schmerz ist über den Leib des gekreuzigten Heilandes gebreitet und um der ganzen Szene das Realistische zu benehmen, umschweben Engelsgestalten das Kreuz, um das herabfließende Blut in kostbaren Kelchen aufzufangen. Das ist keine Kunst um der Kunst willen, das ist eine Kunst, die nur das Edle und Schöne verherrlichen will, um auf den Beschauer erbauend, tröstend und erzieherisch zu wirken. Ruhig und männlich, aber doch voll tiefen Gemütes ist die Gruppierung der unter dem Kreuze stehenden, Schmerz, Bewunderung, aufmerksam werdende Gleichgültigkeit sind trefflich zum Ausdruck gebracht.

Die wahre Kunst ist das Spiegelbild ihrer Zeit. Die Kunstwerke charakterisieren eine Zeit besser als Geschichtsquellen, die oft unklar und lückenhaft, oft sogar gefälscht sind. Es war eine farbenfreudige Zeit vornehmsten Geschmackes, die sich so stilvoll kleidete, wie dies das prachtvolle Glasgemälde (XIII. Jahrh.) aus der der Pfarrkirche von Steyr (vielleicht ehemals in Stift Lilienfeld oder Heiligenkreuz) zeigt.

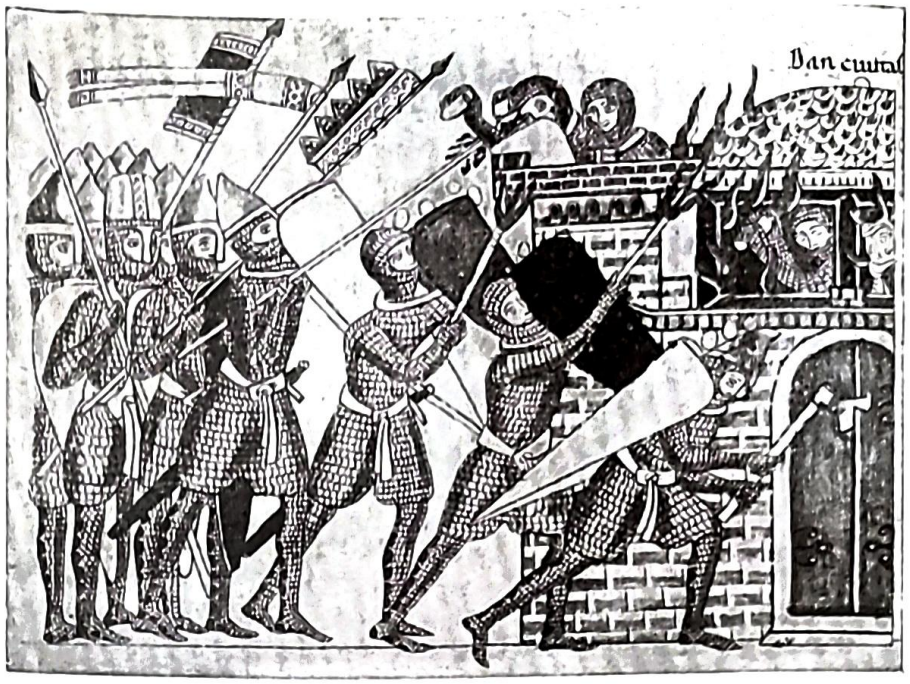
Wir sehen hier eine Darstellung des berühmten Babenbergerherzogs Leopold VI. des Glorreichen. Die Kirche zu seinen Füßen ist das Münster der von ihm gestifteten Zisterzienserabtei Lilienfeld. Der Herzog ist in prächtige ritterliche Gewandung gekleidet. Auf dem lockenumwallten Haupt trägt er den mit Hermelin besetzten Herzogshut. Ein kostbarer Mantel, der von einer goldenen mit dem österreichischen Wappen gezierten Schnalle zusammengehalten wird, fällt ihm über die Schultern. Den Körper umhüllt eine eng anschließende bis über die Kniee reichende farbige Tunika, in die mannigfaltige und geschmackvolle Muster eingewebt sind. An dem besonders prächtigen Wehrgehänge hängt das mächtige gerade Schlachtschwert. — So sah die Tracht der edlen Herren und Ritter in Österreich zur Blütezeit des germanischen Rittertums aus. Es war eine Tracht, wie sie herrlicher und stilvoller weder zuvor, noch nachher getragen wurde. Es war eine Tracht, die würdig war der schönen und edlen Menschen, die sie kleidete.

Wie mit dem Verfall des Rittertums und der Ritter auch allmählich der Geschmack vergröbert, das merkt man deutlich an den Bildern aus der späteren Zeit. So schmückt heute den Abtsthron in der Abteikirche in Heiligenkreuz ein äußerst wertvoller Gobelin, der aus dem Ende des Mittelalters stammt. Er stellt den heiligen Markgraf Leopold mit seiner Familie dar. Wohl sind die Kleider auch noch prächtig und erinnern vielfach an den Glanz der früheren Zeiten, aber sie zeigen nicht mehr die edle vornehme Einfachheit in Schnitt, Zeichnung und Farbe.

Doch nicht in dem prunkenden und bequemen Hausgewand fühlten sich die österreichischen Ritter am wohlsten, als Freunde des Kampfes und der Aventiure konnten sie nicht früh und oft genug in die schwere und unbequeme Rüstung kommen. Die gesamte Rüstung heißt Wigewant, Sturmgewant, Stritgewant, gewöhnlich aber Harnasch.

Vor dem Anlegen der Rüstung zog der Ritter den gewöhnlichen Anzug aus und behielt bloß die Unterkleider an. Die seidenen Hemden waren schon damals beliebt, da sie leicht waren und gegen die

Schwerthiebe schützten. Ein festes wollenes Wams behielt man jedenfalls an und schützte die Kniee dadurch, daß man sie mit weichem Filz umwand. Dann legte man eine gepolsterte Binde an, um den Unterleib gegen Stöße zu bewahren. Mit diesem Körperschutz war ein Schutzpolster für die Hüften verbunden. Darüber wurden nun die Kettenpanzerhosen angezogen. Entweder wurden dieselben hinten an der Wade und bis über die Kniekehle hinauf mit Lederriemen zugebunden, oder sie waren wie ein Strumpf geschlossen und der Ritter brauchte bloß die Beine in die Höhe zu strecken, damit die schweren Eisenhosen von selbst an dem Bein hinabrollten.



Erstürmung des Tores einer Burg.
(Aus dem Lustgarten der Herrand von Landsberg, 12. Jahrhundert.)

Wie die Hosen der ungeharnischten Männer umschlossen die Eisenhosen zugleich den Fuß und reichten bis hoch an den Oberschenkel hinauf. Um die Lenden war ein Gürtel (Lendenier) gelegt, an dem die beiden Hosenbeine befestigt wurden. Wurde der Lendenierstrick zerhauen, so fielen die Eisenhosen herunter, entblößten das Bein und machten den Mann schutzlos.

Aber Eisenhemd und Eisenhose (isenhose) schützten den Ritter nur solange als er aufrecht stand und kampffähig war. Sobald er einmal auf dem Boden lag, war ein Aufstehen infolge der schweren Ringelpanzerhemden unmöglich, und der vordringende Feind hatte nichts zu tun, als die Schöße des Waffenhemdes aufzuheben und von unten her sein Schwert dem Liegenden in den ungeschützten Unterleib zu stoßen. Nachdem die Hose angelegt war, zog man einen Rock an, der ebenfalls stark mit Werg oder ähnlichen Polstermitteln ausgefüttert war. Diese bis über die Hüften herabreichende Jacke ist das Wams (mhd. wambeis). Die Schultern deckte noch besonders ein gefüttertes, meist aus Seidenzeug angefertigtes Kleidungsstück, das Spaldenier. Der Hals wurde von einer dicken und festen Halsbinde oder einem weitherabreichenden Kragen, der mit Knöpfen an der Kehle geschlossen war, sorgfältig gegen Verwundung gesichert. Es ist dies das Kollier.

Über die Unterkleider zog man nun die „Brünne" oder den „Halsberc". Dieser ist, wie die Monumente zeigen, ein mit Ringen benähter oder aus verschlungenen Ringen hergestellter Rock, der den ganzen Oberkörper umschloß, Ärmel hatte und bis etwa zu den Knieen herabreichte. Vorn und hinten waren die Schöße des Rockes so weit aufgeschnitten, daß der Ritter bequem zu Pferde sitzen konnte. Gewöhnlich, wenigstens in der älteren Zeit, hing am Halse des Halsberc noch eine Art Kapuze, das Härsenier, das über den Kopf gestreift werden konnte. Den Hauptbestandteil der Rüstung bildeten die schon oft genannten Ringe; wenn ein Hieb gut getroffen hatte, rieselten gleich mehrere Ringe zu Boden, sei es, daß die Fäden, mit denen sie aufgesteppt waren, zerschnitten, oder daß durch die Schärfe des Schwertes die Ringe selbst zerhauen wurden und sich aus dem Kettengeflecht lösten.

Über das Kettenpanzergewand wurde noch ein Lederhemd, Curie oder Kursit, angezogen. Zu Anfang des XIII. Jahrhunderts wurde der „Wappenrock" aus den kostbarsten Seidenstoffen gefertigt und mit aller erdenklicher Pracht ausgestattet. Seine Farbe entsprach der des Schildfeldes, mit Gold und Seide wurden die Wappenzeichen darauf gestickt, ein farbiges Unterfutter, zierlich ausgezackte Borten dienten dazu, das Kleidungsstück noch schöner erscheinen zu lassen.

Um den Kopf gegen die Hiebe zu schützen kam über das Härsenier noch ein Eisenhütlein, das meistens gepolstert war. Es hieß Hut, Helmhut, Flinshut, Beckenhube u. dergl.

Das Schlußstück der Rüstung war der Helm. Die Form der Helme wechselte nach Zeit und Mode. Die älteren Ritterhelme reichten nur bis zur Stirne, ließen Hinterkopf und Nacken völlig frei, da sie durch das Härsenier ohnehin genügend geschützt waren. Nur ein kleiner Teil des Gesichtes war demnach frei. Aber da suchte man durch ein Nasenband, ein längs des Nasenrückens vom Helm herablaufendes Eisenblech, die Nase zu schützen.

Die Nasenleiste ist der Ausgangspunkt zu weiterer Entwicklung der Helmform. Die Nasenleiste war vielfach kein Schutz, sondern war direkt gefährlich. Denn traf ein Hieb die Spange, so bog sie sich einwärts und bohrte sich in das Gesicht, so daß der eigene Helm dem Ritter große Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Man machte nunmehr die Nasenleiste so breit wie das ganze Gesicht und ließ als Vorderseite des Helms eine halbzylindrische Platte bis zum Mund herabgehen. Wegen der Ähnlichkeit mit einem Bart hieß dieser Helmteil die „Barbière". Es war nur notwendig, in der Barbière Löcher für die Augen (diu venster) und Luftlöcher für bequemere Atmung auszusparen und das spätere „Visier" war fertig.

Es war nun eine ganz natürliche Entwicklung, daß der Helm auch im Nackenteil tiefer herabreichend geformt wurde. Dadurch entstand die Form der Topfhelme, die den ganzen Kopf vom Scheitel bis zu den Schultern in eine topfförmige Eisenhaube einhüllte. Die Barbière, die anfangs fest mit dem eigentlichen Helmkopfe verbunden war, wird später selbständig ausgebildet und konnte abgenommen und aufgebunden werden. Noch später entstand daraus die Gesichtsklappe, die als Visier allgemein bekannt ist. Als Erkennungszeichen trugen die Ritter auf den Helmen die „Zimiere oder Kleinode", wie Hörner, Flüge und Wappenbilder. Um bei Sonnenbrand das Heißwerden der Helme zu verhüten, trug man über dem Helm gewöhnlich Tücher in den Wappenfarben, die sogenannten Helmdecken.

So war nun der Ritter vom Kopf bis zum Fuß in Eisen gehüllt. Angenehm zu tragen für einen verweichlichten modernen Mann wäre diese Rüstung nicht gewesen. Aber damals waren die Ritter von Jugend an an ihren harten und mühseligen Kriegsdienst gewöhnt. Die Ritter mußten aber hagere und sehnige Gestalten gehabt haben, ein Fettwanst wäre in diesem Kriegskleid nach einer halben Stunde erstickt, ehe es noch zu einem Kampfe gekommen wäre. Zu Pferd ließ sich eine solche Rüstung noch ertragen, aber zu Fuß wurde es selbst einem erprobten Ritter schwer, eine längere Strecke zurückzulegen.

Noch müssen wir als Trutzwaffen die Schilder erwähnen. Sie sind in der älteren Zeit groß und ungefüge von länglich dreieckiger Gestalt und fast so hoch als die ganze Gestalt. Sie bestehen meist aus Holz, das mit Fellen überzogen und mit Eisenbändern (gespenge) am Rand und in der Mitte (Schildbuckel) versteift ist. Der Schild hängt mit einem Bande (der schiltvezzel) am Halse des Ritters. Es war ganz natürlich, daß man die Schildfläche benützte, um sie mit den Wappen des Schildträgers zu zieren und zu schmücken.

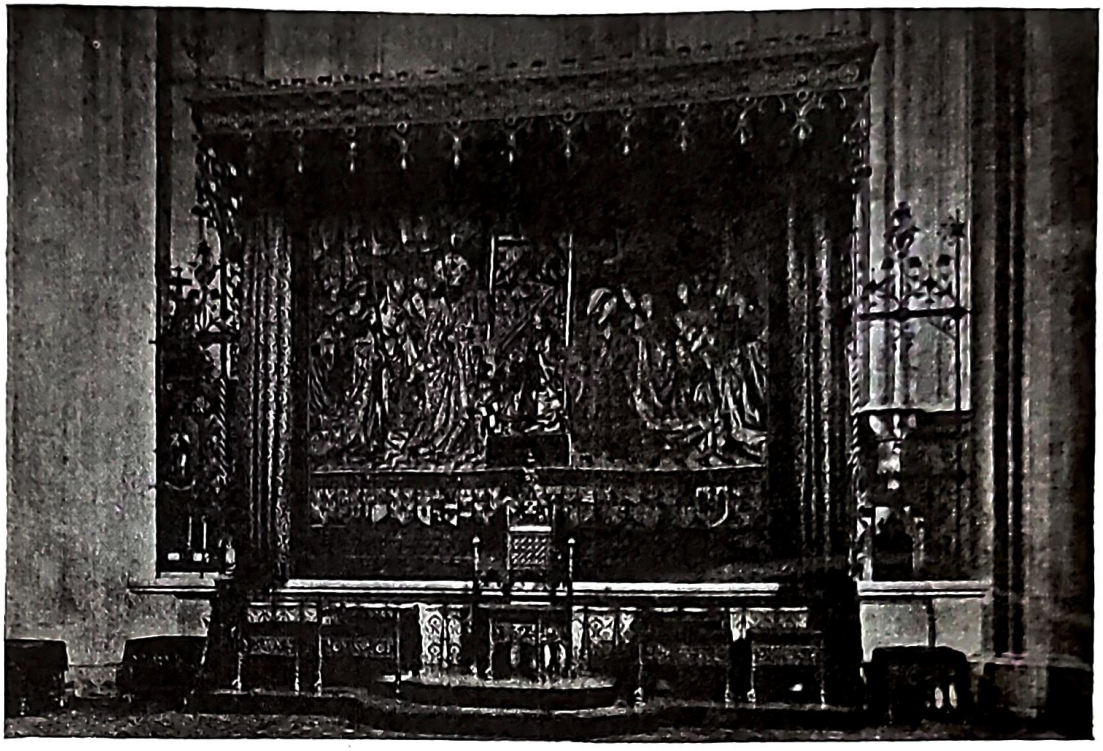
In Friedenszeiten hingen die Schilde an der Wand des Festsaales und zwar immer die der gesamten ritterlichen Gesellschaft, die sich im Hause zusammengefunden hat. Das Heraushängen der Schilde vor die Zinnen der Burg bedeutete, daß die Besatzung zu äußerster Gegenwehr entschlossen sei.

Neben Schwert und Schild war des Ritters treuester Gefährte das Streitroß. In der Regel ritt man schwere Hengste. Stuten verschmähte man. Auch das Roß bekam ein Kettenpanzerkleid und ward mit einer weichen unmittelbar auf der Haut aufliegenden Decke bekleidet, die das Scheuern der Panzerringe mildern sollte. Über den Kettenpanzer wurde als besonderes Prunkstück eine Samtdecke (die covertiure) gebreitet, die die Farbe des Wappenschildes zeigte und gewöhnlich noch mit andern äußerst geschmackvollen Stickereien geschmückt war. Der vor dem Sattel befindliche Teil der Decke heißt Brustenier, der andere, welcher den Bug des Pferdes schützte, mittelhochdeutsch gropière.

Vergegenwärtigen wir uns nun die Gesamterscheinung eines Ritters aus der Blütezeit des Rittertums beiläufig aus dem Anfang des XIII. Jahrhunderts. Es ist ein Bild gesunder Kraft und eines natürlich anmutenden Schönheitsgefühls. Der Eisenmann sitzt auf seinem Roße, das vom Haupte bis zum Fesselgelenk von einer bunten flatternden Samt- oder Seidendecke umgeben ist; nur Nüstern und Augen sind frei. Der Reiter selbst ist mit einem gleichgefärbten, gestickten, bunten, ärmellosen Rocke bekleidet; an Armen und Beinen kommt der silberglänzende blanke Ringelpanzer zum Vorschein; an der Linken hängt das mächtige Schlachtschwert, mit der linken preßt er den buntbemalten Schild an die Brust, während die Rechte die Lanze umklammert, deren Schaft gleichbemalt ist und an deren Spitze das bunte Banner flattert. Diese Erscheinung ist ernst und streng wie die Gesinnung jener Zeit, sie entbehrt aber nicht der heiteren Farbe, nur ist aber auch die Farbe auf die Familienfarben beschränkt. Gerade in diesem Maßhalten, in diesem Vermeiden alles Mischmasches drückte sich der reine und edle-vornehme Geschmack jener Zeit auch schon in

der Gewandung aus. Nur die helleniſche Kleidung in ihrer künſtleriſcheſten Periode kann ſich an Pracht und reiner Schönheit mit der Tracht des beginnenden XIII. Jahrh. vergleichen.

In der vollen ritterlichen Wat des XIII. Jahrhunderts erſcheint uns z. B. Öſterreichs berühmteſter Ritter Ulrich von Liechtenſtein auf einer Miniatur der Heidelberger Liederhandſchrift (vergl. den Aufſatz: „Aventiure in Öſterreich"). Auf einem prächtigen Rappen ſprengt der ritterliche Sänger daher. Auf dem Haupt den vergoldeten Topfhelm mit dem Augenfenſter und den Luftlöchern, als Zimier hat er eine gekrönte Frauengeſtalt mit einem Liebespfeil und einem Liebesbrand. Vom Hals bis zur Fußſpitze ſteckt er in einem Kettenpanzer und darüber hat er einen grünſamtenen Wappenrock, in den ſilberne Blätter eingeſtickt ſind. In der Rechten hat er die dreizackige Turnierlanze, auf der linken Seite trägt er den Schild mit ſeinem Wappen. Die Pferdedecke iſt aus demſelben Stoff wie der Wappenrock und äußerſt wirkungsvoll mit Wappenſchildern belegt. In dieſer Miniatur iſt die berühmte Szene verewigt, da Ulrich von Liechtenſtein als „grüner Ritter vom Berge" zum Frieſacher Turnier kam. Phantaſtiſch, ſchwärmeriſch, dabei kindlich naiv, mutig und ausdauernd in Ertragung aller Mühſale, gewandt im ritterlichen Handwerk, iſt Ulrich von Liechtenſtein der Typus des mittelalterlichen Ritters. Am meiſten machte er ſich berühmt durch ſeinen abenteuerlichen Zug als Frau Venus. Als Frau verkleidet ritt er durch ganz Kärnten, Steiermark und Öſterreich, alle ihm begegnenden Ritter zum Tyoſt auffordernd. Er ſelbſt berichtet uns von dieſer Fahrt und von ſeinen Aventiuren, die er zu beſtehen hatte. So ſchreibt er z. B. von ſeinen Erlebniſſen, als er ſich Wiener Neuſtadt näherte:



Flandriſcher Gobelin (Arazzo) im Ziſterzienſerſtifte Heiligenkreuz, Niederöſterreich.

„Ich ritt an den Cherbach (Kehrbach bei Wiener-Neuſtadt) und ſah gegen mich herführen ein Banner und wohl zehn Speer, das Banner war ſilberweiß und darin ein blauer Ember*) geſchnitten, hinter dieſem kam ein Ritter, der hieß Herr Berthold; ich wappnete mich alsbald, band den Helm zu Haupt und nahm einen Speer, da kam er gegen mich als ein ritterlicher Mann, ſchön und lang war der Puneiz, das Feuer ſprang aus beiden Helmen und beide Speere zerbrachen, er ſtach mir mit ſeinem Tyoſt den Helm am Kinne, daß mir das Kinn vom Blute naß wurde. Ich band meinen Helm feſter und das war Noth, denn ſeine Riemen waren abgeriſſen. Da kam gegen mich der Herr Wulfing von Horſchendorf, auf den ich drei Speere verſtach, er verfehlte aber die Tyoſte. Darnach beſtunden mich fünf gute Ritter, denen der Tyoſt geriet. Damit ſchied ich vom Felde und gab ſechs Fingerlein (Ringe) hin, Herr Wulfing erhielt keins, weil er mein gefehlt hatte.

Ich zog in die Stadt (Wiener Neuſtadt) und hieß meinen Kammerer mir ein Bad außerhalb der Stadt zu bereiten, ſo daß es niemand gewahr wurde: heimlich begab ich mich dahin und ſetzte mich in das

*) Eimer.

Bad, worin ich meine Müde vergaß. Die Bader badeten mich, von denen mich keiner kannte, da geschah mir im Bade eine wunderliche Geschichte, da wurde mir liebes Leid und freudiges Ungemach von Weib und Kind, davon mein Herz verwundet wurde. Mein Kammerer ging von mir nach der Herberge, um mir ein Gewand zu holen; da saß ich allein, gar ohne Gesinde und ich glaube, was geschehen soll, das füget sich, wie es auch immer mag, denn indem ich so allein saß, kam ein fremder Knecht zu mir, gut gekleidet, höfisch und klug; der Knappe trug einen guten Teppich, den nahm er und legte ihn vor das Bad, darauf legte er Frauenkleid, ein Risen und ein schönes Röckelein, dazu ein wonniglich Haftel, ein Schapel und ein Fingerlein, der Stein im Fingerlein war ein Rubin, so rot wie ein süßer Frauenmund, darzu legte er einen Brief, der mit süßen Worten sagte, wer mir dies Kleinod sandte. Da ich die Kleinod sah, sprach ich mit großem Zorn: sagt an, wem habt Ihr dies hergebracht? denn Ihr sollt mir wahrlich glauben, daß ich es nicht annehme, tragt es wieder fort, das ist Euch gut. Der Knappe schwieg und ging, kam aber gleich mit zweien andern Knechten wieder, die trugen ihm Rosen nach, von schöner Röte und frisch geblättert, davon streute er so viele auf mich, daß mich in dem Bade niemand sah, wobei der Knappe kein Wort redete. Was ich auch zürnte und was ich auch bat, er streute immerdar Rosen über mich, so viele, daß der Fußboden wonniglich von Rosen gefärbt war. Darnach neigte er mir mit Zuchten und schwieg still, was ich auch reden mochte, er war mir ganz unbekannt und so ging er von mir."

Schwer und mühselig war das Tragen der Kriegsrüstung. Ohne Übung und Gewöhnung war es ein Ding der Unmöglichkeit, in dem unbequemen Eisenkleid sich zu bewegen und zu kämpfen. Und doch mußte diese Unannehmlichkeit ertragen werden. Die beste Vorbereitung auf das ritterliche Waffenwerk waren die ritterlichen Spiele. Man unterschied in der Blütezeit des Rittertums drei Arten von Ritterspielen. Die erste Art hieß Buhurt und war nichts anderes als eine Art Carousſel-Reiten, eine Vorführung von Reitkunststücken. Eine zweite Art war der Tyost. Er wurde am meisten und am leidenschaftlichsten geübt.

Beim Tyostieren wird ausschließlich die Lanze gebraucht und zwar ist dieselbe abgestumpft ohne die scharfe Spitze, sondern nur mit einer flachen, etwas gezackten Platte versehen dem (krönlin). Ritter wie Roß waren gepanzert, sie sprengten im Galopp an und stürmten dann mit verhängten Zügeln auf einander los. Jeder versuchte mit der eingelegten Lanze den Gegner zu treffen, mit dem Schild den Stoß zu parieren. Das Aufeinanderprallen der Kämpfer heißt puneiz. Traf der Speer den Gegner richtig, so wurde derselbe entweder aus dem Sattel gehoben, oder die Lanze zersplitterte an dem richtig parierten Schild, so daß die Stücke umhersplitterten.

Die dritte und vornehmste Art der Ritterspiele war der Turney. Der Turney war ein Massengefecht, also eine Nachahmung einer wirklichen Ritterschlacht, nur focht man mit stumpfen Schwertern, beziehentlich mit Holzknüttel, so daß man zwar tüchtige Hiebe, Fuß- und Pferdetritte bekommen konnte, eine tödliche Verletzung aber verhältnismäßig selten war.

Es ist nun für den kriegerischen Geist der Ritterschaft bezeichnend, daß die österreichischen Länder der Schauplatz der berühmtesten Ritterturniere waren. Eines der ältesten österreichischen Turniere, von denen wir wissen, ist das Grazer Eisturnier, das jedoch durch den bösen Sturz der Herzogs Leopold V. des Tugendhaften einen recht unglücklichen Ausgang nahm.

Aber nicht nur Vorbereitung auf den Krieg und reines Spiel waren die Turniere. Es kam ihnen ein weit höherer sittlicher Wert zu, den man bisher nicht genügend gewürdigt hatte. Die Turniere waren vielfach eine Art ritterlichen Zweikampfs zwischen zwei Fürsten, welche auf diese Art Streitigkeiten mit den Waffen austrugen, um so ihre Untertanen vor den Drangsalen und Nöten eines Feldkriegs zu bewahren. Dies war auch die Veranlassung des größten und berühmtesten aller Ritterspiele, des glänzenden Turniers von Friesach in Kärnten, das vom 1.—14. Mai 1224 stattfand. Ulrich von Liechtenstein hat uns eine höchst anschauliche Schilderung dieses Festes hinterlassen, die hier Aufnahme finden soll, weil sie erstens die ausführlichste und naturwahrste Schilderung eines Turniers ist, die wir besitzen, und weil sie zweitens ein beredtes Zeugnis von dem ritterlichen Sinn, der damals den österreichischen Adel beseelte, ablegt. Ulrich von Liechtenstein berichtet:

„Gegen die Fasten wurde vernommen, daß der Markgraf Heinrich von Ysterreich*) den Fürsten von Kärnten angreifen wollte; als der Fürst Leopold von Österreich dies vernahm, sprach er: das gestatte ich nicht, sondern ich will es versühnen und in kurzem einen Tag machen. Es wurde von ihm ein Bote an die beiden

*) Istrien.

Fürsten gesandt, der sie freundlich grüßte und sie bat, sie möchten sich nach Freundes-Sitten verrichten lassen, wozu sie beide auch willig waren. So wurde denn ein Tag zu Friesach gemacht, am St. Philippustage, zu Anfang des Mai, wenn der Wald schon gelaubt steht und die Heide ihr wonniglich Sommerkleid angelegt hat. . . . Nun kam der Tag der Fürstensprache, die Boten nahmen Herberge in der Stadt, der Marschall des Fürsten Leopold von Österreich bat, daß man da gezogentlich wäre. In der Stadt wurde jeglicher Fürst geherbergt, ebenso die Grafen, Freiherrn und Dienstmannen. Da kamen der Fürst von Österreich (Leopold VI. der Glorreiche), der Markgraf Heinrich von Ysterreich, der Fürst Bernhard von Kärntenland, der Markgraf Diepolt von Vohburg, um seiner Tugenden geliebt, Graf Albrecht von Tyrol, Graf Meinhard von Görz, der ehrenvolle Graf von Liebenau, der Milde von Hunnenburg und der Graf Hermann von Ortenburg, den niemand um Milde rühmte. Auch kam Graf Ulrich von Pfannenberg, wie der von Schlüsselburg, Jörg von Taufers, die Brüder Schauenberg, Herr Dieter von Lengenbach, der Domvogt zu Regensburg war, Herr Kuntolt von Pettach, Herr Conrad von Schöneneck, der von Auersperg, auch Herr Dietmar von Potenstein.

Von Dienstmannen kamen: der milde Herr Hartnit von Ort, Herr Hartnit von Wildonie, der von Stubenberg, Herr Reimprecht von Murecke, Herr Rudolf von Rase, ein milder und getreuer Mann; der Held von Küngesberg, Herr Herrmann von Chranesberg (Kranichsberg), Herr Otto von Puten und zween Heinrich. Es kam von Truchsen Heinrich und Cholo, Herr Otte von Gräz und sein Bruder Ortolf, auch der tapfere Degen von Wolkenstein; von Styer Herr Gundacker und dessen Bruder Herr Dietmar, Herr Ekkehard von Tanne, Herr Gundaker von Starkenberg, Herr Albrecht von Nusberg; Herr Hadmar von Kunringen brachte mehr als dreißig Ritter mit sich, es kam Herr Wolfker von Gors, der Ritter einer Frauen; Herr Otto von Schönkirchen, Herr Rudger von Antschawe, Herr Ulrich von Steuntz und der von Ottenstein, Herr Hadmar von Schönenberg und der karge Mann von Hakenberg und Herr Heinrich von Kyowe.

Es kamen außer diesen noch mancher biedere Mann, um Ehre zu gewinnen, so kam auch mancher Ritter, der Gut zu gewinnen dachte. Sechshundert Ritter waren unter Schilden versammelt, auch kamen mehr als zehn geistliche Fürsten hin, die den Krieg beseitigen und eine stete Sühne machen wollten.

Ich hieß ferne von der Stadt zehn Hütten und ein Zelt aufschlagen, davor stieß man vier Banner und fünfhundert Speer, dabei lagen sechsunddreißig Ritter, die um Frauen Ritterschaft pflegen wollten, von denen viele kaum den Anbeginn des Spiels erwarten konnten; ja wir lagen die Nacht alle in solcher Begier wie die Falken. Als die Sonne am Morgen aufging, zogen sie von allen Seiten zu mir, mit manchem reichen leuchtenden Banner, mancher war so wohl geziemieret, daß er die Blumen und das grüne Gras überglänzte. Da liefen Kroyer hin und her und riefen: wer nun tyostieren will, der komme herbei! Mancher gute Ritter stapfte herbei, der Ehre und Leben um die reinen Weib wagen wollte.

Da wir sie herziehen sahen, sprangen wir auf die Rosse, da hob sich mancher schöne Puneis, denn jeder mühte sich, wie er den andern niederstechen wollte. Die Ritterschaft währte den ganzen Tag und mancher tyostierte, der es noch niemals gepflogen, mancher fiel zugleich mit seinem Gegner, mancher lag sinnlos auf der Erde, mancher verlor das Roß, das man ihm fern davon stach. Manche stachen aus hohem Mut, manche um Gut zu erwerben, manche um der Frauen willen und manche um zu lernen.

Als die Nacht gekommen war, zogen sie in die Stadt, wir mußten auch das Feld räumen und fanden im Zelt gut Gemach. Ich hatte an dem Tag wohl dreißig Speer verstochen und nun richtete ich meine Gedanken darauf, wie ich eine ritterliche Tat ausführen möchte. Ich wollte nämlich am Morgen wieder stechen und mich dann vor den Leuten heimlich auf einen Berg begeben; dann will ich grün geziemiret mit zwölf Knechten wieder kommen, jeglicher soll einen grünen Speer mitführen, auch soll ihr Kleid und die Decken der Pferde grün sein. So geschah es am andern Morgen, ich war mit den Hochgemuten früh bereit. Da wurde Herr Conrad von Sonnecke von mir zuerst bestanden, dann Herr Kuntolt von Pettach, dann rannte ich den Tapferen von Kungesberg an, dann Herrn Ulrich von Steunz, auf diese vier verstach ich dreizehn Speere; dann begab ich mich heimlich in mein Gezelt und von da rannte ich auf den Berg, wo ich mein grünes Wappenkleid bereit fand, mein Wappenrock und meine Decke waren von grünem Samt und mein Schild und Helm waren grün, ebenso meine zwölf Speer, meine Knechte waren grün und ihre Pferde. Ich nahm nun einen grünen Speer in meine Hand und ritt zum Tyostieren hin, wohl hundert Ritter fand ich schon in Arbeit; ich freute mich, daß mich niemand erkannte, mein Bruder kam zuerst gegen mich und sprach: Ihr guter Ritter sollt mich zuerst vor allen bestehen. Aber ich schwieg und wandte mich von ihm, da bestand mich ein biederer Mann, Hug von Tinfers, er war reich geziemirt und sein Speer wonniglich, wir fehlten beide nicht, er traf mich an das Coller; und ich ihn an den Helm, die Splitter flogen hoch und Leute kamen

36*

Turnier. (Aus dem Luſtgarten der Herrand von Landsberg, 12. Jahrhundert.)

zum Schauen herbei; wir beide verſtachen wohl zehn Speere aufeinander; da kam Herr Hadmar von Kunringen, deſſen Zimier ganz golden war, ich nahm mein Roß zu den Sporen, und unſere beiden Speere zerſplitterten, die Schilde zerkloben, und unſere Knie berührten ſich, doch geſchah die Tyoſt nicht ohne Schaden, er ſtach mir in den Arm und ich empfand mich etwas wund, doch erfuhr er es weder, noch ſonſt da jemand, wir riefen beide: Speere her, Speere her! Man gab ſie uns und wir verſtachen wieder ſieben Speere, worauf er ſeinen Helm abband. Darauf kamen gegen mich Herr Wolfger von Gors, der erſt den Frauen diente, er verſtach zwei Speere auf mich und ich zwei auf ihn; darnach beſtund mich Herr Leupold von Lengenburg, dem ſtach ich ſeinen Helm ab. Hierauf baten meine Knappen, die Ritter ſtill zu halten, und ich trabte vom Felde . . . .

Darauf am dritten Morgen griffen die biederen abermals zur ritterlichen Arbeit und die Ritterſchaft währte überhaupt wohl zehn Tage. Der Fürſt Leopold von Öſterreich ſprach da: endlich verdrießt mich dies; ſollen wir hier nichts anderes ſchaffen als Stechen? Darum bin ich nicht hergekommen; ich habe einen Tag gemacht, um den von Kärnten mit dem Markgraf Heinrich zu verſöhnen.

Der Patriarch von Ageley (Aquileja) ſprach: die Koſt iſt hier gar zu teuer. Der Biſchof von Babenberg ſagte, es iſt auch mein Ungemach, ſollen wir denn umſonſt hier ſein? Ebenſo ungemut war der reiche Biſchof von Salzburg, der Biſchof Heinrich von Brixen, der Biſchof Rüdiger von Paſſau und der Fürſt von Freiſingen, daß ſie da ihr Gut um unſere Üppigkeit verzehren mußten. Alle Biſchöfe in der Stadt baten darum ſehr teuer den Fürſten von Öſterreich, daß er doch endlich ſchüfe, warum man gekommen ſei, ſie ſprachen: es iſt eine Dummheit, daß wir umſonſt hier liegen. Da ſprach der Fürſt aus Öſterreich: Ihr ſollt mir rathen, wie ich dazu thu, ich kann keinen dazu bringen, die ich doch beim Geſchäfte brauche, denn ihnen tut die Ritterſchaft ſo wohl, daß ich ſie nicht vom Felde bringen kann.

Da ſprach der Fürſt von Kärntenland, ich will hier einen Rat geben, wodurch es gewiß eine Ende hat, wie ſollen ſie turnieren, ich bin in zehn Jahren zum Schimpf in kein Wappenkleid gekommen, das wird jetzt von mir angelegt. Man folgte dem Fürſten und Mancher war des Rates froh, man bat alſo, das Tyoſtieren laſſen und in der Stadt verkündigen, daß der Turney am Montage ſein werde. Ich brach ab Hütten und Gezelt, mit Freuden zogen wir vom Anger in die Stadt und Samt, Zobel, Pfelle, Hermin, Zendal ſchnitt man freudig ohne Maßen viel zum Turney, Silber und Gold wurde auf Zendal gelegt, mancher, der das nicht hatte, ſchnitt Buckram, jeder ziemirte ſich, wie er wollte, auch dachte man darauf, den Turney mit Witzen zu teilen . . . Am Montage, als der Tag aufging, diente man Gott, nach der Meſſe hub ſich großes Gedräng von Knechten in allen Gaſſen, laut wurde der Schall von Poſaunen, Flöten, Hörnern und Pauken . . .

Alle zogen mit Schall aus der Stadt, der Rottmeiſter einer jeden Rotte bat die Seinigen, Acht zu haben, damit ihnen Preis würde und daß ſie ſich nicht drängen ließen.

So waren ſie auf das Feld gekommen, das von manchem lichten Banner glänzte, man ſah da viele leuchtende Speere und manchen Helm ſchön ziemirt. Der Glanz der Helme und Schilde leuchtete manchem ſo in das Auge, daß er kaum ſehen mochte; die Ziemir und Wappenkleider ſchienen mit der Sonne zu ſtreiten.

Da ſah man den von Stubenberg über Feld her ſtapfen, gegen ihn kehrte Herr Hadmar von Kuhringen, er führte die Seinigen gegen die Schar des von Stubenberg und ermahnte ſie, ritterlich zu tyoſtieren; auch Herr Wölfing ermahnte, die ihm folgten, er ſprach: Herr Hadmar will uns hier mit Speeren beſtehen, nun ſtapfet ihm entgegen, daß ein Puneis hier geſchehe, *wie ihn Gott ſelber gerne ſehen möchte.*

Sie ſtapften zueinander und als ſie kaum noch eines Roſſelaufs weit getrennt waren, da war Turnierenszeit, man ſah ſie aneinander kommen und Mann und Roß fallen.

Laut krachten Speere und Schilde, mancher ward so gestoßen, daß ihm die Knie schwollen, manche holten Wunden und Beulen; sie wollten umkehren, da wurde manchem der Helm abgebrochen, manch Schwert erklang auf Helmen, viele Schilder zerbrachen. Herr Hadmar von Kunringen mußte mit seiner Schar entweichen, da kam ihm der Reiche von Mureke zu Hilfe und ritt gegen den von Stubenberg, da kam diesem der biedere Mann von Orte zu Hilfe.

Herr Hug von Tinfers und Hans Hermann von Chransperg ritten mit der Schaar aufeinander und beide wichen nach dem Puneis eines Ackers Weite. Der Graf von Liebenau rannte da tapfer den von Lengenbach an, sein Roß ward von dem Stoß verbuget, davon kam der Graf auf das Land; Herr Sifrid von Dozenbach und Herr Gottfried, sein Vetter, diese zween biedern Mann, brachten das Roß des Grafen fort, dann kamen sie zu ihm zurück, wo er im Klee lag, er hatte vom Treten Schmerzen gelitten. Seine Ritterschaft kam mit künstlichem Reiten, voran Herr Heinrich von Wigan, sie trennten den Thumvogt mit seiner Schaar von ihrem Herrn. Es ritten aufeinander der Graf von Hunenburg und der Graf Hermann und ein lauter Schall ertönte von ihrem Stoß über das Feld.

Der Graf von Tyrol rannte den von Kärntenland an, ihr beider Puneis wurde gut. Nach ihnen beiden kam ihre Schaar, daß das ganze Feld erklang, da wurde gerungen und geschlagen und von den Stößen saß manches Roß auf die Hechsen nieder. Noch hielt Fürst Leopold und bei ihm Diepolt, der Markgraf. Gegen den hielt der Markgraf Heinrich von Ysterreich und bei ihm der von Görz, beide kehrten mit ihren Scharen gegen den von Osterreich. Fast wich der Turney auf den von Osterreich, darüber wurde der reiche Fürst zornig, da ritt er und die Seinen durch den Turney und man hörte laut die Speere krachen. Ritterlich punieret der von Ysterreich und Graf Meinhard von Görz, wenige Schilde blieben ganz und manches Roß ward gebuget. Nun war der Turney von allen Seiten gemengt, man hörte Schallen, man sah Ringen. Der Graf von Görz kam ritterlich an den von Osterreich, er nahm den Fürsten in den Zaum, der Fürst aber vergaß sich nicht, er nahm dem Grafen seinen Helm und die Ritterschaft kam dem Fürsten Leopold zu Hülfe, der Markgraf Diepolt führte sie an, da ward der Graf von Görz genommen, der sich aber doch wehrte als ein ritterlicher Mann. Da der biedere Rudolf von Rase sah, in welcher Not der Graf Meinhard von Görz gekommen, da sah man ihn mit fünfzig Rittern herbeisprengen, unter denen der biedere Heinrich von Lünz war, sie halfen ihrem Herren von dannen, da ward großer Klang von Schwertern und großes Gedränge von Rossen. . . Meinhard von Görz ritt hin und her durch des Fürsten Schar, bis er Herrn Heinrich von Triwerswinkel gefangen hatte. Herr Dietmar von Liechtenstein brach wonniglich geziert durch die Schar, er verschwand wohl an dem Tage fünfundzwanzig Speer hin und her mit seiner Hand.

Mit dem Schwerte hauend ritt der biedere Mann von Küngesberg hin und her, er verstach auch viele Speere und führte fünf Ritter gefangen. Wolfger von Gors verstach wohl zwanzig Speer, der warb wohl an diesem Tage nicht um Gut, sondern um Würdigkeit. . . . Herr Ottokar von Wolkenstein glänzte geziemirt als ein Engel, das war seine Sitte so, wodurch er sich bei Frauen beliebt machte, man sah ihn wie einen Sturm durch die Haufen brechen. . . . . Der starke Heinrich von Chiowe brach ritterlich durch den Haufen, er kam an den Grafen von Tyrol, den er mit großer Kraft von aller seiner Ritterschaft weg zu sich nahm, er wollte ihn gefangen mit sich führen, wogegen sich der Biedere sehr wehrte; Herr Otto von Meizen erbat aber mit großen Bürgen von dem Herrn Heinrich von Chiowe, daß er den Grafen frei ließ, denn er brach ihm den Helm vom Haupte, da mußte der starke Mann den Graf lassen.

Der Schenke Hermann von Osterwitz ritt tapfer hin und her, der Herr Reicher von Eichelberg brach wie ein Falke durch die Scharen und mancher stolze Ritter mußte vor ihm niederliegen. . . .

Man verstach an dem Tage wohl tausend Speer, viele Ritter wurden gefangen, wohl hundertfünfzig verloren ihre Rosse, einer band ermüdet seinen Helm ab, den fand man traurig, manchem deuchte der Tag und der Turney zu kurz. Was ich an dem Tage und wohl sonst wo noch getan, will ich aus Zucht verschweigen, ich sage nur so viel, ich war nicht der Beste und auch nicht der Böste.

Es wurde Abend, man band die Helme ab und alle zogen in die Stadt, wo manches schöne Bad bereitet war. In der Nacht badeten die Ritter, mancher war ohnmächtig vor Müde, dem verband man die Wunden, der ließ sich salben, dem that der Arm weh, dem das Knie, mancher war wie todt vor Schlaf. . . ."

Wir sehen also in dieser prächtigen, trotz ihrer einfachen Sprache so packenden Schilderung fast alle Rittergeschlechter der österreichischen Kronländer vertreten, wir sehen, wie die Edelinge keine Mühe, keine Wunden, keine Gefahr scheuen, ja wie sie mit einer fast unbezähmbaren Kampfesfreude gar nicht genug von Tyost und Turney bekommen können. Dieser einfache und schlichte Bericht des Liechtensteiners straft

all die spöttischen und boshaften Bemerkungen über das Rittertum, die man heutzutage so oft hören muß, Lügen. Sind wir nicht jenen wackeren Männern, die in ihrer kindlich-naiven Genügsamkeit im strengen Ritter- und Waffendienst die höchste Mannes-Glückseligkeit sahen, nicht zu ewigem Dank verpflichtet? Wären sie ebenso wehleidig, so kraftlos, so genußsüchtig und so feig wie das moderne Geschlecht gewesen, so hätte sich die Woge der östlichen Unkultur ungehindert durch das Donautal aufwärts bis ins Herz Deutschlands und Europas gewälzt. In der Tat trat später, als das Rittertum und sein heldenhafter Geist im Aussterben begriffen war, dieser traurige Fall ein, als die Türken vor den Mauern Wiens lagen. Einem ritterlichen Mann, Prinz Eugenius, dem „edlen Ritter" und seiner Schar gelang es, diese fürchterliche Gefahr zu bannen und die türkische Macht für immer zu brechen. Nur die stetige Übung im Turnier konnte den kriegerischen Sinn der österreichischen Ritterschaft lebendig erhalten. So lesen wir in den Chroniken noch öfters von prächtigen Turnieren, so von dem Turnier zu Stadelau 1234, das zu Ehren der Hochzeit der Herzogin Konstantia mit Heinrich von Meißen abgehalten wurde. König Wenzel Ottokar von Böhmen, die Könige Andreas und Bela von Ungarn, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Passau, Freising, Seckau, Bamberg, die Herzoge von Sachsen und Kärnten waren Gäste.

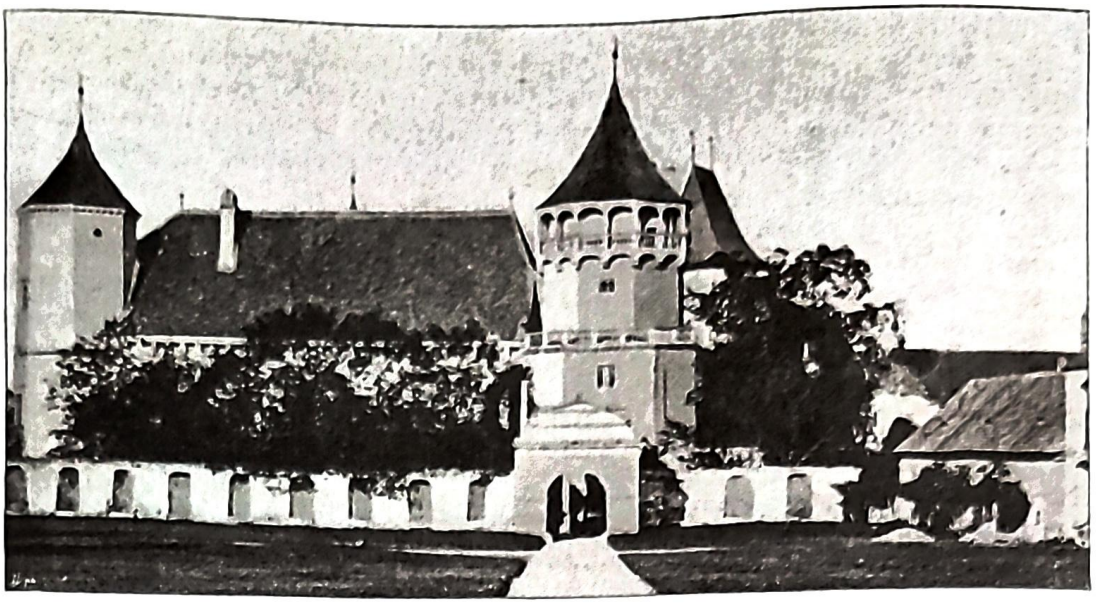
Von einem noch merkwürdigeren Turnier erzählen die österreichischen Geschichtsschreiber zum Jahr 1278. Nach der Schlacht bei Dürnkrut hielt König Rudolf zu Wien ein großes Ritterspiel ab. Dabei konnte man ein ganz seltsames Schauspiel mitansehen. Der alte hundertjährige Ostmarkenrecke der Ott von Haslau, der schon unter Leopold V., dem Tugendhaften, Ritterdienst geleistet hatte, turnierte gewandt mit seinem jüngsten Urenkel Jörg Turs, den Rudolf eben zum Ritter geschlagen hatte.

Auch später noch, als dem Österreicher-Lande friedlichere und ruhigere Zeiten beschert waren, blieb die Freude an ritterlichen Spielen rege, davon geben die prächtigen wohlerhaltenen Turnierplätze bei einigen österreichischen Burgen Zeugnis. Besonders schön und geräumig ist der Turnierplatz der prunkvollen Rosenburg am Kampfluß. Stilvolle Renaissancebögen umgeben den weiten Platz, seinerzeit waren die Umfassungswände und Pfeiler reich bemalt und mit Bildern geschmückt. Aber auch jetzt noch, wo das Klirren der Schilder und Speere, das schwere Stapfen der gepanzerten Schlachthengste längst verhallt ist, umweht den Wanderer, der die Perle der österreichischen Burgen, die Rosenburg besucht, der Hauch unverfälschter Ritterromantik. Die Altane der Burg und die Wehrgänge beleben sich mit festlich geschmückten holdselig lächelnden Frauen und Mädchen, im Hofe tummeln sich Ritter, Herolde und drängt sich die gaffende Menge. Und ein Gefühl der Wehmut beschleicht den Beschauer, wenn er sich aus dem schönen romantischen Traum in die nüchterne Wirklichkeit aufrütteln muß, wenn er sich eingestehen muß, wie inhaltlos, ideallos und schal das Leben des modernen Mannes geworden ist.

Das Leben eines solchen Ostmark-Ritters war ein wenig genußreiches und entbehrungsvolles Leben und trotzdem lohnte es tüchtige Mannesarbeit reichlich. Der bessere Mann kam im Ernstfall, in der S c h l a c h t auch wirklich zur Geltung. Noch lebt im mittelalterlichen Rittertum der schöne germanische Glaube, daß die Schlacht ein Gott wohlgefälliges Werk und die edelste und heiligste Tat des Mannes sei. Glaubt doch Ulrich von Liechtenstein, wie wir oben gelesen haben, daß Gott im Himmel an einem gelungenen „Puneiz" eines wackeren Ritters seine Freude habe. Dieser fromme kindliche Glaube ist nichts weniger als lächerlich, im Gegenteil, wir tun gut daran, ihn ehrfurchtsvoll zu bewundern. Die Schlacht war nach Ansicht der Alten Gottes Gericht. Das bessere, frömmere und gottesfürchtigere ritterlichere Volk hatte mehr Aussicht auf die Hilfe Gottes und seiner Heiligen, als das unritterliche und gottlose Volk. Die moderne Ansicht wirklich aufgeklärter Geschichtsforscher unterscheidet sich hierin nicht wesentlich von der ritterlichen Auffassung des Mittelalters. Denn auch heute noch gelten die Kriege als die Befähigungsprüfungen der Völker, das minder vorbereitete, das minder tüchtige Volk muß unterliegen. Kaum eine andere Ritterschaft hatte öfter diese schwere Prüfung zu bestehen, als die österreichische Ritterschaft. Die größten Ritterschlachten des Mittelalters wurden von der österreichischen Ritterschaft ausgefochten und sieg- und glorreich von ihr gewonnen und gewonnen nicht durch Übermacht der Zahl oder durch unerlaubte List, sondern nach ehrlich deutscher Art im schweren, mühevollen und blutigen Kampf.

Hier wollen wir uns von dem Reimchronisten Ottokar von Hornek den Hergang der Schlacht zwischen den Königen Ottokar von Böhmen und Bela von Ungarn bei Kroissenbrunn erzählen lassen.

Endlich im Juni 1260 standen sich beide Heere bei Kroissenbrunn gegenüber, nur die March trennte beide Lager. Ottokar hatte 100 000 Krieger unter sich, darunter 7000 geharnischte Ritter. Das Heer war in drei Treffen geteilt. Den rechten Flügel nahm der Bischof von Olmütz mit den Mährern und den schlesischen



Turnierhof in der Rosenburg, Niederösterreich.

Hilfstruppen. Der Markgraf von Brandenburg und die Grafen von Hardeck führten den linken Flügel, der aus Österreichern und Steirern bestand. Im Zentrum befehligte König Ottokar die Böhmen.

Bedeutend gewaltiger waren die Massen, über die der Ungarnkönig gebot. Schier alle an Deutschland anschließenden Slavenreiche hatten eine gefährliche Koalition geschlossen. Denn Galizier und Russen waren da unter dem Kommando des Königs Daniel, Polen und Tartaren unter Herzog Boleslaw von Krakau und Lazko, Bulgaren und Serben unter ihrem Fürst Rostislaw. Die Kroissenbrunner Schlacht war ebenso wie 1809 die Aspernerund Wagramer Schlacht, wirklich eine Völkerschlacht, in der über das Wohl und Weh der westeuropäischen Kultur entschieden werden sollte. Doch der Schlachtengott war den Verteidigern der Kultur und Zivilisation günstig.

Am 26. Juni setzte der jüngere König Stefan mit 10 000 Kumanen bei Drösing über die March. Sein Plan war die Mährer und Schlesier zu überfallen. Aber schlecht geführt, verfehlte er die Richtung, geriet immer weiter nach Norden und stieß endlich auf das Lager der Österreicher und Steirer. Sobald die Kumanen mit den Österreichern Fühlung hatten, ergriffen sie eiligst die Flucht, offenbar eine Scheinflucht, die die Österreicher zur Verfolgung anlocken sollte. In der Tat ließen sie sich verleiten und 500 Ritter unter der Führung der drei wackeren Recken, des Grafen von Hardeck, Kadold des „Weisen" und Kraftos von Schleunz ritten gegen die Kumanen vor. Doch die übereilte Kampfhitze wurde ihr Verderben, denn bei Staatz gerieten sie in einen Hinterhalt und wurden nach heldenmütigem Kampf sämtlich zusammengehauen. Ottokar war aufgebrochen, um den Seinen zu Hilfe zu kommen, allein er kam zu spät und konnte nur den Verlust seiner tüchtigsten Ritter beklagen. Zorn und Wut wallten in ihm auf und allsogleich wollte er durch einen allgemeinen Angriff die Schlacht eröffnen und Rache nehmen für die tückische Niedermetzelung seiner Getreuen. Aber schwere Gewitterwolken zogen den Himmel herauf, ein furchtbares Wetter brach los und ein Wolkenbruch überschwemmte die Gegend.

Darauf trat wieder wochenlange Waffenruhe ein, ohne daß die Heere ihre Standorte verließen. Da machte König Ottokar dem Ungarnkönig einen echt ritterlichen Vorschlag. Er bot den Ungarn freien und ungehinderten Übergang über die March an und machte sich erbötig, seine Schlachtreihe um ein bedeutendes zurückzunehmen, um den ungarischen Schlachtreihen Raum zur Entwicklung zu gewähren. Der Vorschlag Ottokars wurde von der gegnerischen Seite gerne angenommen. Es wurde beschlossen, daß die Ungarn am 12. Juli über den Strom gehen, diesseits ihre Stellung nehmen und den 13. Mittags die Schlacht eröffnen sollten. Leider vergalten die Ungarn die echt deutsche Ritterlichkeit des Böhmenkönigs mit asiatischer Tücke und Hinterlist. Denn sie begannen den Flußübergang kurz nach eingebrochener Nacht und schon am frühen Vormittage hatte das ganze Ungarheer den Strom hinter sich. Es warf sich in vertragswidriger Weise sofort auf das Zentrum der Schlachtordnung Ottokars und erstürmte das Böhmenlager am Rußbach. In aller Schnelligkeit stellte Ottokar die Schlachtordnung wieder her, befeuerte durch Wort und Tat die Seinigen. Es gelang ihm auch bald aus der Verteidigung zum Angriff überzugehen.

Zu Mittag kam der entscheidende Augenblick, in dem sich für Jahrhunderte das Geschick Westeuropas entschied. Die böhmischen Eisenreiter wälzten sich in dichter und geschlossener Masse heran, der Boden erzitterte

unter der ſchweren, wild dahin ſtürmenden und belebten Metallmaſſe; mit zermalmender Wucht brachen die Panzerreiter in die leichte Reiterei der Ungarn ein und zerſprengten ſie mit unwiderſtehlicher Kraft. Dann drangen erſt die öſterreichiſchen und ſteiriſchen leichten Reiter auf die wogenden und ſchwankenden Ungarreihen ein und jagten alles in wildeſter Flucht vor ſich her. Stefan und Bela wurden mitgeriſſen und alle Verſuche, die ungariſche Schlachtordnung wieder herzuſtellen, erwieſen ſich als vergeblich. Die Treuloſigkeit und die Hinterliſt der madjariſchen Barbaren hatte die Öſterreicher in Raſerei gebracht, es wurden keine Gefangenen gemacht, ſondern ſchonungslos ward das Tartaren- und Kumanengeſindel niedergehauen. 18 000 Feindesleichen deckten den Kampfplatz, 14 000 mochte die March verſchlungen haben. Erſt vor den Mauern Preßburgs kam die Flucht zu ſtehen.

Die Schlacht war eine der größten Ritterſchlachten und von weltgeſchichtlicher Bedeutung, denn ſie entſchied über das Oſttor Deutſchlands, über die Oſtmark. Kam Öſterreich und Steiermark in die Hand Ungarns, ſo wäre wohl das Deutſchtum in der Oſtmark für immer niedergetreten geweſen. Gar nicht auszudenken iſt, was alles geſchehen wäre, wenn der Zugang zum deutſchen Reich und Weſteuropa in den Beſitz einer kulturfeindlichen Tartarenhorde, wie es die Ungarn waren, gefallen wäre.

Alle die hervorragenden Rittertugenden, die die Herzoge aus dem Hauſe Babenberg zierten, ſchmückten auch die Herzoge aus dem Hauſe Habsburg. Auch die Habsburger waren ſich ihres großen Amtes, die Hüter des Donautores zu ſein, wohl eingedenk und ſie haben ihre Aufgabe ſo gut und glänzend gelöſt, daß ſie es verſuchen konnten, ihre Hand nach dem deutſchen Kaiſerdiadem auszuſtrecken, das mit nur wenigen Unterbrechungen durch faſt 500 Jahre bei dem Hauſe Öſterreich blieb. Man darf nie vergeſſen, daß es das deutſch-öſterreichiſche Volk war, das zwei ſo wichtige Ämter, die Torwache und die Kronwache, ſo lange und ſo ritterlich beſorgt hat. Es war zwar eine große Ehre, um die es die andern Stämme wohl beneiden konnten, aber es war auch eine große Laſt und Ströme von Blut wurden deſſentwillen vergoſſen. Aber nicht umſonſt waren die vielen hundert Feldſchlachten geſchlagen. Die Geſchichte des deutſch-öſterreichiſchen Volkes iſt die Geſchichte eines Herrenvolkes, eine reiche Lehrzeit liegt hinter uns, unſere Väter haben uns einen reichen Schatz als Erbgut hinterlaſſen, eine reiche und prächtige und uralte im Boden wurzelnde Kultur. Es handelt ſich nur darum, uns dieſen Reichtum zu Bewußtſein zu bringen und ihn fruchtbar auszunützen.

Die große weltpolitiſche Bedeutung Öſterreichs hatten die Habsburger immer klar erkannt, unverdroſſen und zäh hatten ſie in dieſer Richtung gearbeitet, einmal — unter Karl V. — hatten ſie dieſes Ziel bereits erreicht, aber nur auf kurze Zeit, denn eine wahre Hetzjagd aller Neider Habsburgs und Öſterreichs entſtand damals, und nicht eher ruhten dieſe feindlichen Mächte, bis ſie die Übermacht Habsburgs und Öſterreichs zertrümmert hatten und den ruhigen Entwicklungsgang einer die ganze Welt umſpannenden chriſtlich-deutſchen Vormacht, die der ſicherſte Hort der Ziviliſation geweſen wäre, zerſtört hatten.

Dieſe feindlichen Mächte waren unfähig, an die Stelle der Ruine, die ihr Werk war, ein neues großes Gebäude zu ſetzen, ſie hatten das zweifelhafte Verdienſt erworben, an Stelle der Ordnung und Kraft, Unordnung, Schwäche und namenloſes Elend geſetzt zu haben. Anders die Habsburger. Sie hatten gleich zu Beginne ihrer Regierung gezeigt, daß ſie im Stande waren, in eine heilloſe Verwirrung Ordnung zu bringen. Rudolf und ſein Sohn Albrecht gingen ſchneidig und kraftvoll vor, um den öſterreichiſchen Landen nach den Drangſalen des Interregnums den langentbehrten inneren und äußeren Frieden zu ſichern. Dieſe Kämpfe um den Frieden und die weitere Ausgeſtaltung der öſterreichiſchen Hausmacht bot reichlich Gelegenheit zu ritterlicher Betätigung, und ſo ſehen wir, daß ſich unter den Habsburgern in Öſterreich der edle, germaniſche ritterliche Geiſt weit länger erhielt als anders wo. — Weitaus ſchwieriger und gefahrvoller für die mittelalterliche Kriegskunſt als die Feldſchlacht, war die B e l a g e r u n g feſter Plätze, die gerade um jene Zeit bei dem Aufblühen der Städte immer häufiger zur Anwendung kommen mußte, da die Habsburger mit aufrühreriſchen Städten und Raubrittern heftige und erbitterte Kämpfe auszufechten hatten, um die Widerſpenſtigen ihrer landesherrlichen Gewalt zu unterwerfen. Die Belagerungen waren deßwegen ſo ſchwer, da die Ritterheere ihrem Weſen nach eigentlich Reiterheere waren, die für den Fußkampf faſt unbrauchbar und zur Pionierarbeit überhaupt ganz unverwendbar waren.

In der Reimchronik des Ottokar von Horneck († nach 1300) findet ſich V. 30 181 – 30 887 eine anſchauliche Beſchreibung der in das Ende des 13. Jahrhunderts fallenden Belagerung von Martinsdorf und St. Margareten durch Herzog Albrecht. Er ließ die Katzen an den Graben bringen, um die Mauern in den Grund zu brechen, auch ein Sturmbock wurde ſo nahe herangetrieben, daß die Belagerer alles Tun und Treiben der Bewohner beobachten konnten. Die Steinſchleudern, Wurfmaſchinen und Blíden warfen Tag und

Nacht große Steine in die Burg. Leute und Rosse, manches Dach und manche Wand wurden damit vernichtet, die Estriche, welche die Belagerten schirmen sollten, durchbrochen und die festen Türme so zerstört, daß man durch sie hindurchsehen konnte. Ein hoher und starker Rundturm war mit einem festen und dicken Schindeldach gedeckt. Ebenso war Haus und alle Wehre mit Dächern überdeckt. Die Belagerer warfen deshalb „ein Feuer von Schwefel" mittelst einer Schleuder auf die Dächer, die in Brand gerieten. Da wenig Wasser in der Burg war, wollten die Belagerten die brennenden Dächer aufbrechen, wurden aber durch wohlgezielte Würfe des Antwerkes von der Arbeit vertrieben, so daß sie sich darauf beschränken mußten, das darunter befindliche Gewölbe mittelst eiserner Türen zu schließen. Schließlich wurde der Turm untergraben und umgeworfen und der Herzog ließ gar verwüsten was zu der Veste gehörte.

Einzelne Erfolge des alten Reiterheeres der Ritterschaft gegenüber dem Fußvolk, das sich hinter den Mauern und Türmen der Städte verschanzte, konnten den Gang der allgemeinen Kulturentwicklung und den Untergang des Rittertums nicht aufhalten. Die Habsburger hatten mit ihrer treuen österreichischen Gefolgschaft noch viele berühmte Ritterschlachten geschlagen. So focht Herzog Albrecht (1298) am Hasenbühl um die deutsche Krone mit Adolf von Nassau. In dieser Schlacht siegten die Österreicher, indem sie hauptsächlich danach trachteten, die Pferde der Feinde durch Schwertstiche kampfunfähig zu machen. Adolfs Reihen gerieten dadurch in Unordnung, die Reiter stürzten und waren, einmal auf dem Boden liegend, infolge der schweren Rüstung wehrlos. Albrecht soll persönlich mit Adolf zusammengestoßen sein und ihn im ritterlichen Kampfe getötet haben. Der Fürst setzt selbst sein Leben ein, ebenso wie der geringste Soldat. Ist diese Art des Kampfes nicht edler, vornehmer als die Kriege der modernen Zeit, die nicht mehr von den Fürsten und um der Fürsten willen, sondern um Leute geführt werden, die weit vom Schuß sitzen, die keine Verantwortung haben, die nichts zu wagen brauchen, die dafür aber nichts zu tun haben, als ihren feig und ruhmlos erworbenen Millionenverdienst einzusacken?!

Ebenso focht Friedrich der Schöne (1308—1330) in der berühmten Schlacht bei Mühldorf (1322) mit dem Einsatz seiner ganzen Persönlichkeit um die Krone des deutschen Reiches mit Ludwig dem Bayer. Es war ein prächtiges Bild, als man zur Schlacht ausrückte. Die Auslese der österreichischen Ritterschaft mit dem schönsten Ritter, Herzog Friedrich dem Schönen, an der Spitze rückte im stolzen Kriegsgewand gegen den Feind vor. Schon neigte sich der Sieg den tapferen Österreichern zu, da fallen die Bayern, die sich in unritterlicher Weise österreichischer Farben bedient hatten, den Österreichern in den Rücken und aus dem Sieg wird eine grauenhafte Niederlage. Herzog Friedrich wird gefangen, 5000 Tote, darunter die vornehmsten Edelinge liegen erschlagen auf dem Blachfeld. Es war ein verhängnisvoller Tag, es war der erste harte Streich, der das österreichische Rittertum traf und es bis ins Mark hinein verletzte.

Aber einen umso größeren und glänzenderen Sieg erfocht der vornehme und edle Geist des österreichischen Rittertums. Es ist ja bekannt, wie Friedrich der Schöne von König Ludwig dem Bayern in strenger Gefangenschaft gehalten wurde, wie ihn der König losgab unter der Bedingung, daß er seinen Bruder Leopold, die „Blume der Ritterschaft", zur Versöhnung mit Bayern bewege. Als Friedrich seinen Bruder dazu nicht veranlassen konnte, kehrte er treu seinem Mannesworte in die harte Gefangenschaft zurück. Was die Schlacht den Habsburgern versagt hatte, das gewährte ihnen nunmehr ihr ritterlicher Sinn. Ludwig söhnte sich mit Friedrich aus und gestand ihm die Königswürde zu.

So tapfer und mannhaft als sich die österreichische Ritterschaft in den vielen Kämpfen während ihrer Blütezeit erwiesen hat, so edel und ritterlich ging sie zugrunde am Unglückstag zu Sempach, am 15. Juli 1386.

Leopold III., der „Biedere", ein echter Recke und Ritter, war gegen die Eidgenossen angerückt, die er sich unterwerfen wollte. In ungestümem Kampfeifer war der Herzog mit seinen Panzerreitern vorausgeritten und kam mit den Schweizern in Fühlung, bevor noch sein Fußvolk da war. Als der Herzog das Häuflein Bauern sah, das sich ihnen in den Weg stellte, da überkam ihn das Gefühl des Mitleids. Sein ritterliches Herz ließ keinen so ungleichen und unedlen Kampf zu. Er gebot seinen Reitern von den Rossen zu steigen, zu Fuß wollte der Herzog die Schweizer besiegen. Aber sobald man von den Pferden gestiegen war, erwies sich der Befehl fast unausführbar, denn die Reiter hatten entsprechend der dummen Mode jener Zeit Eisenschuhe mit langen Schnäbeln, die ihnen das Gehen unmöglich machten. Der Umstand brachte den Herzog dennoch nicht von seinem bereits gefaßten Entschluß ab. Er befahl, daß sich die Ritter die Schuhschnäbel abhieben, und er selbst ging mit gutem Beispiel voran. Gerade dieser seltene Edelmut sollte für den Herzog und seine Ritterschaft verderblich werden. Bevor man sich zu Schlachthaufen ordnete, erteilte der Herzog auf dem Schlachtfeld einigen vornehmen Jünglingen den Ritterschlag. Dann ordnete man sich in Reih und

Glied; die Ritter fällten ihre langen Spieße und traten dicht zusammen, so daß die Spieße des hintersten Gliedes, noch vor das vorderste Glied reichten. Noch bevor sich diese unangreifbare, stachelige Eisenmasse in Bewegung setzte, redeten die Getreuen dem Herzog zu, rückwärts in der Reserve zu bleiben und vom Hintertreffen aus die Schlacht zu leiten. Aber seine Kampffreude und seine Kriegslust war zu groß und er lehnte entrüstet die Zumutung ab mit den Worten: „Soll Leopold von ferne zusehen wenn seine Ritter sterben." So rückte denn der Haufe, mit dem Herzog in der Mitte, gegen die Schweizer vor. Unerschütterlich und unwiderstehlich stapfte das eiserne Ritterviereck Schritt für Schritt vor. Die langen vorgestreckten Speere machten die Ritter unangreifbar. Da geschah in dieser so seltsamen Schlacht etwas ganz merkwürdiges. Arnold von Winkelried, ein schweizerischer Ritter, stürzte sich, wie die Sage erzählt, den Österreichern entgegen und mit dem Rufe: „Ich will euch eine Gasse machen" faßte er ein paar dutzend Speere und richtete sie gegen seine Brust. Durchbohrt stürzte er nieder, die Speere mit sich reißend. Da war nun eine Lücke in der Eisenhecke entstanden und gewandt drangen die leichtbewaffneten Schweizer ein. Nun sausten Morgensterne, Keulen und Schwerter auf die Österreicher nieder, die durch die schweren Rüstungen und die langen Speere ineinander verkeilt gleich wehrlosen eisenbekleideten Puppen dastanden. Die Knappen, die der Pferde warten sollten, ergriffen schmählich die Flucht, statt ihren argbedrängten Herren zu Hilfe zu kommen. Die österreichische Ritterschaft erhielt so eine grauenhafte Niederlage, fast der gesamte österreichische Adel lag auf der Wahlstatt, viele Geschlechter wurden geradezu ausgerottet. Es war ein Schlag, von dem sich das österreichische Rittertum nicht mehr erholte. Denn es waren hier nicht leblose Schätze, nicht Länderteile verloren gegangen, es war hier die Blüte der Ritterschaft geknickt, das Geschlecht edler und ritterlicher

Ritterrüstungen.
(Gruppe vom Kenotaph des Kaisers Maximilian I. in der Hofkirche zu Innsbruck.)

Männer mit einem Schlag vernichtet. Was nützt die ritterliche Wat, das prächtige Eisenkleid, wenn die Ritter dazu nicht mehr da sind? Es fielen Friedrich von Brandis, 6 Ritter aus dem Hause Mülinen, 4 aus dem Hause Mannsberg, es fiel David von Zinkenburg, Ulrich von Ortenburg, Heinrich von Eschenbach. Leopold focht wie ein Löwe; als er das Banner von Österreich sinken sah, eilte er herbei, stürzte aber in dem Getümmel und konnte sich in seinem Harnisch nicht mehr erheben. Martin Maltern, der Bannerträger von Freiburg, deckte ihn so lange, bis er samt der Fahne über ihn niedersank. So endete auf dem Schlachtfeld zu Sempach der biedere ritterliche Herzog und seine edle Ritterschaft.

Sempach ist, wenn auch die Schweizer siegten, keine Schande für Österreichs Ritterschaft. Im Gegenteil, wenn man weiß, wie es bei dieser Schlacht herging, wie an der Niederlage nur der Edelmut und ritterliche Sinn des Herzogs schuld war, dann muß man gestehen, daß Sempach im moralischen Sinn ein Ruhmesblatt in der Geschichte der österreichischen Ritterschaft ist. Diese Ritterschaft ist in einer edelmütigen und ritterlichen Weise untergegangen, sie ist nicht langsam und von innen aus dahingesiecht, sie ist plötzlich in der Blüte ihrer Kraft dahingerafft worden, sie ist gestorben, wie die Lieblinge der Götter in den Sagen sterben: Unvermutet, lachend, schön, heldenhaft und tragisch.

Die Folgezeit berichtet nicht mehr viel Schönes und Beachtenswertes über das Rittertum. Die Rüstungen wurden zwar prunkvoller und pompöser, aber in diesen ziselierten und reliefierten Plattenharnischen und Küraſſen stecken nicht mehr die alten vornehmen echt adeligen Geschlechter, sondern minderwertige und unritterliche Emporkömmlinge, die den Namen „Ritter" nur ungebührlicherweise führten und das Ansehen des Rittertums als Ganzes nur schädigten. Dieses „Rittertum" hat mit dem alten echten Rittertum nur die Rüstungen und den Namen gemein, dieses Rittertum war es, das das wahre und echte Rittertum nicht nur ertötete, sondern auch in den Verruf brachte, in dem es heute leider bei den meisten modernen Beurteilern steht.

Aber auch die alten Familien, insofern sie nicht der Kriegs- und Ritterdienst ausgerottet hatte, gingen mehr oder weniger alle durch ihren Edelmut zugrunde. Es kam aus den Mauern der Städte der Geschäftsgeist über das Land gekrochen und der hat den ritterlichen Geist und seine Träger erwürgt. Der Familienbesitz jener alten Adelsgeschlechter schmolz mehr und mehr zusammen, da bei jedem Vermächtnis schon anstandshalber die Kirche bedacht werden mußte. In früheren Jahrhunderten hatte es nicht viel auf sich gehabt, wenn man der Kirche weite Strecken unbebauten Wald- und Wiesenlandes zum Geschenk machte; jetzt war ein solcher Besitz nicht mehr wertlos; bei den teuren Preisen, die für unentbehrliche Luxusbedürfnisse gezahlt werden mußten, bei dem geringen Wert, den die Erzeugnisse des Feldbaues repräsentierten, mußte ein Edelmann schon einen großen Besitz haben, wollte er von diesem Ertrage standesgemäß leben. Viele Güter waren verschuldet; die Väter hatten, um sich Geld zum Kreuzzuge zu schaffen, Güter verpfändet oder mit Schulden belastet. Andere Familien schenkten ihre ganze Habe der Kirche, stifteten Klöster und beschlossen selbst im Kloster ihr Leben.

Der Untergang des edlen Rittertums im ganzen war ein Sempach im großen, d. h. ein Untergang durch Selbstmord aus Edelmut. Gerade in Österreich kann man den Verlauf dieses Geschehnisses aufs genaueste verfolgen. — Österreich, das, wie wir gesehen haben, so reich an ritterlichen Gestalten ist, wo das Rittertum seit den ältesten Zeiten so tiefe Wurzeln geschlagen, kann sich auch des „letzten Ritters" rühmen. Es ist bezeichnend, daß gerade Kaiser Max I. für die ritterliche Idee sich so begeisterte. In ihm lebte eben der Geist seiner ritterlichen Ahnen wieder auf. Mit stillem Herzweh mußte er fühlen, daß diese schönen Zeiten für immer vorbei seien, da die Menschen zu einer Wiederbelebung dieser ritterlichen Ideale fehlten. Dieser Gedanke hat ihm offenbar vorgeschwebt, als er das herrliche Grabdenkmal in der Hofkirche zu Innsbruck errichtete. (Siehe Seite 81.) Fürwahr ein herrlicher, echt ritterlicher Gedanke „des letzten Ritters", dieses Grabdenkmal! Die österreichische Ritterschaft hat es sich in hunderten von grimmigen Schlachten verdient, daß vor ihrem Denkmal, vor ihrem Grabmal, die größten Helden und Ritter der Vorzeit, König Dietrich von Bern und König Artus mit brennenden Lichtern Wache stehen!

* * *

Burgen.

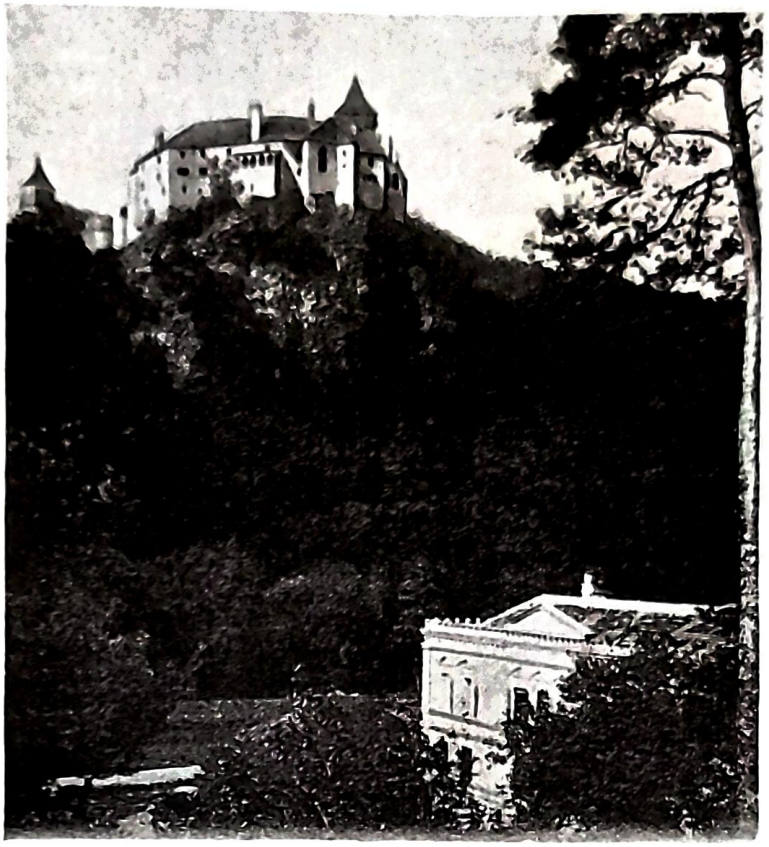
Außer Thüringen und den Ländern am Rheine, zählt kein Land so viele Burgvesten, Ritterschlösser und Klöster als das Donaureich. Diese Stätten sind als die Stammsitze der edelsten Geschlechter, als die jahrtausendalten Heiligtümer des Glaubens und der Kultur, als die Erinnerungsplätze denk-

würdiger Begebenheiten und die Lokale romantischer Sagen unserer vollen Aufmerksamkeit würdig. In der Geschichte dieser Stätten spiegelt sich die Geschichte des Donaureiches im Kleinen ab, spricht die Weisheit der Urzeit und unserer Väter in schlichter, Herz und Gemüt ergreifenden Weise zu uns. Mehr als anderswo drängen sich uns diese Gedanken beim Anblick der hochragenden Burgvesten und Ruinen des schönen Ostmarklands auf. Denn ein jeder dieser trotzigen Berchfriede und dieser mächtigen Palaffe hat seine Geschichte. Es waren keine mehr oder weniger bedeutungslosen Ritterfehden, die vor ihren Mauern ausgefochten wurden, sie verdanken ihre Erbauung nicht einem Zufall, einer Laune ihres Besitzers, sondern sie sind fast durchwegs Bollwerke der deutschen Kultur, denen die wichtige, aber schwere Aufgabe zufiel, das Donautal gegen den barbarischen und halbwilden Osten zu sperren. Gerade in dieser Sperrung der Haupteinbruchslinie der mongolisch-turanischen Völker ist auch der Grund zu sehen, warum Österreich so reich an großen und historisch berühmten Burganlagen ist. Besonders beachtenswert werden diese Anlagen noch dadurch, daß sie meist auf vorhistorischen Stätten sich erheben, also Asyle und Schutzstätten der germanischen Kultur waren, ehe noch der Fuß eines römischen Legionssoldaten die Ostmarkerde betreten hatte. Wir stehen da auf uraltem, germanischem Kulturboden, um den heiß und mit wechselndem Geschick zwischen Germanen, mittelländischen Romanen und turanischen Slaven, Hunnen, Avaren, Madjaren und Türken gefochten wurde.

In der Einzelanordnung gleichen die österreichischen Burgen so ziemlich den Burgen des übrigen germanischen Europas. Die Burgen sind entweder Wasser- oder Höhenburgen. Die Wasserburgen liegen in der Ebene und sind meist von regelmäßigem viereckigem Grundriß und von einem mit Wasser gefüllten Graben umgeben. An dem Innenrande dieses Wassergrabens steigt dann die feste und über 1 Meter starke Mauer mit vorspringenden Mauertürmen auf. Innerhalb des Mauerringes erhebt sich die Burg und der Berchfried, ein mächtiger, viereckiger oder runder Turm, der letzte und sicherste Zufluchtsort der Verteidiger. Der Eingang zum Berchfried befindet sich meist im 1. oder 2. Stockwerk des Turmes, während das Erdgeschoß den Brunnen oder das Verließ enthielt. Das unterste und das oberste Geschoß des Berchfrieds waren gewölbt, die übrigen Stockwerke aber mit Holzdecken versehen. Bisweilen kamen durchaus nur Holzdecken, im andern Falle nur Gewölbdecken zur Anwendung. Die Mauerdicke des Turms erreicht oft 2—3 Meter. Nur enge Lichtschlitze und Scharten erhellen die Räume, die lediglich zur Verteidigung eingerichtet waren und wenig oder gar keine Bequemlichkeit boten. Die Türme haben sehr verschiedenen Grundriß. Man trifft Rundtürme, Viereck-, Fünfeck- und Sechsecktürme an. Manchmal zeigen sie einen völlig regellosen Grundriß, wo dies der Baugrund nicht anders gestattete. Ganz oben schlossen die Türme mit einem Zinnenkranz ab. Ein richtiger wehrfähiger Berchfried mußte völlig isoliert von den übrigen Burggebäuden, den Wohngebäuden, dem Palas und den Stallungen stehen. Im Notfalle konnte die zum hochgelegenen Eingang führende Leiter oder Holzstiege abgeworfen werden, und der Berchfried glich einer Burg in der Burg.

Fester als die Lage der Wasserburgen war die Lage der Höhenburgen, die auf steilen, fast unzugänglichen Felsvorsprüngen angelegt wurden. Hier müssen wir nun die wahrhaft geniale Art bewundern, wie unsere Vorfahren das Terrain ausnützten, um dem Angreifer das Vordringen an die Burgmauern und das Eindringen in das Innere der Feste zu verwehren. Mehr oder weniger hat ein jeder Burgfelsen eine Stelle, wo er leichter zugänglich ist. Es ist dies fast durchwegs dort der Fall, wo der Felsvorsprung mit der übrigen Burganhöhe zusammenhängt, man nennt diese Stelle den „Hals." Um nun den „Hals" wehrfähiger zu machen, durchschnitt man ihn meist durch einen tiefen Graben, über den man die Zugbrücke legte, die gegebenenfalls aufgezogen werden konnte. Die Höhenburgen setzten sich sonst aus denselben Elementen wie die Wasserburgen zusammen. Den Burgbereich umschlossen eine oder mehrere hohe gezinnte Ringmauern, an deren Innenseite auf hölzernen oder steinernen, vorgekragten Balken der Wehrgang verlief. Innerhalb der Mauern waren die Wohngebäude, der Palas, und der Berchfried angeordnet. Meist aber zerfiel die Höhenburg in zwei streng voneinander geschiedene Teile, die tiefer gelegene Vorburg und die höher gelegene Hauptburg mit dem Berchfried und dem Palas. Bei besonders geschickt angelegten Vesten konnten Vorburg und Hauptburg je einzeln verteidigt werden. Selbst bei Bezwingung der Hauptburg konnte der Reihe nach noch eine wirksame Verteidigung des wehrfähig ausgestalteten Palas und des Berchfriedes versucht werden, auch wenn die übrigen Teile der Burg schon in den Händen des Feindes waren. In glänzender Weise ist bei manchen Burgen der Burgweg und die Angriffslinie des Friedes angelegt. Man war nämlich bestrebt, den Burgweg recht lang zu gestalten und durch möglichst viel Hindernisse, wie Gräben, Mauern, Türmen u. dergl. zu verrammeln. Auch mußte er bei einer richtig angelegten Burg derartig geführt

sein, daß er von den Mauern der inneren Teile der Burg flankiert war und ihn die Angreifer unter dem Stein- und Wurfhagel der Verteidiger passieren mußten. Und zwar waren die Windungen des Weges so gewählt, daß die Angreifer die schildfreie, also die rechte Seite den Verteidigern zukehren mußten. Bei Anlagen, wie z. B. bei Hoch-Osterwitz und Riegersburg, wo dieses treffliche Prinzip in voller Reinheit angewendet werden konnte, schlängelt sich die Angriffsstraße in 3—4 nach rechts gewendeten Spiralen um den Burgfelsen herum. Ich glaube, daß diese Anlagen auf die altgermanischen Hausburganlagen zurückgehen, die gleichfalls diese um den Burgberg herumführenden Spiralrampen zeigen. Ich erinnere hier an den Geiselberg bei Zistersdorf und den Hausberg bei Stillfried an der Nordbahn, die beide erwiesenermaßen uralte germanische Befestigungsanlagen sind, die weit in die vorgeschichtliche Zeit zurückreichen.



Die Rosenburg im Kamptale (Niederösterreich).

In späterer Zeit kamen zu wirksamerer Verteidigung von Türmen und Mauern die Gußlöcher und Pechnasen auf. Es waren dies Mauer-Vorsprünge, durch die man siedendes Wasser, Feuer, oder heißes Pech auf die Anstürmenden hinabschütten konnte.

Bei kleineren Burganlagen, die jedoch in dem eigentlichen Österreich sehr selten sind, konnte die Burg bloß aus einer Ringmauer und einem zu einem Wohnturm ausgestalteten Berchfried bestehen. Doch die österreichischen Burgen mußten besonders stark und fest angelegt werden. Prunkburgen konnten sie nicht sein, auch für die Bequemlichkeit ihrer Insassen konnten sie nicht so vorsorgen als die Burgen im verhältnismäßig sicheren Reiche. Hier in Österreich galt es die Kultur gegen eine Übermacht wilder Horden zu verteidigen. Hier blieb dem Ritter wenig Zeit für die Genüsse und den Luxus des Friedens. Hauptbedingung bei einer jeden Ostmarkburg war, daß sie sich möglichst lange und ohne Hilfe von außen und ohne Aussicht auf Entsatz halten konnte. Von diesem Standpunkt aus müssen die österreichischen Burgen als militärische Zweckmäßigkeitsbauten beurteilt werden, bei denen die künstlerische Ausgestaltung erst in zweiter Linie berücksichtigt werden konnte.

Was die österreichischen Burgen an Pracht und Kunstaufwand vermissen lassen, das ersetzen sie dem Beschauer und Besucher reichlich durch ihre unvergleichlich schöne Lage in der herrlichen Ostmarklandschaft. Gewiß hat die Schweiz größere Berge, gewaltigere landschaftliche Szenerien, aber die anregende Abwechslung zwischen Auen, bebautem Flach- und Stromland, mit rebenbewachsenem und waldesgrünen Hügelland und mit dem im Firnschnee silbern blinkenden Hochalpenland, diese reiche und mannigfaltige Abwechslung macht die österreichische Landschaft Heimischen und Fremden so lieb und teuer.

Was nun die Gesamtanlage der österreichischen Burgen anbelangt, so entspricht sie völlig der Bestimmung der Ostmark als Grenzwache und Donausperre gegen den Osten. Von der Thaya bis zur Drau zieht sich eine lückenlose und ganz planmäßig angelegte Burgenkette längs den Ausläufern der Voralpen hin, um das Osttor des deutschen Reiches wirksam zu verschließen. Ohne diese Burgenkette hätte die deutsche Geschichte, vielleicht auch die Weltgeschichte, einen wesentlich anderen Gang genommen. Gewiß gäbe es ohne diesen Burgenwall heute kein Deutschösterreich.

wäre Süddeutschland heute im Besitz der Slaven und Madjaren. Eine jede dieser Burggründungen ist ein Denkmal der ritterlichen Heldenhaftigkeit und der zähen Ausdauer unserer Vorfahren, die immer und immer wieder zum Schwerte griffen, um die avarischen, madjarischen und türkischen Plünderer zu vertreiben, die mit hingebender Liebe an der Scholle hingen, deren Verteidigung so viel Schweiß und Blut kostete. Ein Graben von Blut zieht sich vor dieser österreichischen Burgenkette hin, die Westeuropa vor der östlichen Barbarei durch 1000 Jahre schützen und schirmen mußte.

Diese Burgenkette beginnt etwa mit der starken Burg Laa an der Thaya, nicht weit davon ist die stolze Feste Staatz. An der Donau halten Kreutzenstein und Greifenstein und die Burg auf dem Leopoldsberg Wache. Dann kommt die Burg zu Wien. Weiter gegen Süden zu folgen dann, immer den Eingang von Ost-Westtälern sperrend, Lichtenstein, Mödling, Rauhenstein, Rauheneck, Merkenstein und Starhemberg. Eine starke Grenzfeste gegen Ungarn war Wiener-Neustadt und die Burg Pitten, die Residenz der mächtigen Grafen gleichen Namens. Dann folgt Graz an der Mur und als wirksamer Abschluß und Eckpfeiler im Süden die Riesenanlage der Riegersburg in Steiermark.

Die beiden Burgen Laa und Staatz bilden den nördlichen Eckpfeiler der Burgenkette, sie hatten gegen zwei Fronten hin Wache zu halten: gegen Norden hin Böhmen, gegen Osten hin Ungarn zu beobachten. Laa ist, wie schon der Name besagt, der nach Richard Müller soviel wie „Sumpf" bedeutet, ein alter Wehrbau. In der Ebene und an der Thaya gelegen, ist sie eine ziemlich starke Wasserburg. Noch jetzt ragen die dunklen Zinnenmauern mit den runden Ecktürmen hoch über dem alten Städtchen empor. Laa liegt an der Straße, die von Mähren und Böhmen her nach Niederösterreich führt. Es war daher immer die Einbruchstattion der Böhmen, wenn sie einen Einfall nach Österreich planten. So trachtete auch Ottokar 1260, sich so schnell wie möglich dieses festen Platzes zu bemächtigen. Fuhrmann rühmt in seinem Buch: „Alt- und Neu-Österreich" die Schönheit Laa's und führt folgendes Sprüchlein an:

Ybbs und Enns — Wien und Laa
Stein und Krembs — Cölln am Rhein
Brünn und Prag — seynd der schönsten Städte neun.

Die Lage von Laa an der schönen Thaya ist zwar lieblich und idyllisch, doch an malerischem und echt romantischem Reiz nicht mit der Lage der auf einem hohen aus der Ebene aufsteigenden Felskegel gelegenen Staatz zu vergleichen. Staatz ist berühmt wegen des Reitergefechtes, das hier eine kleine österreichische Ritterschar vor der Schlacht bei Kroissenbrunn auszufechten hatte. Es war ein trauriger Tag für Österreich, denn fünfhundert wackere Ritter fielen den hinterlistigen Madjaren in den Hinterhalt und wurden fast sämtlich nach tapferer und standhafter Gegenwehr niedergemetzelt. So singt der Reimchronist Ottokar von Horneck über den Tod der Tapferen:

„So der ander Tag ward
Und man sich richt zu der Vart
Mit Chost für den Hunger
Nu chomen Valben*) und Unger.
Wohl virczkch tausend gestrichen
Die lagen heimelichen
In einer Hut ane schal
Bei Stacz in dem Amestal . . . . —
Die besten, die man machte gehen,
Mehr denn fünffhundert Man
Darunter waren Herren Keckh
Graf Otto von Hardeckh
Und Graf Chunrat von Pleien
Under tausent Laien
Hät man nicht funden jr gleich."

Und nachdem Ottokar von Horneck von dem fürchterlichen Gemetzel der Ungarn erzählt hatte, da macht er seinem Unmut darüber in einem kräftigen Fluch Luft, indem er weiter singt:

Onkol und Wallachen
Verflucht mitsampt den Valben sein
Owe daz unser Truchtein*)
Je gemacht solcher Dinge.

*) „Falb," „fahl," wegen ihrer gelben, mongolischen Gesichtsfarbe!
**) Unser „Herrgott."

Hier möchten wir noch einer Burg gedenken, die zwar nicht der Burgenkette angehört und auch nie als Wehrbau von Bedeutung war und sein konnte, weil sie schon weiter im Innern des Landes lag, das mehr oder weniger von dem Burgenwall gegen plötzliche Überrumpelungen sicher war. Es ist dies die prächtige Rosenburg am Kamplusse. Wir werden später noch öfters sehen, daß sich in dem hinter der Burgenkette gelegenen und durch dieselbe gesicherten Bereiche allmählich Prunkburgen erhoben, wo sich die Ritterschaft in der Behaglichkeit ihrer Häuslichkeit, oder bei festlichen Ritterspielen von den Mühen des Krieges erholen konnte. Auch die vielen Stifter und Klöster als Stätten der Kunst und der Wissenschaft wählten die sichere Zone hinter dem Burgengürtel. Es ist bezeichnend, daß sich im niederösterreichischen Viertel unter dem Manhartsberg und in der Ebene zwischen Wiener Wald und Leitha nicht ein einziges altes Stift findet.

In diesem gesicherten Bereich gegenüber der alten Benediktiner-Abtei Altenburg liegt in lieblicher Lage auf steilem Fels die Rosenburg. Sie ist entschieden mehr eine Prunkburg als ein fester Platz zur Abwehr

Dürnstein a. d. Donau.

der Feinde, denn sie hat keinen strategischen Punkt zu verteidigen, sondern liegt abseits von den wichtigen Verkehrsstraßen. Aus den braunen Wellen des eisenhaltigen und heilkräftigen Kampflusses steigt der dunkle Burgfelsen auf. Auf einem hübschen schattigen Weg gelangt man an das Tor des Vorhofes der Burg. Nach Durchschreiten des Tores steht man auf einem überraschend schönen und großen Turnierplatz, wie ihn unversehrter wohl kaum eine zweite österreichische Burg hat. Die Doppel-Galerien, die den Burgplatz umgeben, stammen, ebenso wie der größte Teil der Burg aus der Renaissancezeit. Rosenburg spielt in der Geschichte des österreichischen Protestantismus eine große Rolle. Die Burgherren Jörger und Grabner waren überzeugte Anhänger des neuen Glaubens und die Führer der religiösen Bewegung. Nicht so sehr die nahe Stadt Horn, als diese von ihren Besitzern wohlverwahrte und verteidigungsfähig gemachte Burg schien der Sammelplatz aller protestantischen Edelleute Niederösterreichs zu sein. Aus diesem Umstand mag sich auch erklären, daß der größte Teil der Burg verhältnismäßig jungen Ursprungs ist und der Renaissance-Periode angehört. In dem burgenreichen und landschaftlich so hübschen niederösterreichischen Viertel ober

dem Manhartsberg hatten seinerzeit die berühmten Kuenringer ihre Besitzungen. Weitra, Zwettl waren ihre Hauptbesitzungen, dazu kamen noch die in der lieblichen Wachau gelegenen Donauburgen Dürnstein und Aggstein. Die „Wachau" genannte Donaustrecke von Melk bis Krems gehört zu den schönsten Landschaften Europas und doch wie wenig, selbst Österreichern, ist diese herrliche Gegend bekannt! Die Wachau kann sich getrost mit den schönsten Partien des Rheins messen. Auch hier hat jeder Fleck Erde seine bedeutungsvolle Geschichte. Der Glanzpunkt dieses gesegneten Stromtales ist unstreitig Dürnstein. Der Name Dürnstein weist auf ein hohes vorgeschichtliches Alter dieser Stätte hin. Denn Dürnstein ist der „Stein des Tor." Ich glaube, daß die oben auf dem Burgberg noch sichtbare, gewaltige natürliche Felsensäule der Anlaß zu dieser Namengebung war. Unsere Vorvordern wählten gewöhnlich durch derartige seltsame Naturspiele besonders gekennzeichnete Stellen als Kultstätten aus.

Überwältigend schön ist der Anblick des kleinen Städtchens, wenn man sich ihm zu Schiff auf der Donau nähert. Der Felsen selbst, auf dem die Stadt gebaut ist, steigt steil aus der Donau auf und war durch Türme und Mauern wohl verwahrt, um einem vorrückenden Feind die durch den Platz ziehende Uferstraße zu versperren. Mit der Stadt bildete die höher auf dem felsigen und zerklüfteten Hang gelegene Burg ein gemeinsames Verteidigungssystem, dessen Grundriß noch heute als ein riesiges Dreieck zu erkennen ist, dessen Basis das Donauufer mit der Stadt und dessen Spitze die hochragende Felsenburg bildete. Im oberen Teile der Burg steigt ein Felsklotz auf, in dessen Mitte eine viereckige Höhle ausgehauen ist. Hier auf dieser Burg saß, wenn auch nur kurze Zeit, der vielbesungene und hochgepriesene König Richard Löwenherz als Gefangener des Österreicher-Herzogs Leopold V. des Tugendhaften. Hier soll ihn sein treuer Diener Blondel gefunden haben, der von Burg zu Burg zog und seines Fürsten Lieblingslied zu Harfe sang, bis ihm endlich aus den Verließen Dürnsteins die ersehnte Antwort entgegentönte

Die strenge und sachliche Geschichtsforschung will jedoch von dieser schönen Sage nichts wissen. Die neuere Zwettler-Chronik meldet zum Jahre 1192 kurz und schlicht: „Der König von Engelland wird zu Erdperch bei Wien von Herzog Leopold gefangen genommen und Herrn Hadmar von Chuenring auf Tiernstein zur strengen Bewachung übergeben." Freisliche Ritter hielten ihn Tag und Nacht mit gezücktem Schwert in strengem Gewahrsam. Indes behandelte ihn der Herzog von Österreich durchaus ehrenhaft und seinem königlichen Rang und seiner ritterlichen Gesinnung entsprechend, oder wie sich der alte Geschichtsschreiber Gregor Hagen ausdrückt: „Herzog Leupoldt empfing den Chunig schön und würdiglich, doch hielt er ihn vestiglich gefangen." Aber wer einmal in den Trümmern der Burg Dürnstein träumend und sinnend herumgewandert ist, wer zu seinen Füßen den breiten mächtigen Donaustrom dahinfließen sah und von diesen stolzen Höhen weit in das sonnendurchleuchtete Land geblickt hat, wer sich ganz dem Zauber und dem poetischen Reiz jener geweihten Stätte hingegeben hat, der hört nicht auf die Pedanten und Kritiker, sondern glaubt gern und fest an die schöne und rührende Sage von dem gefangenen König und seinem getreuen Harfner. Und mögen die Schriftgelehrten hundertmal und haarscharf nachweisen, daß dies alles ungeschichtlich sei, diese Gegend ruft nach Sage und Poesie und kann der Romantik nicht entbehren.

Auch in späterer Zeit hörte Dürrenstein noch des öfteren kriegerischen Waffenlärm. So wurden hier 1675 die Kaiserlichen von dem Streifkorps des Schweden Torstensohn besiegt. Dafür haben sich aber anno 1805 die Österreicher unter FML. Heinrich v. Schmidt und die Russen unter Golonitschew Kutusow in einem heldenmütigen Kampf gegen die Franzosen unter Mortier mit unsterblichem Ruhm bedeckt. Bei diesem Treffen fiel zwar der österreichische Heerführer FML. Schmidt, aber die Feinde erlitten empfindliche Verluste. Die Division Gazan wurde fast aufgerieben, und verlor 7 Fahnen, 5 Kanonen und 1500 Gefangene. Mortier selbst wurde verwundet und konnte den Rest seiner Mannschaft nur durch eine eilige Flucht retten, indem er sie auf Kähnen die Donau übersetzen ließ.

Ein würdiges Gegenstück an Ritterromantik und herrlicher Lage ist die zweite Kuenringerburg, Aggstein. Der Stammvater des mächtigen Kuenringer-Geschlechtes war Azo, der sich unter Markgraf Ernst dem Tapferen und Leopold dem Schönen durch seine Waffentaten ausgezeichnet hatte und darob von dem Landesfürsten aufs reichlichste beschenkt worden war. Der Ruf der Kuenringer gemahnte an den Ruf vorweltlicher Riesen- und Drachentöter. Ihr Stammsitz war die Burg Kuenring im Viertel ob dem Manhartsberg. Zur Zeit des letzten Babenberger-Herzogs war das Geschlecht durch die Brüder Heinrich und Hadmar vertreten. Wegen ihres Trotzes und ihrer Wachsamkeit hießen sie die Hunde von Kuenring. Hadmar saß an der Donau auf Burg Dürnstein, Heinrich hauste auf Schloß Weitra. Von ihrem frommen und freigebigen Sinn, zugleich von ihrem Reichtum, zeugte das Zisterzienserstift Zwettl, das von beiden gegründet

Kaiser Maximilian I. vor Kufstein (1504). Photographie von Würthle & Sohn, Salzburg.

Marmorrelief am Sarkophage des Kenotaphs Maximilians I. in der Hofkirche zu Innsbruck.

worden war. Listig beredeten sie den Abt dieses Klosters, das bisher ungeschirmte Städtchen Zwettl mit festen und wehrhaften Ringmauern zu umgeben und zu einem starken Bollwerk umzugestalten. Ihr Plan war dabei, für ihr herrisches und gewalttätiges Treiben einen vierten Stützpunkt zu gewinnen.

Ihre Anmaßung und Verwegenheit kannte kein Maß und Ziel. Als Herzog Friedrich II., der ob seiner Jugend in ihren Augen ohnehin nicht viel galt, einst von Wien verreist war, ließen sie bei helllichtem Tage die Schätze der herzoglichen Schatzkammer auf Wagen laden und mitten durch die Straßen Wiens nach ihren festen Schlössern schaffen. Da sie das Reichssiegel führten, so nahm niemand daran Anstoß, da man glaubte, sie täten dies im Auftrage des Herzogs.

Als Friedrich II. von den Angriffen des Böhmenkönigs Wenzel befreit war, wandte er sich mit ganzer Kraft der Bekämpfung der Kuenringer zu, die sich offen gegen ihn aufgelehnt hatten. Zuerst brannte er Zwettl nieder, nahm es im Sturm und ließ Mauern und Burg schleifen. Die Parteigänger der Kuenringer ließ er an die nächsten Bäume knüpfen. Die Entschiedenheit und der Mut des Herzogs bewog viele Anhänger der „Hunde" sich von ihnen loszusagen; sie taten dies umso lieber, da Bischof Gebhard von Passau gegen sie den Kirchenbann schleuderte.

Trotz allem Mißgeschick blieben die Kuenringer trotzig und hartnäckig und verschanzten sich in ihren schier uneinnehmbaren Burgen Dürnstein und Aggstein. Höhnend sagten sie, daß ihnen in diesen festen Plätzen nur der Einsturz des Himmels gefährlich werden könnte. Diese beiden Burgen zu bezwingen wäre dem Herzog durch Anwendung bloßer Gewalt nicht gelungen. Nur eine List konnte ihn zum Ziele führen. Er ließ einen Kaufmann, den die Raubritter oft genug geplündert und gebrandschatzt hatten, zu sich rufen, rüstete ihn mit reichlichen Mitteln aus und schickte ihn verkleidet nach Regensburg. Dort mußte er ein großes Frachtschiff ausmustern und mit kostbaren Tüchern und wertvollen Waren befrachten, während unter Verdeck 30—40 Reisige sich versteckt halten sollten.

Als das stattliche Fahrzeug anscheinend harmlos die Donau herabkam, da wurde es plötzlich bei der Burg Aggstein angehalten. Hadmar, der eine reiche Beute witterte, kam selbst mit einer Schar Knechte vom Fels herab, betrat das Schiff und wählte sich arglos seine Beutestücke aus und ließ sie von seinen Knechten an Land schaffen. Da stießen die Ruderer plötzlich vom Land ab, die Reisigen sprangen auf ein Zeichen aus ihrem Verstecke hervor und überfielen Hadmar, überwältigten und banden ihn. Der Herzog war nun selbst rasch mit seinen Leuten herbeigeeilt und setzte der führerlosen Burg mit „Bliden," „Katzen" und „Igeln" und anderen Wurfmaschinen so lange zu, bis Aggstein sich ergeben mußte, dasselbe Geschick ereilte Dürnstein. Hadmar wurde als Gefangener nach Wien gebracht. Dorthin folgte ihm bald sein Bruder Heinrich freiwillig, indem er es vorzog, den Herzog um Verzeihung zu bitten. Friedrich war als echter Ritter großmütig genug, beiden Brüdern zu verzeihen, ja er beließ Heinrich sogar in seiner Würde als Marschall von Österreich. „Ihr waret trotzig und bös wie Hunde, seid von nun an treu wie sie", soll er zu ihnen gesagt haben.

In späterer Zeit wurde die Donauveste Aggstein wieder die Wohnstätte eines wilden und ungebärdigen Ritters. Am 17. Juni 1729 belehnte Albrecht V. seinen Kammermeister mit „dem öden Haus genannt Aggstein im Wolfsteiner Landgericht gelegen, das einer Untat wegen gebrochen worden ist." Die Volkssage erzählt von einem grausamen Raubritter Schreckwald, der seine Opfer in sein „Rosengärtlein" stieß, eine kleine Felsplatte hoch oben auf dem Burgfelsen, wo den Armen die Wahl freiblieb, entweder zu verhungern oder sich über den Felsen in die Donau zu stürzen. Diese Sage knüpft offenbar an den Namen „Agg-stein" an und ist in die Reihe der etymologisierenden Sagen zu stellen. Aggstein bedeutet nämlich „Schrecken*)-stein," „Eden-Stein," „Riesen-Stein," also Wohnstätte eines schrecklichen Riesen.

Ähnlich zu erklären ist der Name der alten Donauwarte Greifenstein, das ungefähr 2 Meilen von Wien, auf einem hohen, von dichtem Wald beschatteten Felsberge prangt. Ein Fußsteig windet sich von dem hart am Donauufer gelegenen Dorfe durch Ahorn- und Haselgebüsch zum Burgberge empor. Ein dunkler Eichenforst nimmt den Wanderer auf. Plötzlich lichtet sich das Blätterdunkel und man tritt auf eine freie Wiese, auf der auf felsigem Untergrund die Burg mit ihrem mächtigen eckigen Bergfried steil emporragt. Die Burg ist leidlich instand gesetzt und der größte Teil der Gemächer wohnlich eingerichtet. An einer steinernen Treppe wird ein handförmiges Loch im Felsen gezeigt, die Spuren der Hand eines Greifen, wovon die Veste ihren Namen haben soll. Doch gehören derartige Sagen zu den sogenannten „Namens-Sagen" d. h.

*) althochdeutsch egi = Schrecken.

Burg Kreuzenstein bei Korneuburg, Niederösterreich (Rekonstruiert).

man hat, um den Namen einer Burg, eines Ortes oder eines Klosters zu erklären, eine Sage zusammengedichtet. Es ist gar kein Zweifel, daß Greifenstein nichts anderes bedeutet als „Stein eines Greifo", sei es nun, daß dort wirklich urweltliche Unholde gehaust haben, oder daß ein mittelalterlicher „Greifo" sich diese Veste erbaute. Die Burg wurde vielfach benützt, um widerspenstige oder zuchtlose Passauische Kleriker dort in Haft zu halten; daher mag auch die sonderbare Sage von dem in einem Keller eingesperrten Geistlichen stammen, der während seiner Gefangenschaft mit einer Schlange Freundschaft schloß, die er von seinem kärglichen Gefängnisbrote ernährte. Als sie jedoch größer wurde und die Ration des Geistlichen fast allein aufzehrte, blieb dem Gefangenen nichts anderes mehr übrig als die Schlange zu töten. Das Fleisch der geschlachteten Schlange soll zwei Vierteleimer gefüllt haben. Der Stock, mit dem der Kleriker das gefräßige Tier erschlug, ist an einem Gewölbe aufgehängt.

Urkundlich Verbürgtes über diese Burg ist nur wenig erhalten. Indes erscheint sie schon 1136. Bischof Rüdiger von Passau ließ sie 1174 erneuern. Eine Volkssage weiß von dem rauhen Ritter Reinhard und seiner schönen Tochter Etelina zu erzählen, die sich in den armen Edelmann Rudolf verliebte und sich dann gleich der bekannten Genovefa lange vor ihrem erbosten Vater versteckt halten mußte. Reinhard, der seine Tochter bereits aufgegeben hatte, verirrte sich eines Tages auf der Jagd und kam in eine verlassene Gegend in den Uferauen der Donau. Eine in ein Tierfell gemummte Gestalt weist ihm den Weg und führte ihn an die Stelle, wo er seine Tochter und deren Söhnlein auf einem ärmlichen Lager aus Waldlaub ruhend antraf.

Die Aussicht von den Zinnen des Berchfriedes ist von überwältigender Schönheit. Bis in die weiteste Ferne, hinauf und hinunter kann man die silberglänzende Donau verfolgen und schweift der Blick über dunkle, grünende Auen. Stromaufwärts das Tullnerfeld, über das dunkle Wolken heranziehen, die der Westwind vor sich hertreibt, ganz in der Ferne schon halb verschwimmend Krems, gegen Süden der Schneeberg mit seinem silbernen Schneemantel aus dem grünen Wäldermeer der Vorberge auftauchend.

Gegenüber von Greifenstein auf dem linken Donauufer steigt auf einem kegelförmigen Berg das jetzt in glänzender Pracht von seinem gegenwärtigen Besitzer Graf Hans Wilczek neuerbaute Kreuzenstein mit seinen Mauern, Türmen und Zinnen auf. Schon 1115 erscheint die Burg in einer Urkunde des Benediktinerstifts Melk als „Grizanestein." Der Name dieser Burg ist durchaus nicht slavischen Ursprungs, wie einige Germanisten wollen. Wir haben in allernächster Nähe drei Ortschaften, die offenbar nach dem Erbauer dieser Burg, der Crizo hieß, genannt sind. Es ist dies Kritzendorf, Kreuzstetten und Kroissenbrunn.

Von der alten Burganlage besteht heute nichts mehr, denn die alte Burg war, als Graf Wilczek mit dem Neubau begann, kaum mehr als ein wüster Steinhaufe. Mit seltenem Kunstverständnis und mit ungeheuren Kosten hat der weit über die Grenzen Österreichs bekannte Burgherr ein Werk geschaffen, das eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges ist. Kaiser Wilhelm II. hat 1906 die Burg besucht und sich geäußert,

daß er in seinem Leben noch nichts Schöneres gesehen habe. Diese Worte sind durchaus keine Übertreibung. Denn Kreuzenstein kann sich an Pracht mit Deutschlands berühmtester Burg, der Wartburg, wohl messen.

Nur was die Lage und die reiche geschichtliche Vergangenheit anbelangt, macht die Burg auf dem nahen Leopoldsberg Kreuzenstein den Rang streitig. Von der Burg auf dem Leopoldbserg liefert uns ein österreichischer Geschichtsschreiber eine anschauliche Schilderung, indem er schreibt: „Kallenberg war ein Schloß von trefflicher Lage und Bauart, auf dem Gipfel des Berges, von Natur und Kunst gleich begünstigt, mit königlicher Prachtliebe aufgeführt, ringsum mit Türmen, sehr festen Mauern und Werken umgeben. In den Hallen prangten marmorene Bildsäulen, deren Glanz und Schönheit im Schlosse zu Luxemburg, wohin man sie seitdem gebracht hat, noch heutzutage bewundert wird. Aber diese Burg war beinahe fünfzig Jahre unbewohnt; daher sind die Gebäude in Schutt zerfallen und nur einzelne Pfeiler und Wände stehen geblieben, bis der römische König Albert II., um dem Patron der dortigen Kapelle, dem heiligen Märtyrer Georg seine Verehrung zu bezeugen, das Schloß wiederherstellte und dem N. Graßer, einem sehr wohl um ihn verdienten Manne die Aufsicht über dasselbe anvertraute."

Während dieser Zeit stieg es wieder zu seinem alten Glanze empor, bis es in dem Bürgerkriege zwischen Albert VI. und Kaiser Friedrich IV. im Jahre 1462 erobert und verwüstet wurde. Friedrich blieb in der Fehde Sieger und ließ es bald darauf wieder restaurieren. In dieser neuen Gestalt fiel es in die Hände des Königs von Ungarn, Matthias Corvinus, der sie zerfallen ließ. Erst Karl VI., der letzte des habsburgischen Mannesstammes, ließ das Schloß auf dem Leopoldsberg von dem Architekten Beluzzi und 12 Jahre später an Stelle der alten Kapelle die jetzige schöne Kirche zur Erinnerung an den Sieg über die Türken (in dem großen Jahre 1683) erbauen. Hier auf dieser hohen, das Ostmarkland überschauenden Warte stand der Sage nach der heilige Markgraf Leopold mit seiner Gemahlin Agnes auf dem Burgsöller, als ein Windstoß der schönen Frau den Schleier entführte, der den Anlaß zur Gründung des unten am Bergfuß liegenden reichen und prunkvollen Chorherrenstiftes Klosterneuburg gab. Auf einem der schönsten Punkte, den ein Binnenland aufzuweisen vermag, auf der Endspitze des komagenischen Gebirges, einst die Scheide zwischen Pannonien und Norikum, dort wo die breitgeschwellte Donau zwischen buschreichen Inseln hinrauscht, erhebt sich der Leopoldsberg mit der ehemaligen Herzogsburg und der jetzigen Kirche.

Der Leopoldsberg ist das Wahrzeichen unseres Österreicherlandes! Als schönster und bedeutsamster Punkt des Landes ist er nicht ohne tieferen Grund „Leopoldsberg", der Berg des Landespatrons genannt. Der schönste Berg des Landes ist seinem Schutzheros geweiht!

Von den Bogenfenstern der Burg schweift der entzückte Blick weithin über den größten Teil des historisch denkwürdigen und heiligen Bodens der Ostmark. Das Auge umfaßt von diesem Punkt alle jene Orte, die in der Geschichte des Landes eine bedeutsame und entscheidende Rolle gespielt haben. Man sieht da weit nach Böhmen, Mähren und Ungarn hinein, in die Gebiete der Nachbarn und Feinde, die man nicht unbewacht und unbeobachtet lassen durfte. Der Blick schweift aber auch über eigenes Land, über die starke und wehrhafte Burgenkette, über liebliche Ortschaften, getürmte Städte und Märkte, über wellende Kornfelder, rebentragende Weinhügel, saftige Wiesen und dunkelgrüne Wälder, und das Land gegen Süden, wo im Silberglanze die Schneehäupter der Alpen emporsteigen, der Schneeberg, die Rax, der Semmering, und der Wechsel. Und unmittelbar am Fuß des Berges liegt Klosterneuburg mit dem mächtigen kuppelgekrönten Chorherrenstift. Rückwärts schauend gegen Westen schweift der Blick über das reiche Tullnerfeld, blickt hinab auf Königstätten, wo sich Karl der Dicke mit dem gewaltigen Swatopluk aussöhnte. Gegen vorne hin aber jene Gebiete, in denen auch heute noch Zukunft und Größe des Donaustaats liegt und in der Vergangenheit immer lag, das reiche Ungarn, an dessen Eingang die Burg Theben Wache hält, wo die Donau an den Stätten des alten Carnunts vorbeifließt, wo Preßburg im Nebelduft der Ferne kaum mehr sichtbar herüberschimmert. Und dazwischen das blutgetränkte Ackerfeld der Donaumark, das Ackerfeld, in dem die Blutsaat gesät wurde, um Friedensfrucht zu bringen, das Marchfeld mit den Schlachtfeldern von Kroissenbrunn, Jedenspeigen, Aspern, Wagram und Wien, an dessen Mauern sich die Türkenmacht brach. Mons Cetius, der „Berg des Zeizo," hieß in alter Zeit das Kahlengebirge. Es war der Berg, der dem „fröhlichen" Gott, dem lieblichen Froh geweiht war. Noch hat ihm das Volk in dem Sievringerbründl oder Agnesbründl die Erinnerung gewahrt. Zu dieser Quelle wallt das Volk in hellen Scharen, aus den Rieseln des Brunnens liest es Lotterienummern, die Glück und Reichtum bringen sollen. In Masken und in abenteuerlicher Vermummung ergötzt sich dort das Volk an allerlei lustigem Scherz und feiert so heute noch, ohne es zu wissen, den alten fröhlichen Zeizo.

37*

Von den luftigen Höhen des Leopoldsberges steigen wir durch Rebengelände hinab nach dem alten Wien. Ein Blick auf die Karte belehrt uns, daß Wien das Zentrum der ganzen österreichischen Burgenkette war. Hier war der gefährdetste Punkt, hier mußte sich das stärkste und mächtigste Bollwerk entwickeln. Die Natur hat Wien seine spätere Entwicklung zur Hauptstadt des Donaureiches und zur Millionenstadt vorgeschrieben. Aber auch, daß sie eine Stadt der heiteren Künste und des fröhlichen Lebensgenusses werden sollte, scheint mir der Name bereits angedeutet zu haben. War der Leopoldsberg das alte Heiligtum des Liebesgottes Froh, so war Wien die alte Kultstätte der germanischen Liebesgöttin Fenes.*) Die römische Benennung Vindobona löse ich in die Bestandteile Vin-dobna auf. Vin = Fenes; dobna = angelsächsisch tun**) = althochdeutsch zûn auf. Der zweite Bestandteil bedeutet demnach „Zaun", „Gehege," „gefriedeter Platz", später „Stadt." Wien wäre also: die „Stadt der Fenes!" Doch beschäftigt uns hier zunächst das mittelalterliche Wien und in Wien am meisten seine Burg, die nunmehr schon über 700 Jahre die Residenz der Herrscher Österreichs ist.

Noch heute deckt, wie ein mächtiger Schild, die kaiserliche Burg mit ihrer breiten gegen den Burgring gerichteten Front, die Stadt an ihrer gefährdetsten und schwächsten Stelle. Die Burg der Babenberger stand früher auf dem „Hof," dort wo jetzt das Kriegsministerium ist. Indes mochte gerade die Schwäche der Westseite der Stadt Leopold den Glorreichen veranlaßt haben, die Herzogsburg und Residenz an die Stelle des heutigen Schweizerhofes, der den Kern der ganzen Hofburg bildet, zu verlegen. Die Hofburg teilt von nun an in die Geschicke Österreichs und ihre Geschichte wäre eine Geschichte Österreichs.

Wir geben daher nur eine Originalbeschreibung der Hofburg aus dem Jahre 1458, da sie ein treffliches und getreues Bild der Einrichtung einer Burg des ausgehenden Mittelalters bietet. Da heißt es: „Vorerst ist für unsern allergnädigsten Herrn und Kaiser (Friedrich IV.) angezeigt und geordnet: Der Stock gegen St. Michael wertz von dem obristen untz bis auf das underist mitsamt den zwein Türmen, der ein gegen sand Michael, und der andere gegen den Marschallhaus gelegen. Item das Zimmer oben bei der Kapellen, die klein Stub daran, item die große Kammer und zwo Stuben, die man mit einem Ofen haitzet und an dem Turm, der hinaus gegen den Marschallhaus wertz stet ganz unter Dach, item der Keller under demselben Zymer gegen den Burgthor***) über und die Grub daran under der Kapellen gelegen.

Darnach sind vermerkt die Zimmer und Gemächer, eins für die anderen unsern gnädigen Herrn Erzherzoge Albrechten und Herzog Sigmunden ausgejait und geordnet sind. Vorerst der Stock neben dem Wiedner Tor****) mitsamt den zwein Türn, der ein am Wiedner Tor, der andre, neben der Kapelle gelegen. Die oberen Zimmer in demselben Turm ob dem Sagerer†) zwischen denselben zwein Türmen von der obristen unz auf der untersten ausgenommen das große Tanzhaus. Item der großen Keller darunter gelegen. Item der Turm neben dem Wiedner-Tor, auch von der obern aus unz auf das underist und dazu der Turm ob dem Wiedner Thor gelegen.

Item zwo Kuchen, ein zuneigst bei dem Thor, die andere zuneigst bei den Brun gelegen; die große Dürnitz††) an das Mueßhaus vor der Kapellen mitsamt den kleinen Stübelein und der Kammer daran gelegen. Item, unser gnädigster mügen auch einen Gang aus dem underen Zimmer im Garten†††) machen lassen. Item aus dem obgenannten Zimmer soll der benannt unser gnädiger Herr Herzog Albrecht haben, die obern Zimmer ob dem großen Tanzhaus und under das Dach, mitsamt den Gemächern in den Turm, ob demselben Tanzhaus, dem Turm ob den Wiednertor und die Kuche zunächst dem Brunn. Item das ander Zimmer under dem großen Tanzhaus mitsamt dem Gewölb in den Turm ob den Wiednertor; item die Kuche bei dem Burgthor mitsamt dem Zwinger gelegen, soll unser gnädiger Herr Sigmund umgeben. Item der große Keller under demselben Zimmer mitsamt dem Zergaden.††††) Item die große Dürnitz an das Mueßhaus vor der Kapellen, mitsamt den kleinen Stubelein und die Kammer daran gelegen, als oben gemelt

*) Vergl. die lateinische „Venus!"

**) englisch town = Stadt.

***) Das damalige Burgtor war das jetzige Schweizertor.

****) Die Seite gegen den Ring hin.

†) Sacrarium — Sakristei.

††) „Dürnitz" war der Name für ein Gesindzimmer. Das Mueßhaus war ein Vorzimmer.

†††) Der jetzige Kaisergarten. Dieser Garten hieß auch Königin-Baumgarten, auch Paradiesgarten.

††††) Ein Gewölbe zur Aufbewahrung für Lebensmittel.

ist, selben beiden Fürsten zugehören. Item so sullen den obgenannten unseren allergnädigsten Herrn alle dreien gemain seyn: von erst die Kapelle, item die zwei Sagerer, einer under der Kapelle, darin die Kleinot, der andere Sager eben darin die Briefe liegent.

Item das große Tanzhaus von den obern Sagerer ganz aus unz an dem Turm bey dem Wiednertor, und die Geeng (Gegend) an demselben Tanzhaus und an dem Turm ob dem Burgthor mitsamt demselben Turm und der Thorstuben under darein.

Item das obere und untere Mueßhaus da man in die Kapelle geet, item der Brunn des Burkthores und der hintere Ausgang über den Sletar. Item den Garten mitsambt Padstuben und den gerörten Wasser*) darin."

Das denkwürdigste Ereignis in der Geschichte der Wiener Hofburg war die Belagerung des gütigen Kaisers Friedrich IV. im Jahre 1462 in seinem eigenen Haus durch die Wiener. Allerdings waren die Wiener von dem Erzherzog Albrecht gegen den Kaiser gehetzt worden. Michael Böheimb erzählt uns in lebendiger Darstellung von diesem merkwürdigen Begebnis. Als man den nachgiebigen Kaiser bewogen hatte, seine ihm anhänglichen steirischen, kärtnerischen und tirolischen Truppen, angeblich weil sie die dynastischen Gefühle der Wiener verletzten — eine von den revolutionären Volksverführern stets geübte Erpessung —, wegzuschicken, rottete sich ein Heer von 10,000 Mann des liederlichsten Stadtgesindels zusammen, bewaffnete sich mit Harnischen, Panzern, Tartschen, Büchsen, Geschossen, Keulen, Spießen und Schwertern, die sie aus dem Zeughaus geraubt hatten und zogen durch das Pfeilertor (bei der Bognergasse) vor das Burgtor (Schweizertor). Die Hetzer, die Albrecht gewonnen hatte, waren die Bürger Hanns Holzer, Hanns Khirchner, Ingelhofer, Jakob Storch, Lorenz Schönberger, Friedrich Ebner, Odenacher und außerdem lockere Schuster-, Schneider-, Fleischhauer-, Kürschner- und Huterer-Meister mit Gesellen und Buben und insbesonders Wucherer und Geldwechsler.

Vor der Burg angekommen erhob die aufrührerische Meute ein fürchterliches Geschrei und forderte ungestüm die Freilassung ihrer Spießgesellen, außerdem verlangten sie sicheres Geleite für ihre zur Verständigung mit dem Kaiser bestimmten Gesandten. Beides bewilligte der gütige und leicht versöhnliche Kaiser, der offenbar jedes Blutvergießen vermeiden wollte. Durch diese Nachgiebigkeit und Ritterlichkeit erst recht kühn und anmaßend gemacht, verlangten sie trotzig von dem Kaiser die Abtretung Wiens und Niederösterreichs an Herzog Albrecht. Dieses wüste Treiben veranlaßte die Landbevölkerung und die kaisertreuen Edelleute tatkräftig vorzugehen. Sigmund v. Spauer, Hans Unverzagt, Wilhelm Saurau, Wilhelm Auersperg, Ekhard Herberstein, Günter Brandenstein u. a. eilten mit ihren Leuten über den „Sletar" dem argbedrängten Landesfürsten zu Hilfe. Ihre erste Sorge war die schlechtverwahrten Burgeingänge zu besetzen und durch Faschinen und andere Bollwerke verteidigungsfähiger zu machen. Dann trachtete man die Kaiserin, die schöne Portugiesin Eleonore, mit ihrem Söhnchen, dem kleinen Erzherzog Maximilian in Sicherheit zu bringen. Man brachte sie samt ihrem Gesinde in einer Kammer neben der Hofburgkapelle, die inmitten der Burg und am gesichertsten lag, unter. Indes mußten auch die weiblichen Dienstboten bei dem Mangel an Besatzung zur Hilfe beigezogen werden. Sie mußten Kohlen, Salpeter und Schwefel stoßen und Pulver reiben, die Büchsen laden und beim Aufziehen der schweren Geschütze Hand anlegen. Unterdessen war auch der Stadtpöbel an der Arbeit. Sie brachen in die umliegenden Weinkeller ein, soffen die Fässer aus und rollten sie dann gegen die Burgmauern hin, um sich sternhagelvoll betrunken hinter diese Brustwehr zu lagern. In der Nacht rückten sie näher an das Wiednertor heran und warfen eine Schanze auf, in die man eine große Donnerbüchse geschleppt hatte, um sie gegen die Burgmauern spielen zu lassen. Der wackere Michael Böheimb und der wachsame Zinkhendorfer ließen in der Burg sofort Alarm blasen und alsbald regnete es von den Wehrgängen der Burg einen Hagel von Geschossen aller Art. Flinten- und Büchsenkugeln, Pfeile aus Armbrüsten geschossen, Steine, Pechkränze und Holzbrände rasselten auf die verwegenen Angreifer nieder, die zum Schluß auch die in hellen Flammen auflodernde hölzerne Fässer-Brustwehr heulend im Stiche lassen mußten. Doch ließen sie nicht locker und bauten am Morgen des nächsten Tages aus Brettern und Fässern eine neue Brustwehr, krochen von da gegen den Turm bei der Kapelle und beunruhigten mit Geschossen und Pfeilern die Kaiserin und den kleinen Erzherzog in ihrer Wohnung. Von dem Wiednertor her suchten der Pöbel mit mehreren schweren Stücken Bresche zu schießen, während eine andere große Donnerbüchse aus dem Haus des Veit Eberstorf ihre Kugeln von der Stadtseite her auf die

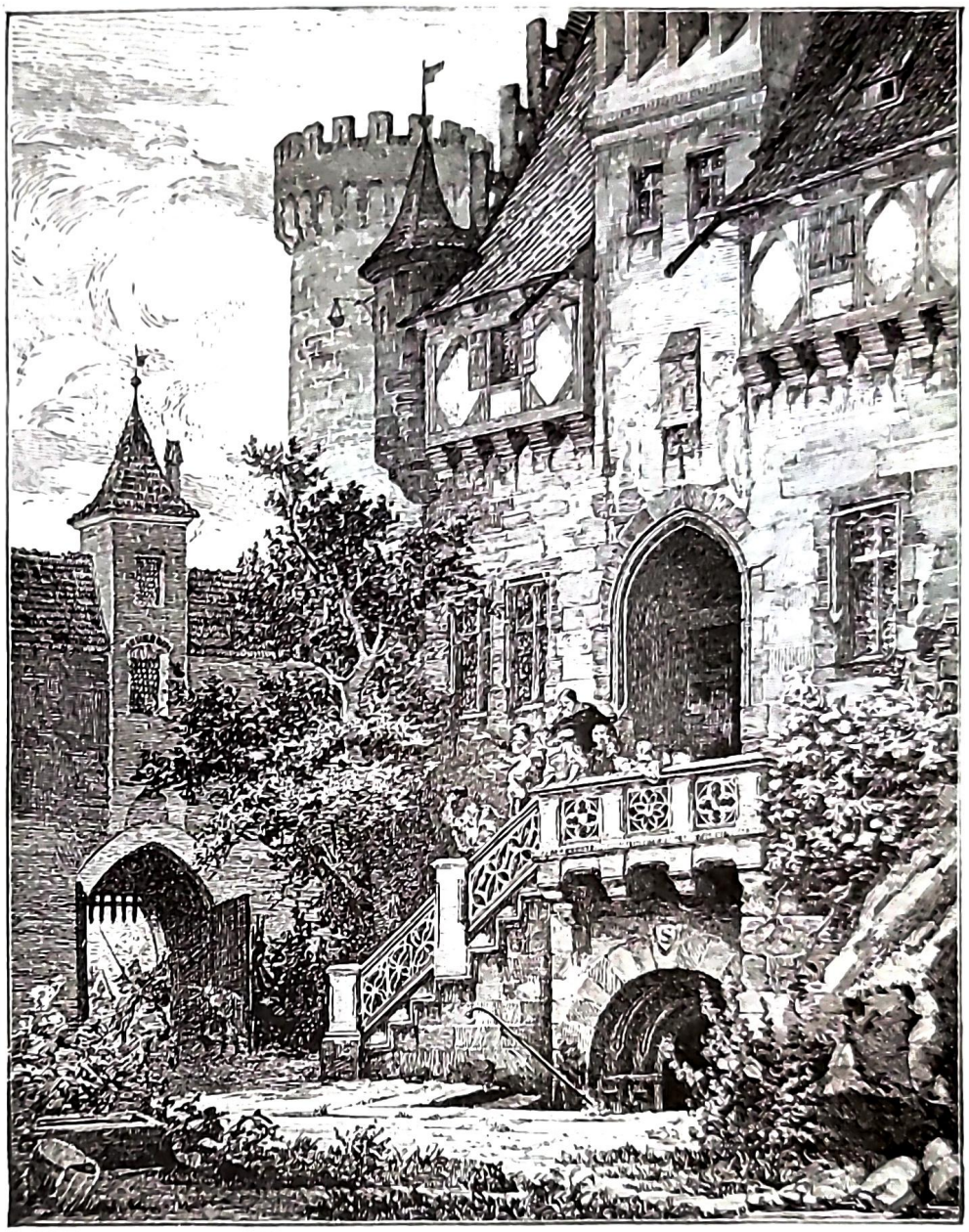
*) Mit der Wasserleitung.

Burg schleuderte. Als die Aufrührer gegen die Burg nichts ausrichteten, stürmten sie das Meute- und Vizedomhaus, erbrachen die Geldschränke und beschlossen den Tag in Schenken und Kellern mit Saufgelagen, Zank und Prügelei. Ein andermal zog ein toller Haufen vor die Burg und verlangte für seinen Gesandten Halbenbekh den Einlaß; denn er sollte zum zweitenmal den Kaiser zu einer Abtretung veranlassen. Unter diesem Vorwand drängte sich die Menge bis zu dem Burgbrunnen; glücklicherweise gelang es der Besatzung die Anstürmenden zurückzudrängen denn sonst hätte das Gesindel den Brunnen verschüttet oder absichtlich verunreinigt, um den Belagerten auch noch das Wasser zu nehmen. Gleich darauf begann die große Büchse aus dem Eberstorfer'schen Haus von neuem mit ihrer Schießerei und setzte der Burgpfisterei und Küche mit ihren Steinkugeln hart zu. Zellhofer und Zinkhendorfer eilten mit den Hofleuten auf den bedrängten Punkt und brachten eine große Büchse gegen die Büchse der Wiener in Stellung. Der Kaiser selbst mengte sich unter die mutige Besatzung der Burg, ordnete die Armbrustschützen, Hackenbüchsenschützen und Steinschleuderer, brachte Blei und Pulver herbei. Hiebei wurde er bei dem Zündschlag eines Pulverfasses im Gesichte verletzt. Dieses Unglück befeuerte den Mut der kaisertreuen Besatzung von neuem. Die Ritter und Hauptleute riefen alles in der Burg zur Wehr auf: Räte, Landleute, Hofkapläne, Edelknaben, Hofjungfrauen, Mägde, Köche, Bürger und Knechte wurden auf die Wehrgänge geschickt; auf allen Türmen und Balkonen wurden Büchsen und Munition geschafft; der Burggraben, die Zinnen und die geheimen Gänge und Gewölbe unter der Erde wurden mit Wachen besetzt, um jeden Überfall hintanzuhalten. Als man ein besonders schwere Kanone zu ebener Erde in Stellung gegen das Geschütz der Wiener im Eberstorfer'schen Hause gebracht hatte, gelang es endlich die feindliche Büchse zum Schweigen zu bringen. Es war auch höchste Zeit, denn man hatte von dorther bereits Minen gegen die Burgmauer vorgetrieben, um sie zum Einsturz zu bringen. Nunmehr versuchten die Rebellen von den Augustinern her die Burg zu bezwingen nud beschossen aus den benachbarten Häusern mit Büchsen und Rohren die Besatzung. Aber den Turm bei der Burgkapelle verteidigten Jörg Auersperg und Wolfgang Kadauer mit den Frauenzimmern aus 4 großen und 60 kleinen Steinbüchsen und vielen Hackenbüchsen. Als auch von dieser Seite der Sturm mißlang, versuchte Holzer, der Führer des aufrührerischen Wiener Pöbels zwischen dem Wiednertor und dem St. Michaelsturm die Burg zu bezwingen; aber aus allen Fenstern der Burg fiel ein Hagel von Steinen, Kugeln und glühenden Pfeilen auf die Angreifer herab, so daß sie auch hier unverrichteter Dinge abziehen mußten. Nunmehr schlug, wie dies immer der Fall ist, die Stimmung der Menge um. Der eine Teil zog sich verstimmt und enttäuscht in seine Behausungen zurück, der andere Teil und die vernünftige Bürgerschaft eilte zu den Franziskanern und bat um Rat und Beistand für einen gütlichen Ausgleich mit dem Kaiser. Schon ordneten sie sich, die Mönche mit den Nonnen von St. Clara an der Spitze, zu einer Prozession, um nach der Burg zu ziehen und den Landesfürsten um Verzeihung und um Gnade anzuflehen, als Trompetengeschmetter und Paukenschlag in den Gassen der Stadt ertönten. Herzog Albrecht war mit seinen Oberösterreichern in die Stadt eingerückt und von nun an änderte sich die Stimmung wieder.

Die Beschießung der Burg wurde von Albrechts Leuten mit aller Kraft aufgenommen, von allen Seiten trieb man Minen gegen die Burgmauern vor. Ein Teil des heutigen Burgplatzes wurde arg zugerichtet, einige Türme schwer beschädigt und die Basteien unterwühlt. Aber standhaft harrten die Verteidiger um des arg bedrängten Kaisers willen aus.

Die kaiserliche Familie teilte in allen Stücken die Beschwernisse der neun Wochen langen Belagerung. Die kaiserliche Familie begnügte sich während dieser Zeit gleich der Besatzung nur mit schwarzem Brot und Wasser. Nur hie und da gab es Erbsen und als besondere Leckerei Katzen- und Hundefleisch. Nur zweimal nahm die kaiserliche Familie ein regelrechtes Mahl zu sich. Das einemal waren es Rebhühner, welche der Magister der hohen Schule, Thomas Siebenbürger, dem kleinen hungernden Prinzen Maximilian verehrte, indem er angesichts der Feinde in den Burggraben sprang und die schmackhafte Jagdbeute holte. Das zweite Mahl bot ein Kalb, das ein wackerer Bürger der Besatzung dem Feinde abgejagt und dem Kaiser zum Geschenk gebracht hatte. Als die Not immer größer wurde, sandte der Kaiser einen geheimen Boten an seine Getreuen im Reiche, um sie zu schleuniger Hilfe zu bewegen. Brunnkircher eilte nach Böhmen und gewann den König Georg für den Kaiser. Ulrich Graf von Schaumburg, Friedrich Gengen, Sigmund von Weispriach, Ulrich von Fladnitz warben aller Orten Volk, Pferde und Wagen für den Kaiser. Tabatschofsky war der erste, der mit einem kleinen Ersatzheer vom Tabor aus gegen Wien vordrang und sich mit den Aufrührern solange tapfer schlug, bis 2000 Mann von Enzersdorf her ihm zur Unterstützung herbeieilten. Mit deren Hilfe konnte er sich im Wald festsetzen und behaupten. Zu gleicher Zeit kamen von allen Seiten des Kaisers allezeit

getreuen Steirer, Kärntner und Krainer und Niederösterreicher des Flachlandes. Die Kremser und Heimburger kamen auch in hellen Haufen herbei. Ihnen folgte Herzog Viktorin, der Sohn des Böhmenkönigs Georg, sodaß sich in verhältnismäßig kurzer Zeit ein großer Waffenkreis um Wien geschlossen hatte. Von St. Agyd in Gumpendorf bis zu St. Ulrich am Neubau dehnte sich die Schlachtordnung dieses Heeres aus. Peter Althan, Christof Spauer und der Propst von Preßburg kamen aus der Burg zu diesem Heer, um den Dank des Kaisers und die dringliche Bitte um schleunigsten Entsatz zu übermitteln. Am Pfingsttage rückten die Kaiserlichen mit Gesang und Feldmusik in Schlachtreihe vor, Albrechts Leute wichen zurück und auch die Wiener wurden mit Verlust in die Stadt zurückgeschlagen. Bald hatten die Kaisertreuen vor der Stadt die Stadttore bezwungen und die Burgmauern erstiegen, und konnten auf den Zinnen der Hofeg der wackeren Besatzung die Hände reichen, der Kaiser und seine Familie waren glücklich gerettet.



Mittelalterlicher Burghof.

Herzog Viktorin war er erste in der Stube es Kaisers. Am 4. Dezember 1462 verließ der Kaiser die Burg, um in das Lager des Böhmenkönigs nach Korneuburg zu eilen. Michael von Rotenberg aber geleitete die Kaiserin und den kleinen Prinzen Maximilian nach der allezeit getreuen Neustadt.

Albrecht sah, daß nun alles für ihn verloren war, wenn er nicht um Verzeihung und Frieden bäte. So machte er sich denn auf den schweren Bußgang nach Korneuburg, um seinen kaiserlichen Bruder, gegen den er sich so unritterlich benommen hatte, wieder zu versöhnen. In der Tat kam unter Vermittlung des Böhmenkönigs ein für Albrecht sehr günstiger Ausgleich zustande. Albrecht und Friedrich sollten beiderseits die Gefangenen austauschen. Albrecht soll dem Kaiser alle seine Städte, Schlösser und Dörfer abtreten, hingegen soll der Kaiser seinem Bruder die Regierung von Österreich auf 8 Jahre überlassen und dafür jährlich

3000 fl. in gutem Geld dem Kaiser zahlen. — Als Flankendeckung Wiens reihen sich gegen Süden hin längs des Abhanges des Wienerwaldes Burgen an Burgen, die den Einlaß in die schönen und romantischen Täler des westlich gelegenen Hinterlandes sperren sollten. Da kommt zunächst der Markt Perchtoldsdorf mit seiner mächtigen Burg und der damit verbundenen wehrhaft befestigten gotischen Kirche, die, vom Platz aus gesehen, einen ungemein malerischen Eindruck macht. Getrennt von der Kirche steigt der gewaltige viereckige Berchfried auf, der im Erdgeschoß einen Brunnenschacht enthält. Wie das Spitzbogengewölbe und Kreuzgewölbe des Erdgeschosses beweist, stammt der Turm noch aus guter gotischer Zeit. Hoch oben geht um den Turm auf Kragsteinen ein Wehrgang herum. Der Turm geht in ein steiles, charakteristisches Pylonendach aus, dessen Silhouette in höchst eigenartiger Weise von den mit Zwiebeldächer geschmückten Ecktürmchen ergänzt wird. Es ist ein selten schöner Turm, den man nie vergißt, wenn man ihn einmal gesehen hat.

Perchtoldsdorf, eigentlich Perchtesdorf, das Dorf der Percht, hat eine reiche historische Vergangenheit. Ein Herr von Perchtoldsdorf war es, der den sterbenden Böhmenkönig Ottokar auf dem Schlachtfeld zu Dürnkrut mit einem Trunk Wassers labte. Später, besonders unter den Türkenkriegen zeichnete sich die Bürgerschaft des Marktfleckens durch ihre Standhaftigkeit und Tapferkeit aus. Das Jahr 1683 bedeutet für Perchtoldsdorf ein Unglücksjahr. Denn die Türken belagerten den Ort und konnten ihn, dank der entschlossenen Gegenwehr der Bürger, nicht nehmen. Da boten die Türken hinterlistigerweise einen Vergleich an und versprachen den Bürgern freien und ehrenvollen Abzug, falls sie den Markt auslieferten. Die Perchtoldsdorfer gingen leider auf den Vorschlag ein und in feierlichem Zuge und unbewaffnet zogen sie vor den Markt, um den Türken die Schlüssel der Tore auszuliefern. Da fielen die Tataren über die Wehrlosen her und metzelten sie alle bis auf 3 nieder, die sich in dem Brunnen des Berchfriedes versteckt gehalten hatten.

Noch sagenberühmter und schöner ist die südlich von Perchtoldsdorf gelegene ehemalige Herzogsburg Mödling.

Sie deckt den Eingang in die romantische Kalkfelsenschlucht der Brühl. Nach Annahme der Geschichtsforscher erscheint die Burg bereits im X. Jahrhundert in den Urkunden. Sie war ein wichtiges Glied der niederösterreichischen Burgenkette und wer je von der (erst im XIX. Jahrhundert und nicht dem Stile entsprechend erbauten) polygonalen Halle auf das weite Flachland im Osten hinausgeblickt hat, dem wird es ohne weiteres klar, daß es keinen besseren und zweckmäßigeren Platz zur Bewachung des Viertels unter dem Wiener Wald gegen die stets raub- und beutelustigen Madjaren gab als diese Burgveste. Nach Heinrich II. Jasomirgotts Tod wird Mödling die Residenz der babenbergischen Sekundogenitur, der Herzöge von Mödling. Das Allodial-Gut umfaßte: Mödling, Solenau, Guntramsdorf, Traiskirchen und Kaisersbrunn. Der erste Herzog von Mödling war Heinrich III., Sohn des Babenberger Herzogs Heinrich II. Anno 1206 fertigte er auf Burg Mödling eine Urkunde an das Stift Zwette aus und gibt sich in derselben den Titel: Henricus de Medelikko, Dei gratia id, quod sum. („Heinrich von Mödling, von Gottes Gnaden das, was ich bin").

Zu wiederholten Malen, unter Bela IV. und Mathias Corvinus, wurde Mödling eine Beute der Madjaren und man begreift, daß die Burg in ihren alten Resten fast völlig verschwunden ist. Neue künstliche Ruinen, von denen man nicht einmal weiß, ob sie auch wirklich auf dem Platz der alten Burg stehen, sollen die Stelle bezeichnen, wo einst der prächtige Herzog von Mödling seinen reichen und freigebigen Hof hielt, wo die Minnesänger wie Walther von der Vogelweide häufige Gäste waren, wo der Herzog selbst sich im Liede als Sänger und Dichter versuchte.

Das Felsental der Brühl hat einen ganz eigenartigen landschaftlichen und historischen Reiz. Hinter der alten gotischen Othmarskirche des Ortes und dem wunderschönen runden romanischen Beinhaus, in dem sich noch eine sehr interessante Malerei aus dem XIII. Jahrhundert, wahrscheinlich den Herzog von Mödling darstellend, erhalten hat, steigt man einen Felsenpfad empor und steht auf einmal auf einer hoch über der Felsschlucht liegende Steinkanzel. Gegen Osten hin schweift der Blick über die fruchtbaren und dörferreichen Ebenen des Viertels unter dem Wienerwald. Den Horizont begrenzen die in bläulich-violetten Tönen verschwimmenden Leitaberge. Und sich gegen Westen wendend, sieht der Wanderer eine Landschaft, die in ihrem stillen und würdevollen Ernst einen unauslöschlichen Eindruck macht. Tief unten, Straße und Bach, und entlang diesen die Häuser und Gärten. Von der Sohle steigen abenteuerlich und malerisch geformte grauweiße Kalkfelsen auf, die von den dunkelgrünen, schirmförmig wachsenden Schwarzföhren bestanden sind. Im Hintergrund türmen sich drei Waldketten in steigender Höhe hintereinander auf, auf der vordersten Kette liegt, gleichsam im Mittelpunkt des ganzen Bildes, Burg Mödling, weiter rückwärts krönt ein moderner griechischer Tempel (der Husarentempel) einen in schöne Linien verlaufenden grünen Waldberg. Wie

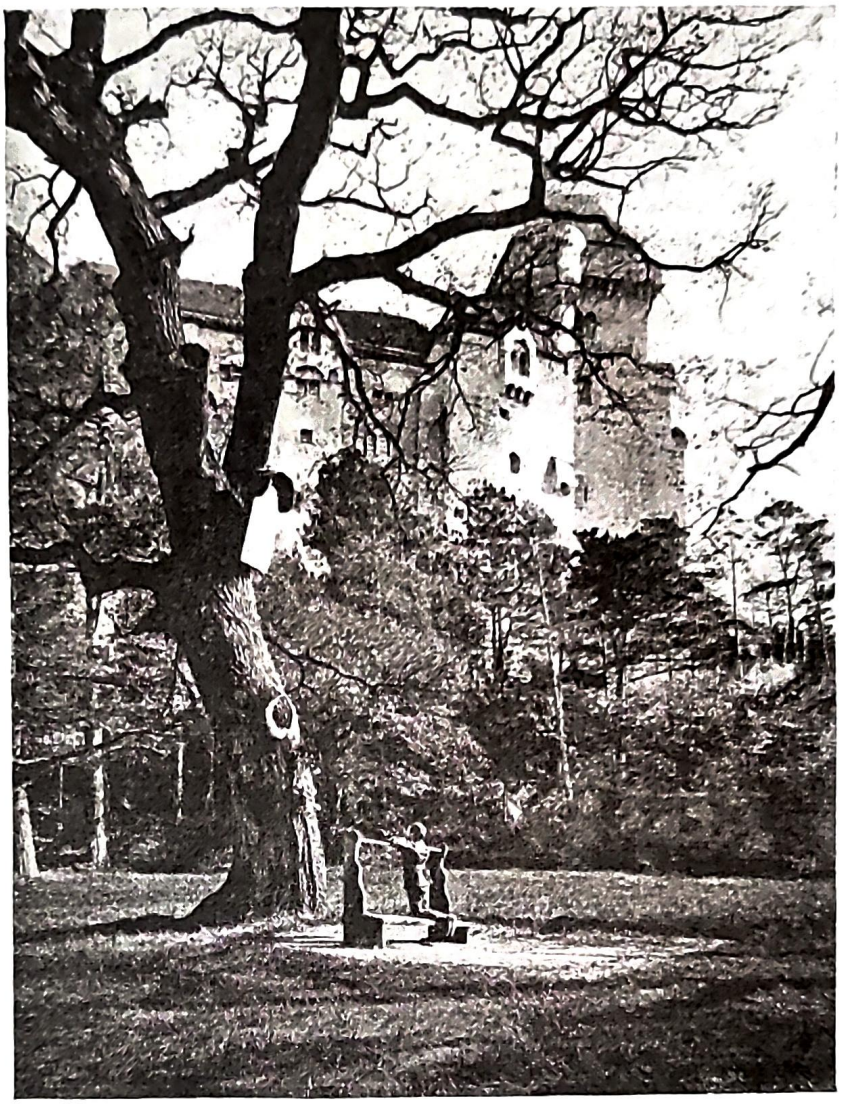
verhauchende Harfentöne klingt es durch die Luft, wenn die Schwarzföhren feierlich rauschen, Deutschlands größte Sänger, Walter von der Vogelweide und Franz Schubert haben diesem Felstale eine unvergängliche Weihe gegeben. Walter war hier Gast des sangesfreudigen Herzogs von Mödling, und Schubert hat hier an dem Mödlingbach (in der heute noch bestehenden Höldrichsmühle) seine herrlichen Müllerlieder gedichtet. Das sind noch dieselben Felsen, zwischen denen der „Cantor Waltharius" geritten, da stehen noch dieselben Linden, deren Rauschen der Sangesmeister Schubert in Musik und Ton umsetzte.

Auf einem Sattel, der von der Ebene von Nordost her in das Tal der Brühl führt, steht auf einem mauerartig, aus grünen Wiesen und dunklen Wäldern aufsteigenden Felsblock die alte Veste Liechtenstein, das Stammschloß der berühmtesten aller österreichischen Adelsgeschlechter. Bis vor einigen Jahrzehnten war die Burg noch Ruine, nur von der romanischen Kapelle hatten sich größere Baubestandteile erhalten. Heute hat der jetzt regierende Fürst Johann v. Liechtenstein den Stammsitz seiner Ahnen in würdevollster Weise restaurieren lassen. Die Veste Liechtenstein in ihrer heutigen Gestalt ist wohl unstreitig eine der gelungensten Wiederherstellungen mittelalterlicher Bauwerke. Der fürstliche Bauherr und der Baumeister Walcher v. Molthein haben sich ganz in den Geist der ritterlichen Baukunst des XIII. Jahrhunderts vertieft, alles an diesem Gebäude ist stilvoll, ohne aufdringlich zu sein. Da sind die mit verrosteten Eisenblechen und mit alten Nägeln beschlagenen Pforten und Türen, die schön gezeichneten, nach aufgefundenen Mustern gemeißelten Säulen und Säulchen, das gleichfalls von Originalen abgeformte Ziegelpflaster. Die Räume des Palas, der große Rittersaal, der Knappensaal, die Kapelle, die Kemenaten bilden ein ungemein anmutendes und harmonisches Ganzes. Der stille Zauber der alten Zeit liegt auf allem und jedem, das sich dem Auge darbietet. Wir treten auf eine Gallerie, romanische Säulchen mit reichen Kapitälern teilen das Bild, das sich unserem entzückten Blick darbietet, in mehrere kleine Bildchen. Wohl an die hundert Meter tief unter uns zieht die weiße staubige, alte Wallfahrerstraße an dem Burgfelsen vorbei. Diese Straße zogen durch Jahrhunderte unsere Vorfahren, wenn sie nach Marienzell wallfahrteten. Unten am Burgfelsen und eben der Straße steht eine uralte Eiche, die Abschiedseiche, mit einem Marienbild. Hier rasteten die Wallfahrer, verrichteten ein kurzes Gebet und warfen einen Abschiedsblick auf Wien, das von nun an den Blicken der Pilger entschwand. Näher zu uns herauf reichen die dunklen Tannen- und Fichtengipfel, über diese hinweg schweift unser Auge über die Weingebirge Brunns und über den massigen Kirchen-Berchfried von Perchtoldsdorf bis zum Kahlenberg und bis an die häuserreiche Hauptstadt Wien. Es ist wie ein Blick aus der Vergangenheit in die Gegenwart. Hier, hoch oben auf der Burggallerie, Friede, sichere und wohlgeborgene Ruhe, das Gefühl der Freiheit und Unabhängigkeit auf hoher unerreichbarer Warte, dort unten, Dunst, Wohnungspferche, Hasten und Jagen, ein abhängiges, knechtisches und unsicheres Dasein ohne festen Halt und ohne Sicherheit.

Ein Gegenstück zu Liechtenstein ist das kaiserliche Lustschloß Laxenburg mit der Franzensburg. Laxenburg ist nur deswegen von Bedeutung, weil es bisweilen der Sommersitz der kaiserlichen Familie ist. Das Schloß ist neuen Ursprungs, ein ursprünglicher Rokokobau. Das sogenannte „alte Schloß," dessen Erbauer Albrecht III. mit dem Zopfe (1365—1395) ist, bietet heute gleichfalls nicht viel Beachtenswertes. Weitaus interessanter ist die in dem umfangreichen Parke gelegene Franzensburg, die Imitation einer mittelalterlichen Wasserburg aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts. Dem modernen Kunstverständigen erscheint diese Imitation völlig verunglückt. Doch müssen wir den guten Willen für die Tat nehmen. Wir müssen jener Zeit, die sich entgegen den klassizistischen Bestrebungen nach langer Pause wieder der Pflege der heimischen Romantik zuwandte, nur Dank wissen. Dieser schöne und aussichtsreiche Anfang, die romantischen Ideen neu zu beleben, fand durch die revolutionären Strömungen des vorigen Jahrhunderts ein jähes Ende. Erst heute, da wir wieder in ruhigere Bahnen einlenken, kommt auch die Romantik wieder zu Wort und wir müssen dort anknüpfen wo der Faden anno 1848 abgerissen wurde. Ohne die allerdings mißglückte Franzensburg-Imitation wäre die glänzend gelungene Restaurierung der Burgveste Liechtenstein nicht möglich gewesen. An solchen Versuchen haben wir gelernt; diese Versuche waren die Anregung, die alte Kunst immer genauer und sorgfältiger zu studieren.

Die Franzensburg enthält eine aus allen möglichen Ländern und Orten zusammengetragene, höchst wertvolle Sammlung mittelalterlicher Kunstgegenstände, darunter als Wertvollstes die „capella speciosa", die früher auf der Leopoldsberger Burg untergebracht war. Von dem Riesen Einher, dessen phantastisches Bild das Burgtor der Franzensburg in Luxemburg ziert, meldet die Salzburger Chronik zum Jahr 806:

„Diſer Zeit lebt ain Riß, hieß Ainhör, war ein Schwab, pürdig aus dem Turgew, der gienng über kheinen Stög oder Pruggen, Sonndern quer durch das Waſſer, ſein roß zoch er bey dem Schwantz hernach. Derſelbig Riß zoch mit Khaiſer Carls Heer wider die Windten und Hunen, da erwörgt er die Feindt gleich als ob ainer das gras mit ainer ſenſe abmäth, hennkht dann Edlich an die Spieß und trueggs über die Axl als wie ein Waidmann die Haſen. Als er aber auß dem Khrieg wider heimb khamb, unnd ihn ſeine gueten Freyndt fragten, was er ausgerücht, unnd wie es ihm ergangen wär, ſagt er im Zorn: was ſoll ich von dieſen Fröſchlein ſagen, deren ich 7 oder 8 am Spieß ueber die Axl trage? iſt der Müe nit werdt geweſen, das der Khaiſer ſo vill Volckh wider ſolliche Khroten zuſammen bracht hat. Die ſen Riſen nennt man darumben Ainhör, das er ſich in den Khriegen ſchier einem ganzen Hör verglaicht, und zuweillen ſo vill ausgericht hat. Es flohen ihn die Windten und Hunen, wo ſy ihn anſichtig wurden, vermainten es wär der lebendig Teufel aus der Höll khomen!“ Offenbar iſt dieſe Rieſe Einher eine Erinnerung an die „Einherier“ der germaniſchen Götterſagen.



Burg Liechtenſtein bei Mödling, Niederöſterreich (Rekonſtruiert).

Alles was die alten Urkunden über Rieſen berichten, ſcheint jedoch nicht bloße Sage geweſen zu ſein. Es mag tatſächlich Geſchlechter gegeben haben, die ſich durch einen beſonders großen Wuchs ausgezeichnet haben. So hatte das altberühmte Geſchlecht der „Turſen“ (das ſoviel wie „Rieſe“ bedeutet), die Bewachung des von Baden in den Wienerwald führenden Helenentals über, das von ihren beiden Burgen Rauheneck und Rauhenſtein beherrſcht wird. Schon zu Karls des Großen Zeiten ſollen hier die Turſen gehauſt haben. Jedenfalls erſcheint Rauhenſtein anno 919 verhältnismäßig ſchon ſehr frühzeitig in den Urkunden. Ein Hartung von Rauheneck, der auf dem Stiftsbriefe der Ziſterzienſerabtei Heiligenkreuz erſcheint, zog in das heilige Land und ſtarb daſelbſt 1148. Was den Namen „Rauhenſtein“ und „Rauheneck“ anbelangt, ſo deute ich ſie als „Stein“ oder „Eck“ eines „Ruocho“. „Ruocho“ bedeutet aber ſoviel wie „Turſo“, das heißt einen ungeſchlachten, rauhen, wilden Mann. Im 15. Jahrhundert waren die beiden Burgen gefürchtete Raubneſter. Als die fromme Kaiſerin Eleonora, Gemahlin des Kaiſers Friedrich IV. einmal nach Heiligenkreuz wallfahrtete, da wurde ſie hier von Raubrittern überfallen. Um dem Unweſen zu ſteuern, zogen die Wiener aus, ſchloſſen die Burg hart ein und erſtürmten ſie. Bezeichnend für die damaligen Zuſtände iſt eine Sage, die man ſich von Rauheneck erzählt. Dieſe Burg war von den „ungariſchen“ Brüdern (einer Straßenräuberverbindung im XV. Jahrhundert, die hauptſächlich aus Madjaren beſtand) überfallen und ausgeraubt worden. Beſonders erfreut waren die Diebsgeſellen über

den reichen Schatz der Burgkapelle. Schnell packten sie alles zusammen, was sie aus den erbrochenen Schränken zusammenraffen konnten. Aus Übermut oder aus listiger Vorsicht zogen sie sich die geistlichen Gewänder an, hingen sich die kostbaren goldgestickten Meßgewänder um und verließen als geistliche Prozession die ausgeraubte Burg. Da ereignete sich aber etwas ganz Unerwartetes. Diese „ungarischen Brüder" wurden in geistlicher Kleidung offenbar verkannt und von einer andern Räuberbande angefallen und geplündert.

Etwas abseits von den großen Verkehrsstraßen und versteckt in schöner Waldlandschaft liegt die alte Veste Merkenstein.

Zuerst geht der Weg durch Ackerland, dann kommt man in einen für unsere nordische Landschaft äußerst seltenen prächtigen Edelkastanienhain. Der Burgweg wird nun steiler und führt durch prächtigen, schattenreichen Hochwald an pittoresken Felsengruppen vorbei und durch ein Vorwerk auf eine grüne Waldwiese, in deren Mitte uralte breitschattende Bäume stehen. Zur Linken sieht man das neue, reizend gelegene Sommerschloß mit den gegiebelten Torbauten, ein Bild unverfälschter feudaler Behaglichkeit des Vormärzes, die noch nichts von Revolutionen, moderner Geschichtsmacherei und nervöser Hast weiß. Rechts steigt steil und kühn der Bau der Burgruine Merkenstein auf. Im großen und ganzen repräsentiert sich die Veste im Äußeren als ein Bau aus dem XVII. Jahrhundert, der jedoch auf weit älteren Grundlagen aufgebaut sein muß. Denn die Herren von Merkenstein erscheinen bereits auf Urkunden des 11. Jahrhunderts als Zeugen. Anno 1374 kam die Veste an die Grafen und Herren von Hohenberg, eines der ältesten Dynastengeschlechter Österreichs. Als Matthias Corvinus im Kriege gegen Friedrich IV. in Österreich einfiel, schloß sich ihm auch der damalige Herr von Merkenstein an. Die Kaiserlichen zogen wegen dieser Treulosigkeit des Hohenbergers vor Merkenstein und belagerten die Veste, jedoch ohne sie einnehmen zu können, da sie Matthias Corvinus durch sein Vordringen nach Österreich entsetzte. Mit Erasmus von Hohenberg starb im Jahre 1529 das wackere und kriegerische Geschlecht aus und Merkenstein wechselte von dieser Zeit ı oftmals den Besitzer und fiel unter anderem auch den Grafen Dietrichstein zu. Jetzt gehört es dem Freiherrn v. Brenner-Felsach, der sich die Sorge um die Erhaltung der geschichtlich so denkwürdigen Burgveste it kunstverständigem Interesse angelegen sein läßt. Wir möchten nur wünschen, daß diese einzig gelegene Burgveste recht häufig besucht werde.

Die großartigste Burganlage in Niederösterreich ist das feste und herrlich gelegene Starhemberg. Es war ein starker und wohlbewehrter Platz, noch stehen der mächtige Berchfried, die alte romanische Kapelle nd einige Wände des Palas, die von wunderschönen romanischen Rundbogenfenstern durchbrochen sind. Sonst liegt alles in Trümmern, schwirrend ziehen die Falken durch das verfallene Gemäuer, in dem einst der letzte Babenberger, der streitbare Herzog Friedrich mit seinen getreuen Deutschrittern gehaust. Hier auf dieser Burg hinterlegte er den herzoglichen Schatz, als das ganze Land von ihm abfiel, als alles seinen Feinden ch in die Arme warf und ihm niemand treu geblieben war als Wiener-Neustadt, einige wackere Edelleute nd der Deutschritter-Komtur Ortolf.

Vor Starhemberg schlug Friedrich 1242 die Kumanen und Tartaren und auch die folgenden Jahre bis zu seinem Tode wandte er seine ganze Aufmerksamkeit dieser Veste zu. Denn sie bildete mit Emmerberg, Neustadt und Mödling eine Burgengruppe, in der der Herzog stets einen festen Rückhalt gegenüber der Rebellion seines eigenen Landes finden konnte. Als er am 15. Juni 1246 im Kampfe gegen die Ungarn fiel, hielt der Deutschritter-Komtur Ortolf die Burg samt ihren Schätzen, die ja vor allem die Begierde anderer Herren entfachte, fest, um unberechtigte Ansprüche abzuwehren. Erst als Papst Innocenz 1248 mit dem Bann drohte, übergab der getreue Komtur Burg und Schätze. — Matthias Corvinus berannte die Veste zweimal 1477 und 1482 und beidemal gelang ihm die Eroberung. Umso standhafter aber hielt sie sich anno 1683 gegen die Türken. Die Bauern und Bürger der in der Nähe liegenden Ortschaften hatten sich vor der Wut der Plündernden und Raubenden hieher geflüchtet und hier auch Schutz gefunden. Noch bis in die jüngste Zeit hinein hat man zur Erinnerung an diese Begebenheit ein jährliches Dankfest gefeiert, zu dem Tausende von Menschen der Nachbarschaft zusammenströmten. Das Volk schmückte in dankbarem Sinne mit grünem Reisig die alten halbverfallenen Mauern, die einst seine Vorväter vor dem Verderben geschützt hatten. Eine feierliche Messe wurde auf dem Burgplatz gelesen und Buden, Schenken und Kegelbahnen errichtet. Es war ein sinniges Volksfest, das umso größere Bedeutung hatte, da es vom Volk selbst ausging.

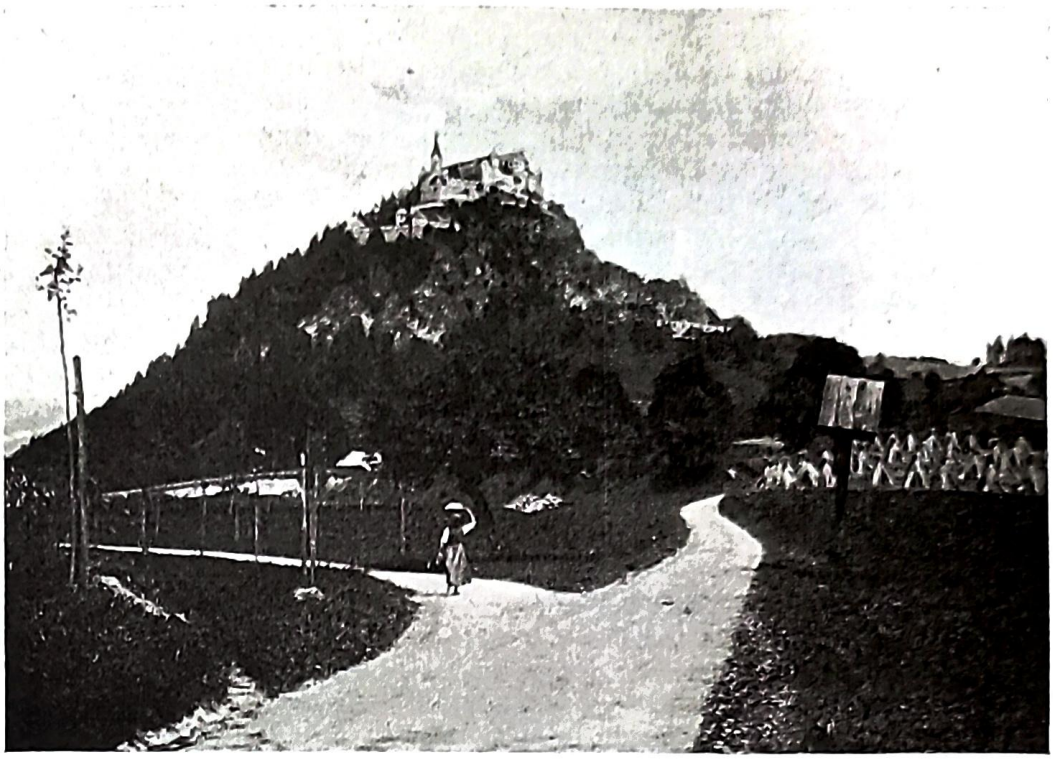
Es gäbe in dem schönen Voralpenland zwischen Donau und dem Semmeringpaß an der steirischen Grenze noch viele herrlich gelegene und sagenberühmte Burgen, doch wir steigen in die Ebene hinunter und

suchen die „allezeit getreue" Wiener-Neustadt mit ihrer alten Burg auf. Wiener Neustadt ist als die rechte Flankendeckung von Wien, das wichtigste und festeste Bollwerk gegen Ungarn gewesen. Sobald die Babenberger in den Besitz dieses Landstückes gekommen waren, war es ihr erstes, diesen Platz zu einer Festung ersten Ranges auszugestalten. Herzog Leopold V. der Tugendhafte, der Kreuzfahrer, der Held von Akkon (1192—1194) war der Gründer dieser Stadt und Burg und fortan war sie der bevorzugte Aufenthalt der Landesfürsten aus dem Hause der Babenberger und Habsburger. Sie verdankt diese Auszeichnung nicht so sehr einer schönen Lage, als der unerschütterlichen Treue seiner Bürger. Besonders glänzend erwies sich dieselbe, als der letzte Babenberger Friedrich II. 1236 von allen seinen Anhängern verlassen war, als ihm nur Mödling, Starhemberg und Wiener-Neustadt treugeblieben waren. Die Namen der Getreuen, die sich mit ihrem Herrn in Neustadt einschließen ließen, verdienen hier erwähnt zu werden. Es waren dies: Albert von Bogen, Anselm von Justingen, Marschall Berthold von Traun, Berchtold von Emmerberg, Gundaker von Starhemberg, Dietrich und Ortolf v. Wolkenstein, Albert von Außberg, Ulrich von Chirnberg und Cholo von Frauenhofen.

Unter den Habsburgern verlor Neustadt nicht seine Bedeutung, sondern wurde erst recht durch seine Fürstentreue berühmt. Schon Leopold III. der Biedere, der Stifter der steirischen Linie der Habsburger, hatte sich Neustadt als Residenz gewählt. Er erneuerte und vergrößerte die Burg und fügte ihr eine Kapelle hinzu. Weltberühmt aber wurde sie erst durch Kaiser Friedrich IV., der sich Neustadt zu fast ständigem Aufenthalt wählte. Neustadt war zu seiner Zeit eine wichtige Festung, sie war mit dreifachen breiten Gräben umgeben, sie hatte hohe, aus Quadersteinen erbaute Mauern, über die keine Pfeilschüsse langten und viele wohlbewahrte Türme mit Schießscharten, Gußlöchern, und Pechnasen. Vier Stadttore führten durch die Ringmauern. Die Vorstädte waren besonders mit einem weiten, immer mit Wasser gefüllten Graben gegen Anfälle geschützt. Gegen Osten, also gegen die hauptsächlich gefährdete, dem Ungarlande zugewendete Seite deckten die herzogliche Burg und die Zisterzienserabtei Neukloster die Stadt gegen Angriffe. Um die Burg zog sich ein besonderer Graben, in den Wasser von dem Kehrbach gelassen werden konnte.

Hieher nach Neustadt zog sich Kaiser Friedrich IV., ähnlich wie der letzte Babenberger mit seinen Getreuen, den Ungnad, Sternberg, Lobkowitz, Kolowrat, Starhemberg und Föbing zurück, als sich das ganze Land infolge der Streitigkeiten um die Vormundschaft über Ladislaus in allgemeinem Aufruhr befand. Um den Streit zu schlichten kam der Erzbischof Sigmund von Salzburg persönlich zum Kaiser nach Neustadt. Ein Teil des Volkes mit der Geistlichkeit im Ornate, mit Fahnen und allen Heiligtümern zog dem Kirchenfürsten entgegen und ein anderer bewaffneter Kriegshaufe zog neben diesem als Geleite einher, um den Aufständischen das Eindringen in die Stadt zu verwehren. Kaum hatten sich hinter dem Zug des Bischofs die Tore geschlossen, als auch schon die Rebellen begannen, die Stadt vom Wiener Tor her zu berennen. Sofort wurden beide Parteien handgemein und Tag für Tag kam es zu blutigen Kämpfen zwischen den Kaiserlichen und den Aufrührern. Die Belagerung wurde von dem Grafen Ulrich von Cilly mit ungeschwächter Hartnäckigkeit fortgesetzt, bis endlich durch Vermittlung des Salzburger Erzbischofs ein Ausgleich stattfand. Am 4. September 1452 wurde Ladislaus um 9 Uhr früh seinem Vetter Ulrich Grafen von Cilly von den kaiserlichen Räten Aeneas Sylvius und Neidberg außer dem Wiener Tor bei dem steinernen Kreuze im Angesicht des feindlichen Heeres übergeben und von diesem im Triumph zuerst nach Perchtoldsdorf und dann nach Wien geführt. In der Nacht des 28. August 1452 hatte sich das feindliche Heer unter den aufrührerischen Edelleuten Ulrich v. Cilly und Eyzinger auf der Heide bis hart an die Stadtmauern ausgebreitet; am Morgen drangen die Rebellen in hellen Haufen mit lautem Feldgeschrei in die Vorstädte und berannten wütend das Wiener Tor. Während der Kaiser auf der Burg mit seinen Räten noch beratschlagte, was zu machen sei, hörte man in den Straßen Geheul und stürmisches Laufen und Drängen, alles war besinnungslos und kopfscheu geworden, denn die Belagerer standen schon vor dem Wienertor und auf der Zugbrücke, die nicht mehr hochgezogen werden konnte. Nur ein schwaches Häuflein beherzter Männer rang im Torbogen gegen die Anstürmenden. Nur wenige Augenblicke und diese schwache Gegenwehr war überrannt und die Flut der Feinde ergoß sich unaufhaltsam in die Straßen der Stadt. So hatte es wenigstens den Anschein. Da hob sich über dem immer mehr zusammenschmelzenden Häuflein der Verteidiger des Tores eine herrliche Reckengestalt von blendender Schönheit und riesenhaftem Wuchs empor. Es war der steirische Ritter Andreas Baumkircher. Ein jeder Streich seines mächtigen Schlachtschwertes warf einen Feind nieder und bald wichen die Angreifer entsetzt vor dieser Heroengestalt zurück, Baumkircher rückte nach, so daß die Zugbrücke frei wurde. Rasselnd wurde sie in die Höhe gezogen, Neustadt war gerettet, aber sein

heldenhafter Retter war der Wut der Feinde preisgegeben. Aber ganz allein wehrte er sich des hundertfach überlegenen Haufens und glücklich setzte ihn sein Streitroß mit einem kühnen Sprung über den Stadtgraben. Dreizehn Wunden deckten des Helden Leib. Der Kaiser empfängt bewegt seinen Retter, schlägt ihn zum zweitenmal zum Ritter, erhebt sein Geschlecht in den Freiherrn-Rang und macht ihn zum Landeshauptmann von Steiermark. Außerdem versprach ihm der Kaiser reiche Geschenke. Gerade die versprochenen Schenkungen, die der Kaiser nie tatsächlich gewähren konnte, da er selbst aus den Nöten nicht herauskam, waren Ursache, daß der kaisertreue Baumkircher eines wenig ehrenvollen Todes als Verräter starb. Das kam so. In Erwartung der vom Kaiser versprochenen Schenkungen hatte sich Baumkircher in Schulden gestürzt. Es waren keine leichtsinnigen Schulden, sondern er hatte Geld nötig, um die Truppen zu besolden, die für des Kaisers Sache stritten. Trotz wiederholter Vorstellungen an den Kaiser wurde Baumkircher nicht entschädigt. Wie immer, so war auch hier eine Schranzengesellschaft tätig, die dem Kaiser die berechtigten Klagen Baumkirchers unterschlug und so Feindschaft zwischen zwei Männern säte, die im Vereine für das Land unendlich viel Ersprießliches hätte wirken können. Baumkircher riß die Geduld, er sah, daß er den Ring, den die Höflinge gegen ihn geschlossen hatten, nicht durchbrechen konnte, und so wurde er ein Verräter, indem er sich 1469 mit des Kaisers Feind, dem ungarischen König Matthias Corvinus verband.



Die Burg Hochosterwitz in Kärnten.

1471 an Gregori sollte mit ihm wegen seiner Verräterei zu Graz Abrechnung gemacht werden. Der Kaiser hatte ihm einen Geleitsbrief ausgestellt, der besagte, daß er an Leib und Leben unantastbar sei den ganzen Tag von der Frühglocke an bis zur Vesperglocke. Baumkircher kam, unerschrocken, fest, ein echter deutscher Ritter, der Falsch nicht kennt und sich der Falschheit auch beim Gegner nicht versieht. Wie er gegen die feindliche Übermacht gestanden, so stand er nun um so furchtloser vor dem Kaiser und seinen Räten. Nur war der Unterschied doch sehr beträchtlich. Damals vor dem Wienertor zu Neustadt, da focht Baumkircher gegen ehrlich Kriegsvolk mit ehrlicher, deutscher Waffe, hier aber in Gratz stand er verschlagenen, tückischen und südländischen Juristen gegenüber, und er mußte mit Disput, Handfesten, Briefen und Urkunden, einer Waffe, die dem Ritter Baumkircher wenig anstand, sich verteidigen. Diesen unritterlichen kaiserlichen Räten mußte der deutsche Ritter Baumkircher erliegen. Daß Baumkircher an den Kaiser Schuldforderungen hatte, das konnten sie nicht leugnen, aber sie leugneten, daß Baumkircher oft und oft in höflichster Weise den Kaiser an die Zahlung seiner Schuldigkeit gemahnt hatte. In nutzlosem Wortstreit, in dem die Romanisten Meister sind, verstrich die kurze Geleitfrist, die Baumkircher gewährt war. Ein Gastmahl, zu dem er tückischer Weise geladen wurde, erhöhte den Zeitverlust. Da ahnte endlich der Ahnungslose, was ihm drohte und bat den Kaiser um Verlängerung der Geleitfrist. Der Kaiser erwiderte, er wolle sich hierüber erst mit seinen Räten beraten, da wußte Baumkircher Bescheid! Sofort lief er die Treppe hinab, warf sich auf sein Pferd, gab

ihm die Sporen und raste im Galopp dem Nordtor zu. Als er aber gegen den äußeren Zwinger ansprengte, schlug die Vesperglocke an, schon dröhnten die Hufe des Pferdes unter dem Torbogen, noch einige Meter und Baumkirchner hatte das freie Feld vor sich, da rasselte hart vor dem Kopf des Pferdes das Schlagtor herunter und der Held von Neustadt war gefangen. Sofort nahte sich ein Priester mit der Wegzehrung und hinter ihm der Scharfrichter mit blankem Schwert. Nur wenige Minuten mehr und Baumkirchers Kopf rollte auf das Pflaster des Torbogens. Wen trifft an diesem beschämenden Geschehnis die Schuld? Wohl ist Baumkircher und der Kaiser nicht völlig loszusprechen. Aber die Hauptschuld trifft die ungetreuen und falschen Räte, die Mißtracht säeten, wo sie hätten versöhnen und ausgleichen sollen. Es ist dies dieselbe dunkle Hand, die in der Weltgeschichte so oft den Untergang der Fürstengeschlechter als auch ganzer Reiche und Völkerschaften herbeigeführt hat. —

Bald nach Vertreibung der Hunnen und Wenden aus der Ostmark, setzte Kaiser Otto der Große aus dem Sachsenstamme zur Beobachtung der immer unruhigen Madjaren einige Mark- und Grenzgrafen ein. Unter diesen Markgrafschaften nahm die von Pütten keinen geringen Rang ein. Pütten kam zuerst an Arnold Graf von Lambach in Wels, der 993 urkundlich erscheint. Unter seinen Nachfolgern zeichnete sich besonders Gottfried von Pütten aus, der den Madjaren eine vernichtende Niederlage beibrachte. Die späteren Grafen von Pütten führten meist den Namen Ekkebert und waren tadellose Edelleute und Ritter. Ekkebert III., der letzte und größte seines Stammes, zog im Jahre 1146, nachdem er einen siegreichen Kampf mit den Ungarn bestanden hatte, mit Markgraf Ottokar V. von Steier und Bernhard von Kärnten ins heilige Land. Nach seiner Rückkehr, anno 1149 gab er auf Pütten ein glänzendes Fest, bei dem er Eberhard, Erzbischof von Salzburg und ein zahlreiches Gefolge von Prälaten und Ritter aufs herrlichste bewirtete. Gelegentlich dieser Feier weihte der Salzburger Erzbischof die am Abhang des Burgberges errichtete Kirche ein. Nicht lange blieb Ekkebert müßig und ohne Kriegsdienst auf seiner Burg. Im Jahre 1158 folgte er als kaisertreuer Vasall seinem Herrn, Friedrich dem Rotbart, nach Italien und half ihm mit seinem Kriegsvolk Cremona und andere Städte erobern. Den 4. und 5. August zeichnete sich Ekkebert bei Belagerung der Stadt Mailand in hervorragend glänzender Weise aus. Leider sollte ihm seine Tollkühnheit das Leben kosten. Mit etwa nur 1000 Rittern nahm er keck den Kampf gegen eine fünfzigfache Übermacht der Mailänder auf. Wie nicht anders zu erwarten, wurde Ekkebert mit den Seinigen zurückgeworfen. Als er gar noch sah, wie einer seiner getreuen Lehensmannen, der Ritter Eberhard von Witerungen vom Pferde stürzte, da loderte in dem schwertfreudigen Grafen die Kampfeswut zur hellen Flamme auf. Er sprang von seinem Roß und eilte mit Schwert und Schild zu Hilfe. So grimmig fielen seine Streiche, so geschickt focht er mit dem Schlachtschwert, daß er die Feinde, die entsetzt zurückwichen, bis in die Stadtmauer zurücktrieb. Doch da ereilte den herrlichen Degen das Geschick. Ein heulender Haufe hielt den aus vielen Wunden blutenden Helden umringt, doch wagte sich keiner mit ihm im Nahekampf zu messen, ein feig aus der Ferne abgeschossener Wurfspeer traf Ekkebert und warf ihn todwund zu Boden. Nun stürzte sich die Meute triumphierend über den wehrlos im schweren Eisenhemd auf dem Boden liegenden Grafen her, man riß ihm den Helm von dem schönen lockenumwallten Haupt, zog ihm das Panzerhemd aus und köpfte ihn.

Selbst der Mailänder Poet Günther versichert, daß gleich damals auf diesen königlichen Recken Volkslieder gedichtet wurden und daß er ein Mann war, der von hohem Geblüt war, an Adel keinem König nachstand, an Gemüt und hohem Sinn Könige überragte. Und der große Geschichtsschreiber jener Zeit der Zisterzienser und Bischof Otto von Freisingen, nennt Ekkebert einen Helden, der wegen seines Adels, Reichtums, seiner Geistesgröße und seiner körperlichen Vorzüge vor allen anderen sich auszeichnete. In der Folge kam Pütten an die Herzöge von Steiermark und von diesen dann an die Babenberger.

Eine Merkwürdigkeit der Burg, ist das steinerne Mauerwerk neben dem Brunnen an der Schloßkapelle. Das Denkmal aus dem Jahr 1618 trägt ein langes, von dem späteren Besitzer der Burg, dem Freiherrn Hans Christof von Teufel verfaßtes Gedicht. Auf der Vorderseite steht:

Sacello et Puteo Pitensi.*)

Sechzehn hundert als man schrib
Und fünff Jahr auß des Sathans Trib
Stephanus Batskoy aus Ungarn
Sandt in dieß Lant Tirkhen, Tartarn
Mit seiner meinaidigen schar gar
Die verbranten viel Flekchen
Hauten darnieder gar viel Leuth
Welcher Bluet noch gen Himmel schreit.

*) Dem Heiligtum und dem Brunnen in Pütten zur Ehre!

Führten hinweg Kinder groß und klein
Auch alt leut hülff mit ihr haiß wain.
Verkauften solche in Türkei
Vrtheil jedes, obs Christlich sey.
Damals dieß Haus ohn Prunnen war
Wan wider kehrn dergleichen gfahr
Hans Christof Teufel gedacht hat
So Rudolphy Hofkamerath
Ferdinandy deßgleich nacher:
Ich will diß Houß retten auß gfahr,
Ein Prun graben mit aigner Handt
Erstlich solchs Jahr anfing, bekhandt
Wird er mich machen weil er staht,
Als man sechzehnhundert zahlt,
Und eilff Jahr hat er Renovirt
Bewelbt, mit Althärbildern ziert
Diese Capellen Gott dem Herrn
Jungfrau Sankt Catrina zu Ehrn.
Umher wie Sechzehnhundert Jahr
Und achzehn die Jahrzahl war
Gab Gott Wasser durch sein gewalt,
Von jeder Klafter er zahlt hat
Fünfzehn Gulden, weil tief ist
Drey und siebenzig*) sey vergwist
So denk, was draff gangen mag sein.
Ich sag dir, auch ein Maß voll Wein
Gab er willig von Herzen halt
Für den Prungraber, also erschallt
In sein Ohren die gute Mehr,
Daß nun Wasser vorhanden wär
Gott dem Hern sey Lob und Ehr.

Auf der Rückseite steht:

Joannes Christophorus Teuffel, Baro, Servo suo fideli P.

Sebastianum Stahn mit Nam
Zu Konstantinopel bekahm
Ich zu einem Diener, der vil Meil
Mit mir raist nach der Christen Weil,
Fünfzehn hundertachtzig und acht
In Egypten die Reiß verbracht.
Und auf den Berg, Sinaj genannt,
Nach solchem in der Syrer Land,
Auf dem Fluß Euphrata, ferner
Bei Babilon, wo Gott der Herr
Der Menschen Sprach verwirrt geschwindt
Bei derselben Statt da rindt
Der Fluß Tigris nach Bassora,
Auff solchem wir schifften allda
Die ietzt gemelten zwen groß Flüß'
Der Eupfratus und der Tigeris
Ninnent die brachten umso weitter
Bis in das Persianisch Möhr
Zur Insel Ormus weit bekhant
Von dort muß in das Perscher Landt.
In der Hauptstatt Casbin mit Klag
Nam mit dem achzehenden Tag
Im Februario fürwahr
Fünfzehnhundert neunzigsten Jahr
Der Tod diesen meinen Diener frumb
So gemelte Land im Heidenthumb.
Mit mir durchzogen diese Raiß
Oft litten wir Khält, doch vilmehr Schweiß
Leib'gefahren und fastidi*) vil
Beym schwarz, rothen Möhr und Nil
Beym Tigri und beym Euphrate
In großer Hitz, Angst, Noth und Weh
Hat mir wol dient, weil er lebet
Bedolmetscht und sauber kochet,
Muß nacher wider willen mein
Diener selbst, Herr, Koch und Dolmetsch sein.
Ließ ihn begraben dieselb Zeit
Ehrlich, weil dort kein Glegenheit
Ein solches Epithaphium
Ihm zu setzen, hab ichs drumb
Allhier gestellt in großem laidt
Gott geb ihm dort die ewig Fraydt.

Über den Semmeringpaß geht es in die grüne Steiermark, die die Südostbastion der österreichischen Burgenkette bildet und gegen zwei Fronten hin, gegen Ost und Süd das deutsche Hinterland decken soll. Den Weg im Murtal sperrt die alte Ansiedlung G r a z mit seinem Schloßberg.

Die ersten urkundlichen Besitzer der Grazer Burg war das mit dem Ottokar v. Steier verwandte Geschlecht der Herren von Gratz. Als erster erscheint ein Helmhard von Gratz. Die Burg selbst jedoch ist weit älteren Ursprungs. Sie war schon in allerfrühester Zeit eine Grenzwarte gegen die räuberischen Ostvölker. Zur Zeit der Empörung der steirischen Stände gegen Albrecht I. von Habsburg leistete der Grazer Schloßberg dem Herzog treffliche Dienste. Albrecht besetzte ihn nämlich mit fremden Söldnern unter dem

*) Der Brunnen war demnach so tief wie der Wiener Stefansturm hoch ist.
**) Widerwärtigkeiten.

Befehl des ihm unerschütterlich treuen Wulfing von Hanau, der durch sein entschiedenes und tatkräftiges Vorgehen nicht nur Steiermark für den Herzog rettete, sondern auch die Empörung glücklich unterdrückte. Deswegen singt auch Ottokar von Horneck in seiner Reimchronik rühmend von Wulfing:

Auf der Purkh zu Grätz saz
Ein Ritter, der wol daz
Gut verdient und versolt,
Daz ihm der Herezog waz holt (hold!)
Von Hanaw Her Wulfing.
Da sich von erst hub daz Ding
Seit hüt er (hütet er) ser
Des Fürsten Purkh und Er (Ehre).

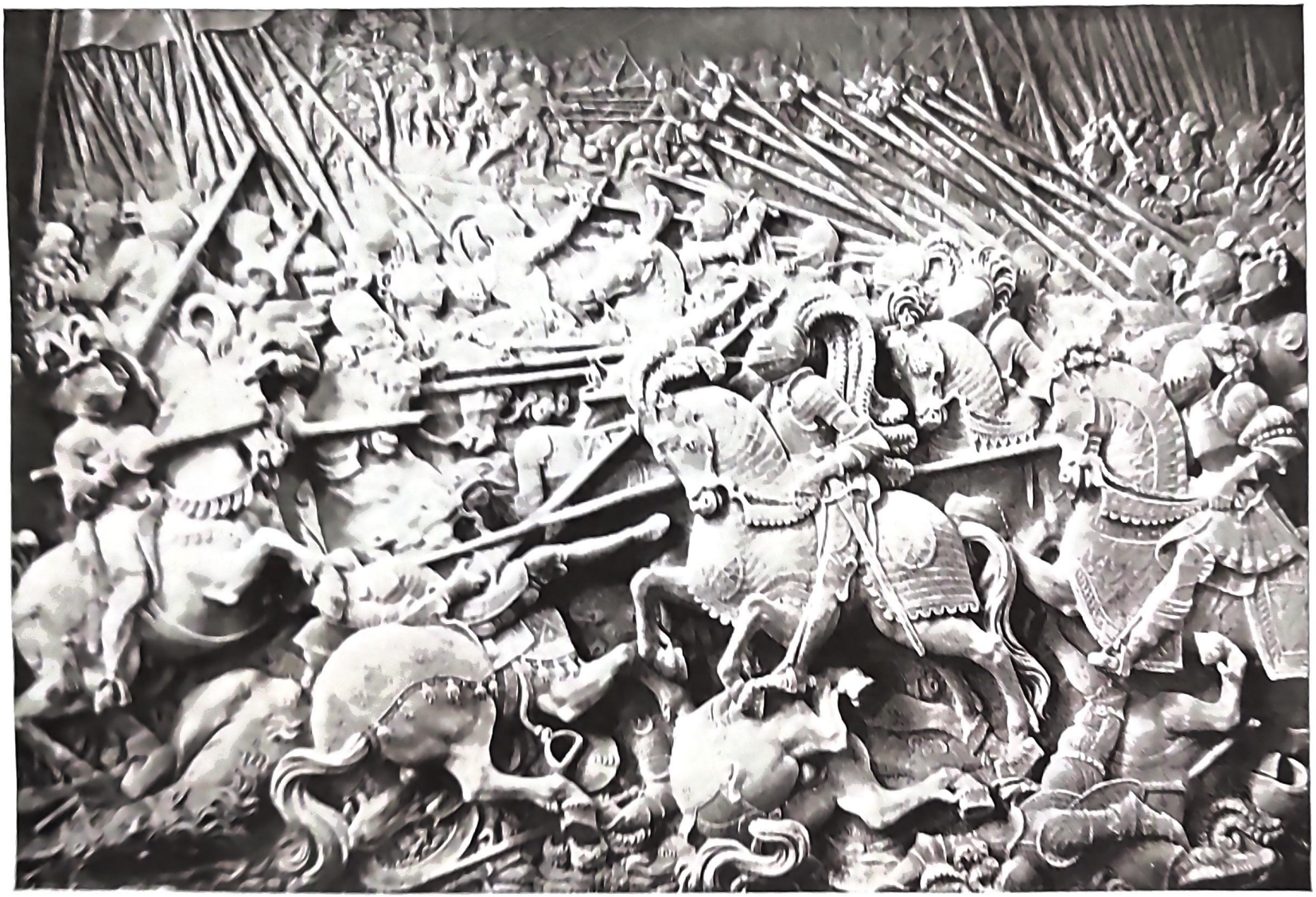
Als 1480 in Wien die Pest ausgebrochen war, ließ Kaiser Friedrich IV. der „Friedsame" seine einzige Tochter Kunigunde auf den festen Schloßberg zu Graz geleiten. Matthias Corvinus von Ungarn, dem der Kaiser die Hand der Prinzessin versprochen hatte, wollte die Anwesenheit Kunigundes auf dem Schloßberg zu einem Handstreich benützen und sich mit Hilfe zweier Verräter unter der Burgmannschaft, eines gewissen Gießel und eines Himmelfreund, in Besitz des wertvollen festen Platzes und der als Geißel noch viel wertvolleren Kaiserstochter setzen. In dunkler, stürmischer Nacht verließ der Oberst mit 2000 Ungarn Leibnitz und zog auf Schleichwegen gegen Graz. Aber auf dem Schloßberg hatte man die Verräter entdeckt. Sofort wurden sie in Eisen gelegt und in die tiefsten Verließe geworfen. Alle Posten wurden besetzt, die Mauern bewehrt und bestückt und als die Ungarn angeschlichen kamen, da wurde ihnen aus Karthaunen und Hakenbüchsen vom Schloßberg herab ein so blutiger Willkomm geboten, daß sie schleunigst Reißaus nahmen.

Der Grazer Schloßberg war eine mächtige Festung und hat sich in dem Franzosenkrieg äußerst tapfer gehalten. Georg, Christoph von Neitzschitz liefert in seiner „Weltbeschauung" eine sehr gute Beschreibung des Schloßberges im Jahre 1633. Da heißt es: „Diese Festung liegt auf einem Felsen der Höhe nach der zu Preßburg in Ungarn fast gleich erbaut, ist überaus fest und stark, hat viel Basteyen und war dieser Zeit mit 100 Soldaten besetzt. Oben sind drei Brunnen, davon einer sein Wasser aus der Mur, so unten vorbeifleußt, hat, ist so tief, daß man wohl gar ein Vaterunser ausbethen kann, ehe ein Stein hinabfallet. Gegen die Stat ist der Fels gar, auf der anderen Seite aber wo er ans Land hänget, ist er vom Lande mit einer tieffen Klufft*) abgeschnitten. Oben auf dem Walle stehen in dreien Wachthäusern an beyden Ecken und in der Mitten Soldaten, welche, so offt die Uhr schlägt, ein jeglicher eine Glocke anziehen, die flugs bei ihm im Wachthause hänget und einen Lösungsschrey tun muß, allso daß so bald der eine nur den Mund zuthut, der andere flugs mit seiner Glocke und Geschrey antwortet." Martin Zeiler berichtet fast zur gleichen Zeit: „Das obere Schloß, so hoch auff einem Berg (der um und um frey, felßechtig ist, und dem ganzen Land herum gebiethen kann) lieget, wird fast für unüberwindlich gehalten. In demselben, so mit allem viel Vorsehen und stets ordinari eine Besatzung hat, seynd vornemlich die große und kleine Stück, davon bey die hundert seynd und darunter die zwey größte zu sehen ist, der eines ein Türkisch, das andere, so anno 1529 gemacht, auch schon einmal in der Türken Gewalt gewesen und von ihnen die Bildnuß Christi darauff zerstümpelt worden ist. In einem Thurm ist das Horn,**) welches man alle Morgen und Abend tretten thut und das von vielen Pfeiffen gemacht ist. In einem andern Thurm hangt die große Bethglocke, die allezeit Morgens um 7 Uhr geläutet wird. Es hat dieses Schloß eine große Weite und etliche Plätz innen. Ist auch da eine Kapellen für Soldaten, hat ingleichen etliche Roß- und Handmühlen; item einen sehr tieffen Brunnen, der stätigs beschlossen ist, damit man solchen in Nothfall rein und sauber haben möge. Dann dieses die Haupt-Vestung des Landes ist, darvor sich der türkische Kaiser Soliman, als Er im Jahre 1532 biß hieher kommen, sonderlich gefürchtet haben soll usw."

Auf dem äußersten vorgeschobenen Posten im Südosten erhebt sich auf einem mächtigen Bergkegel als würdiges Abschlußstück der österreichischen Burgenkette die Riegersburg.

Der Wanderer der zur Riegersburg hinaufsteigt, kann sein Auge nicht abwenden, von der Felsenmasse, die von der Titanenburg bekrönt wird. Sobald er das erste Tor durchschritten hat, erblickt er nichts als Mauern, Wälle, Wachtürme und Zinnen, in mannigfaltigster und malerischester Anordnung. Kurz ist der Weg zum zweiten Tor, doch auf jedem Schritt dieser kurzen Strecke lauerte einst den Angreifern der Tod aus hunderten von Schieß-Scharten entgegen. Nach einer Wendung erreicht man das dritte Tor, das sich uns mit seinen hohen Mauern und den schroffen Felswänden noch furchtbarer entgegenstellt als die

*) Den sogenannten „Halsgraben".
**) Orgelwerk.



Photographie von [illegible]

Die [illegible] am Guinegate — die sogenannte „Sporenschlacht" — Kaiser Maximilians I. Sieg über Ludwig XII. von Frankreich (17. August 1513).

Marmorrelief am Sarkophage des Kenotaphs Maximilians I. [illegible]

[illegible]

[illegible]

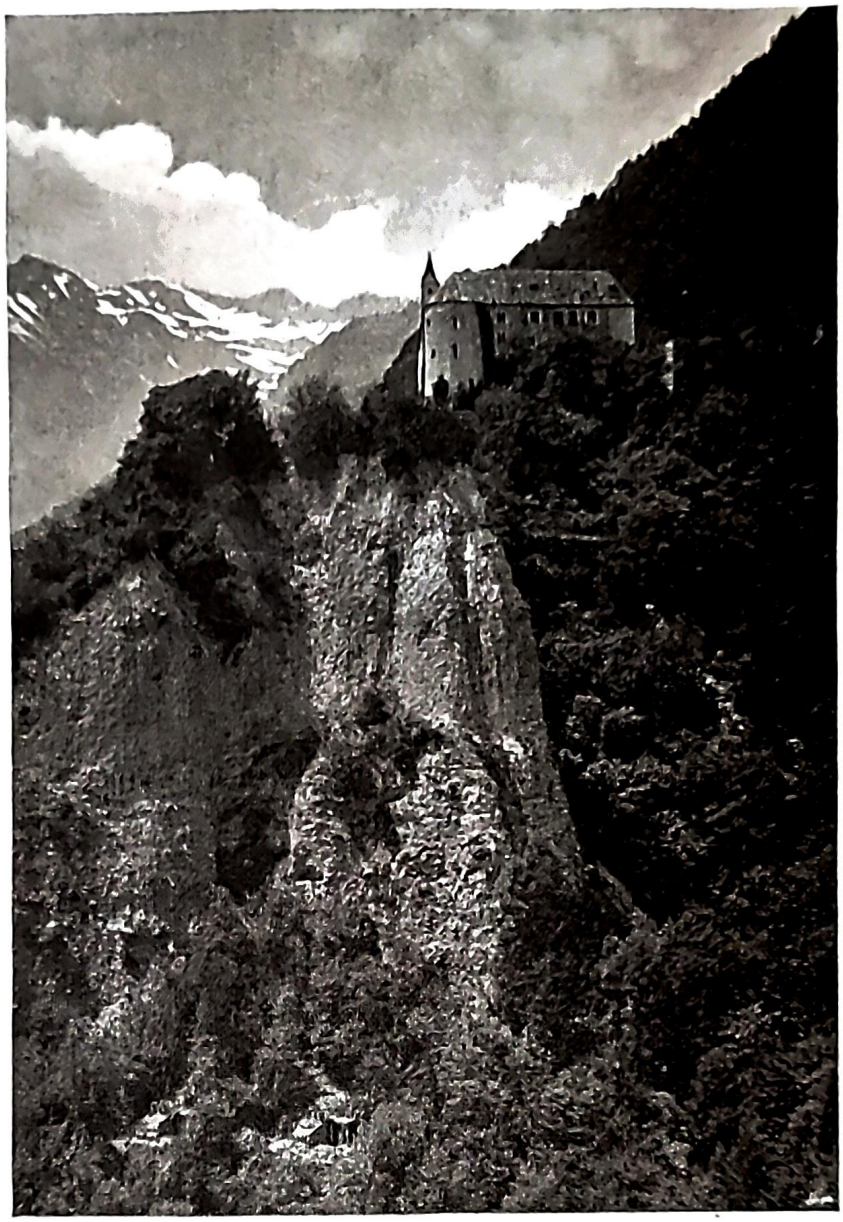
Dann an einer anderen Stelle

[illegible]

Als die Burgunder in einem, inhaltlich sehr bedeutungsvollen Akt auf einer Schiffsbrücke über den Rhein setzen, rief Hagen aus: „Ich weiß vom Untergang zu sagen." Das war der Gegenstand, worüber viele Klagen gehört, erzählen, und weiter fortgemacht zu werden wissen. Diese Worte aus einer Rede haben das Ohr der Zuhörer mit erwartungsvolle Spannung erfüllt. Und es ist in jener Zeit-Epoche der [illegible] Befriedigung verlangt, je es war in jener Zeit-Epoche der [illegible] Gesetz der Kultur ist wenig von ihr selbst gemacht, daß viele, [illegible] Dichter [illegible] Sagen von Thaten der [illegible] Vergangenheit [illegible] Und wie [illegible] Sagen [illegible] Sagen [illegible] nicht von Geschichte, an [illegible] Schriften der Sage [illegible] Sagen [illegible] Sagen [illegible]. Aber sie [illegible] nicht [illegible] Liebe [illegible] Liede [illegible] Nibelungenlied, es war [illegible] Bedeutung [illegible] Kampf [illegible] Burgunden [illegible] Kriemhild [illegible] Etzel [illegible] gedichtet.

Unter den Sagen [illegible] Kreisen wollen wir unsere [illegible] [illegible] [illegible] [illegible], daß [illegible] [illegible] Tode des ewig [illegible] Schlachtfeldes von Xanten [illegible], [illegible] [illegible] Kampfes [illegible] Schlachtfeldes [illegible] gewaltigen Schwertes zum [illegible] [illegible] Burgunden [illegible] [illegible] Tode [illegible] [illegible] Siegfried selbst, mit seiner zum Teil noch [illegible] Erzählung [illegible] Ergebnisse [illegible] Erlösung. Im [illegible] Jahrhundert [illegible] Erzählung [illegible] [illegible] [illegible]

Hildebold erhielt trotz der Gegenburgen von Markgraf Leopold von Österreich Unterstützung und konnte nach mancherlei Kämpfen den stolzen Kärtnerherzog besiegen, der sich zum Schluß mit ihm vergleichen mußte. In dem Kampfe zwischen König Rudolf von Habsburg und Ottokar von Böhmen war Freisach auch in Mitleidenschaft gezogen, da sein Besitzer, der Erzbischof Friedrich von Salzburg habsburgisch gesinnt war. Milota Zawisch, der Statthalter von Steier, erhielt 1275 von Ottokar den Befehl Friesach zu nehmen und alsbald rückte er mit seinen Rittern vor die Stadt und Burg, die Hartwig von Prößling und Otto Ungnad aufs Tapferste verteidigten. Nachdem Versprechungen und Verlockungen nichts genützt hatten, ging Milot zum Angriffe vor. Mauerbrecher, lange hölzerne Balken, vorne mit schweren Eisenköpfen versehen und die in einem gegen die feindlichen Geschosse gedeckten hölzernen Balkengestell an Ketten freischwebend hingen, wurden auf Rollen an den Graben geschoben. Dann setzte man den schwingenden Balken in heftige Bewegung und dröhnend stieß der Eisenkopf gegen die Grundmauern und biß so manches Stück heraus. Gewaltige Steinschleudern, die mehrere Männer mit Aufwendung aller ihrer Kräfte bedienen mußten, warfen im hohen Bogen einen Steinhagel auf die Zinnen der Mauer und Burg und in der Tat gelang es ihm eine 50 Schritt breite Bresche zu schießen. Aber rasch eilten die Armbrustschützen und Schleuderer zu der gefährdeten Stelle und wehrten glücklich den Ansturm ab. Darnach ward die Maueröffnung rasch wieder zugebaut.



Schloß Tirol.

Da ließ Milot seine Mauerbrecher und Bliden gegen das Neumarktertor spielen und legte den dortigen Torturm nieder. Wieder stürmten Trupp auf Trupp gegen die Lücke, der Graben füllte sich mit Leichen und Verwundeten, aber abermals gelang es den Angriff durch allerlei Geschoß, durch Brandpfeile, siedendes Wasser und heißes Pech abzuwehren, bis die Nacht dem heißen Kampf ein Ende machte. Am nächsten Morgen setzte Milot Zawisch alle seine Überredungskunst und seine ganze Tatkraft ein, um mit neuen Truppen sich den Eingang in die Stadt zu erzwingen. Als er im Kampfe den wackeren Prößling erblickte, rief er ihm zu „Laß ab von

dem Einhauen, Prößling, übergib die Stadt, die du nicht mehr lange halten kannst, denn du hast wenig Volk, und meine Mannen sind zahlreich." — „Glaube nicht, Milot," antwortete Prößling, „daß ich dich oder dein zahlreiches Volk fürchte; kann ich nicht die Stadt, so will ich doch meine und der Meinigen Ehre retten und lieber fallen, als mit Schmach leben." So sagte er und stürzte wie ein Löwe mit Ungnad auf Milot zu. Ein furchtbares Gemetzel und rasendes Würgen entstand, bis sich endlich Prößling und Ungnade von den Böhmen umringt, ergeben mußten. Jetzt stürmten die Böhmen in die Stadt, hieben nieder, was ihnen begegnete, raubten, sengten und plünderten, zerbrachen Kirchen und Häuser und machten aus Friesach einen Schutthaufen.

Noch öfter in den nachfolgenden Jahrzehnten war Friesach der Schauplatz ähnlicher erbitterter Kämpfe, aber immer hielt sich die Bürgerschaft und die Burgmannschaft von Petersberg rühmlich, wie es sich deutschen Kriegern und Rittern geziemte. —

Wer mit der Staatsbahnlinie von Launsdorf in Kärnten gegen Villach fährt, der sieht zur Linken durch das Eisenbahnwagenfenster eine mächtige Burg auf einem einzelstehenden Berg aufsteigen. Die Burg ist völlig erhalten und macht durch ihre riesenhafte Anlage, durch den mehrfachen den Berg umziehenden Mauerwall, durch ihre vielen Türme, einen überwältigenden Eindruck. Hier hat sich ein Stück romantischen Rittertums in unsere prosaische Zeit herübergerettet. Es ist dies die Krone aller Burgen, die nie eroberte, „jungfräuliche" Waffenburg Kärntens, Hochosterwitz.

Die ersten urkundlichen Nachrichten stammen aus dem XIII. Jahrhundert, jedoch kann man mit Gewißheit behaupten, daß dieser Ort schon früher als fester Platz benützt worden sein mußte. Denn er ist eine Landmarke, auf die man schon seit alter Zeit aufmerksam war. Hier auf dieser Feste wohnten die Herren von Osterwitz, die das Schenkenamt des Herzogtums Kärnten innehatten. In den älteren Burgenbeschreibungen heißt es treffend: „Man muß staunen über den Unternehmungsgeist der deutschen Männer, die allen Beschwernissen entgegentrotzten, welche die schroffe Runde des Felsens, und vorzüglich die Wand, deren Oberteil an der südöstlichen Seite mehrere Klafter hinausragt, in Betracht zieht." Außer einem gefährlichen Fußsteig führt ein enger Fahrweg durch vierzehn, mit frommen Sprüchen aus dem Psalter gezierte Wachthäuser und Türme und über drei Brücken, unter denen grausige Abgründe gähnen, zu der Hauptburg hinauf. Dreimal umkreist der Burgweg von einer Mauer begleitet den Felsen. In einem Gemache der Burg hängt eine Stierhaut, die den Belagerten sehr ersprießliche Dienste leistete. Als die Verteidiger der Feste immer härter vom Hunger bedrängt wurden, und alle Lebensmittel bereits aufgezehrt waren, entschlossen sie sich, den letzten Stier zu schlachten. Sie zwickten ihn aber zuvor mit glühenden Zangen, damit er durch sein weitschallendes Gebrüll in den Belagerern den Glauben erwecke, daß der Burg noch eine Rinderherde als Fleischvorrat zur Gebote stände. In die Haut des geschlachteten Stiers nähten die Belagerer ihren letzten Vorrat an Getreide und ließen den Pack außen an der Vormauer herab und ließen Trompeter herausfordernd melden, daß sie noch so viele Jahre, als Körner in der Stierhaut seien, vor der Feste liegen können, ohne sie zu bezwingen. Da gaben die Belagerer entmutigt die Belagerung auf und zogen mit ihrem Heere ab. Die Burg gehört jetzt den Fürsten Khevenhüller, die sie mit großem Kostenaufwand restaurierten und in Stand halten.

An das letzte Tor-Wachthause knüpft sich eine alte Sage. Hier fällt der Fels 80 Klafter wandsteil ab, und in diesen Abgrund soll sich ein schamhaftes Burgfräulein gestürzt haben, um den Werbungen eines unliebsamen Freiers zu entgehen. Jedoch geschah der Heldin nichts, denn ein Knecht fing mit starken Armen die Herabstürzende auf, so daß sie mit einigen minderschweren Verwundungen heil davonkam. Besonders denkwürdig wurde die Veste durch die Belagerung der mannweiblichen Margarete Maultasch, die 1334 mit einem Tiroler Heere der Burg arg zusetzte, ohne sie zu bezwingen. Verschiedene Altertümer und Denkwürdigkeiten sollen der Volkssage nach auf dieses Ereignis hindeuten. Am Fuße des Felsens ist ein kleiner Hügel, den die Tiroler zusammengetragen haben sollen, um Margarete als „Feldherrn"-Hügel zu dienen.

Eine wesentlich andere strategische und militärische Bedeutung als die Kronländer Österreich, Steiermark und Kärnten hatte, hat Tirol und Salzburg. Tirol ist heute noch das Durchzugsland nach Italien. Die Fronten der tirolischen Burgen richten sich daher vorzugsweise nach Süden. In den entzückenden Meraner Gefilden, die besonders reich an schönen und malerischen Burgen sind, kam es überhaupt nicht so sehr auf militärischen Wert der Burgbauten an. Hier pflagen die Ritter der Genüsse des Friedens. Es waren daher diese Burgen mehr Erholungssitze. Das hinderte jedoch nicht, daß sie wie das kleine aber in prächtiger Alpenlandschaft gelegene Schloß Tirol auf einem sicheren und schwer zugänglichen, steilen Felsenkegel angelegt waren. Schloß Tirol gab der ganzen Grafschaft den Namen und erscheint schon im XII. Jahrhundert als

38*

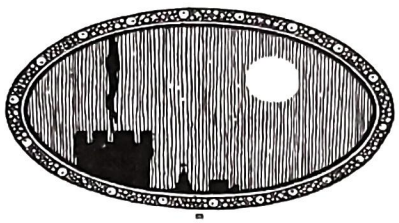
Schloß Ambras (Tirol).

der Sitz der gleichnamigen Grafen. Es hat in seinen Baulichkeiten und seinem architektonischen Schmuck noch viele Überreste romanischer Kunst, darunter eine besonders beachtenswerte alte Burgkapelle. — Weniger durch besonders bedeutungsvolle kriegerische Ereignisse und durch seinen militärischen Wert ist Schloß Ambras bei Innsbruck berühmt. Es verdankt der Liebesromantik seinen Ruf. Nach alter Bauweise, die sich den Bodenverhältnissen anschmiegte, hat das Hauptgebäude, das alte Schloß, einen unregelmäßigen Grundriß. Als älteste Besitzer erscheinen die Grafen von Wolfartshausen, eine Seitenlinie der Andechser. Otto, Graf von Andechs-Wolfartshausen schenkte um 1100 dem Bistum Freisingen zwei Höfe zu Zirl und Damingen. Die Grafen von Wolfartshausen mußten sehr reich gewesen sein, denn die Gebiete von Sonnenburg, Steinach, Stubay, Ambras, Wilten und Tauer erscheinen zum größten Teil als ihre Besitztümer. Otto II. von Wolfartshausen stand seinem 1130 zum Bischof von Regensburg gewählten Bruder Heinrich in seiner Fehde gegen Herzog Heinrich den Stolzen von Bayern bei. Heinrich wollte Otto dafür züchtigen und fiel mit Heeresmacht in seiner Grafschaft ein, belagerte 1131 Ambras (castrum Omerus), bezwang es und steckte es in Brand. Daß Heinrich sein Augenmerk gerade auf Ambras richtete, beweist, daß die Feste entweder der Mittelpunkt und Vorort der Grafschaft, oder wenigstens die Residenz derer von Wolfartshausen war. Nach dem Brande wurde die Burg wieder aufgebaut und erscheint als Sitz eines Dienstadels- (Ministerialen)-Geschlechtes. Der berühmteste aller Schloßherren ist jedoch Erzherzog Ferdinand (gest. 1595), der einen prächtigen Hof auf dieser Burg hielt und sie zum Mittelpunkt eines geistigen Lebens machte. Als Freund der Wissenschaften und Künste war er ein eifriger Sammler. Er ist der Gründer der sogenannten „Ambraser-Sammlungen," die heute zum größten Teil im kunsthistorischen Museum des Kaiserhauses in Wien untergebracht sind. Der kunstverständige Erzherzog hatte eine prächtige und wertvolle Bildergallerie, eine Gemmen-, Medaillen- und Münzen-Sammlung auf Ambras eingerichtet. Aber besonders wertvoll und berühmt ist seine Sammlung von Original-Harnischen berühmter Männer des 15. und 16. Jahrhunderts. Diese Harnisch- und Waffensammlung, jetzt gleichfalls im kunsthistorischen Museum untergebracht, ist die reichhaltigste und großartigste Sammlung dieser Art und legt von dem ritterlichen Geist, der diesen Habsburger beseelte, beredtes Zeugnis ab. Auch in seinem Lebensgang kam dieser ritterlich-romantische Zug zum Ausdruck. In Augsburg verliebte er sich in die schöne Philippine Welser und nahm sie trotz aller Hinder-

niſſe zur Frau. Hauptſächlich für ſie hatte der liebende Gatte die Burg ſo prächtig eingerichtet. Auf dieſem Schloß verbrachte ein hiſtoriſch berühmt gewordenes Liebes- und Ehepaar die ſchönſten Tage ungetrübteſten Glücks. Leider waren die Tage nur allzu kurz, denn ſchon 1580 wurde Ferdinand durch den unerbittlichen Tod ſein Treueſtes und Liebſtes geraubt.

Wie immer, wenn eine volkstümliche Fürſtlichkeit plötzlich oder unvermutet ſtirbt, ſo verbreiteten ſich auch hier über das plötzliche Hinſcheiden Philippinens allerlei Gerüchte und Mären im Volk. So zeigt man auf Ambras noch heute das Bad, in dem die ſchöne Frau durch Öffnen der Adern, oder wie andere erzählen, durch Erſticken den Tod gefunden haben ſoll.

Zum Schluſſe wollen wir noch einer Hochburg kurz Erwähnung tun, die nicht nur in militäriſcher, ſondern auch in geiſtiger Beziehung ein Waffenplatz Altöſterreichs war, die ſtolze Biſchofsfeſte H o h e n ſ a l z b u r g.

Hoch über die alte Erzbiſchofsſtadt ragt die türmereiche Burg auf einem nach allen Seiten ſteil abfallenden Sandſteinfelſen in höchſt maleriſcher Lage empor. Mehrfache Mauerringe, ſtarke Tor- und Mauertürme wehren den anſtürmenden Feinden den Zugang zur auf der höchſten Spitze des Berges gelegenen Hauptburg. Für frühere Zeiten war Hohenſalzburg eine uneinnehmbare Feſtung. Man begreift daher die Empörung des ſtolzen Erzbiſchofs Paris Lodron, der einen bayriſchen Miniſter, als er für Bayern die Veſte als Pfand verlangte, mit einem derben Verweis ohne weiteres aus dem Fürſtentum verwies.

Von den beſonderen Merkwürdigkeiten der Burg erwähnen wir nur die reichhaltige Sammlung von Folterwerkzeugen, die einem das Gruſeln beibringen können. Da ſieht man einen alten Kopfſtuhl, eine Streckmaſchine, Weibergeigen, Leib-, Hals- und Armringe, Schellen, Springeiſen und dergleichen mehr. Das hohe Alter und die Bedeutung des Platzes erweiſt die Felſenhöhle des hl. Maximus, die zu einer Kapelle und einem Beinhaus umgeſtaltet iſt. Es war nämlich in früheren Zeiten Gebrauch, die Knochen der aus den Gräbern exhumierten Leichen in eigenen Beinhäuſern zu ſammeln. Da wurden nun die Schädel in Reihen geordnet und übereinander aufgeſchichtet und vielfach kamen die Anverwandten der Verſtorbenen, um vor den Totenſchädeln ihrer Ahnen Kerzen anzuzünden, Weihwaſſer zu verſprengen und Blumen zu ſtreuen und ſo eine Art antiker Totenopferfeier zu halten.